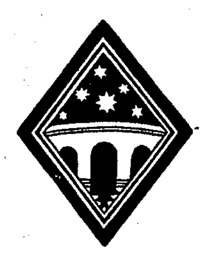
CAILLAUX
Meine Gefangenschaft



Meine Gefangenschaft

Vor der Weltgeschichte dargelegt von

Joseph Caillaux



Fünfte Auflage

Basel * Im Rhein-Verlag * Leipzig

1921

Deutsche Ausgabe von
Viktor Henning Pfannkuche

Altenburg, S.=A.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Meine Gefangenschaft

All denen, welche ...

All denen, die mich unterstützt haben im Laufe der Prüfungen, die ich seit nahezu zehn Jahren erdulden mußte; all denen, die es mir gedankt haben, daß ich den Weltfrieden erhielt an jenem Tage, wo ich in Verfolgung einer überlieferungstreuen Politik, deren Grundzeichnung ich schärfer herausstrich, die Krise von Agadir entknotet; all denen, die während der zweieinhalb Jahre meiner Folterung mich getröstet haben durch Zurufe des Vertrauens über die Gitter meiner Gefängnisse hinweg; all denen, die mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit die Etappen meines Schmerzensweges verfolgt haben; all denen, die mich so prächtig verteidigt haben durch die Feder, durch das Wort, durch enthusiastische Zurufe; allen den Männern, allen den Frauen, die als meine Zuhörer vor dem Staatsgerichtshofe oder als Leser meiner Verteidigungsrede mir die rührende Huldigung ihrer Sympathie darbrachten; allen den Männern, allen den Frauen, die am letzten Tage, an dem ich sprach, die Tribünen füllten und die Gewölbe des Senats widerhallen ließen von Beifall, dessen Echo sich weit über den Luxembourg hinaus fortpflanzte; allen den Männern, allen den Frauen, die mich begriffen oder erraten haben, bringe ich dieses Buch dar.

Ich habe es geschrieben ohne Haß — „Mein Herz ist für die Liebe da, nicht für den Haß," sagt die Antigone des Sophokles —, ich habe es geschrieben ohne Leidenschaft. Ich habe mich anstrengen müssen, um die Aufwallungen meines Wesens zu zügeln. Ich habe nicht gesagt, wie sehr man mich hat leiden lassen. Ich habe nur in abgeschwächter Darstellung die Behandlungsmethoden geschildert, denen ich unterzogen wurde. Ich habe nicht von den moralischen Schmerzen gesprochen, die man mich erdulden ließ.

Ach! der Schmerz der Nächte auf dem Lager der Zelle, wenn

man den fliehenden Schlaf zu erhaschen sucht und daran denkt, daß eine Regierung der nackten Brutalität, nur um die niedrigen Leidenschaften zu befriedigen, die ihre Gehilfen entfesselt haben, nur um eine weit ausgreifende demokratische Bewegung zum Stillstand zu bringen, vielleicht auch auf Geheiß geheimnisvoller Eingebungen, auf alle Fälle aber, um sich mit der Rolle des Retters zu schmücken, daß eine solche Regierung gegen einen Mann, den sie vorsichtigerweise vorher einkerkerte, die ungeheuerlichsten Anklagen zusammengeschleppt hat! Der Schmerz der Nächte, in denen man bedenkt, daß Millionen von braven Leuten die Lügen, die im Publikum verbreitet werden, annehmen könnten als brave Münze, ja, ohne Frage sie annehmen! Und man überblickt noch einmal sein Leben, und man stößt auf keine einzige Handlung, die nicht diktiert wäre durch die Liebe zum Lande, und die schärfste Gewissensprüfung bringt nicht einen einzigen Gedanken zum Vorschein, den nicht der Dienst am allgemeinen Wohl eingegeben hätte. Einzig ein Fehler: daß man von der Politik, von den Geschicken Frankreichs andere Auffassungen gehabt hat als die Herren der Stunde, daß man Wert gelegt hat auf die Vermählung des Glaubens an das Vaterland mit der Sorge um die Menschheit, großen Überlieferungen gemäß, daß man gleichzeitig die Gefahren jeglicher Art ins Auge gefaßt hat, denen das Vaterland ausgesetzt war, und auf alle Klippen, wie sie auch heißen mochten, den Blick gerichtet hat, daß man ängstlich die Zukunft erforscht und sich in gewissen Stunden das Wort von Vergniaud ins Gedächtnis gerufen hat: „Seid auf der Hut, daß nicht inmitten seiner Triumphe Frankreich jenen berühmten Monumenten gleiche, die in Ägypten die Zeit besiegt haben. Der Fremde, der vorbeikommt, staunt über ihre Größe. Will er aber eindringen, was findet er? leblose Asche und das Schweigen der Gräber!" Und da steigen nun aus der Hülle des Halbdunkels die Geister der Leute auf, die

wegen der gleichen Verbrechen der Gesinnung und des Denkens gehetzt wurden: die Ketzerführer, die Freidenker, näher unserem Blick die Staatsmänner der Revolution, deren Prozesse so eng verwandt sind mit dem, der am Horizonte steht, und viele andere noch; alle, alle bezichtigt dunkler Machenschaften, des Einverständnisses mit dem Feinde, gefährlicher Komplotte gegen die Sicherheit des Staates, und was weiß ich? „Unerschöpflich ist das Wörterbuch der Heuchelei und der Rechtsbeugung," rief Benjamin Constant aus. Unerschöpflich sind die Quellen der Verleumdung, sagt man sich, und neben den Malesherbes, den Vergniaud, den Danton gewahrt man die Männer, die, ohne das Martyrium der Schmachprozesse erduldet zu haben, bis aufs Blut bearbeitet wurden durch die Beleidigung, die ihnen das Leben kostete; man gewahrt Jules Ferry, Jaurès... große Schatten, die einen Zug bilden! Bewunderungswürdige Reihe, in der man mit Freuden Platz nehmen wird! Aber das Denken schwenkt um und würgt sich ab in der Angst der schlaflosen Nacht: wird man diesen letzten Trost haben? Die Bilder der großen Verfolgten erstrahlen auf der Leinewand der Geschichte... nicht alle..., es sind Männer da, die bis ins Grab an ihre Hüften geklebt das Nessushemd der Verleumdung trugen. Leiden für die Idee, Jahre hinbringen in einem Gehenna, angeklagt oder verurteilt wegen eines Überzeugungsverbrechens, ist nichts. Man kann seiner Zeit nicht dienen, ohne über sie hinauszuschreiten, und der Henker hat stets noch den Vorläufer belauert. Doch dies auszudenken: daß kraft der Lüge und ihrer Macht man im Abgrund der Schmach versinken kann, daß der Name, den man trägt, und der rein ist von aller Befleckung, mit Schlamm bespritzt werden kann... ein unerträglicheres Leiden gibt es nicht.

Einige Worte von einem Freunde, der nicht abfällt — das ist viel bei denen, die nichts schulden —, eine Blumensendung

von einem jener Demütigen, die in den volkstümlichen Versammlungen mit einer rührenden Glut den großherzigen Tribunen Beifall spenden, die wider die haßwürdige Ungerechtigkeit sich aufbäumen, Briefe von Unbekannten, von denen die einen ihren Glauben hinausrufen, von denen die anderen von den Wirren ihres Gewissens sprechen — dies alles zerstreut den schlimmen Traum, es gibt der stummen Meinung Ausdruck, die immer noch wacht. Um nun diese stumme Meinung lückenlos zu unterrichten — aufgeklärt wurde sie bereits durch die Abwickelung des Gerichtsdramas, durch die unglaubliche Langsamkeit der Untersuchung, durch die Umgestaltung des Hochverratsprozesses in einen politischen Prozeß, durch den Zuständigkeitsverzicht des Kriegsgerichts zugunsten des Staatsgerichtshofes, durch die Debatte vor dem Senat, durch den Zusammenbruch der Anklage, durch den Jammer eines Urteilsspruches, von dem einer der an ihm Beteiligten hat sagen können, daß er eine Freisprechung in Feigheit sei — darum habe ich diesen Band geschrieben.

„Ich zitiere dich vor Gottes Tribunal!" rief dem Könige von Frankreich der Großmeister des Templerordens, Jacques Molay, zu, wie er auf den Scheiterhaufen stieg. Ich aber, und mir zur Seite steht jene Weltmeinung, die ich anrufe, zitiere vor das Tribunal der Geschichte die direkten und indirekten Urheber, die niedrigen Handwerksknechte einer Machenschaft, die angezettelt wurde zu dem Zwecke, zugleich die Ausdehnung jener großen Rassen zu fördern, welche die Welt beherrschen wollen, und die Gegenrevolution, deren Thronbesteigung, wenn sie stattfinden sollte, die Totenglocke eines entgleisten Frankreichs läuten würde.

J. Caillaux.

Erstes Kapitel.

Reform und Reaktion — Krieg oder Friede — Clemenceau und Jaurès.

An den Kopf dieses Buches, in dem ich die Marter beschreiben will, die einige Jahre hindurch mein Leben umschnürte, und die ich, ich merke es, vollständig nur erklären kann, wenn ich meinen Bericht ausweite, will ich eine doppelte Inschrift setzen.

Nachdenklich seinem Schicksal zugewandt, hat Mirabeau von dem Haß gesprochen, mit dem die Leute seiner Kaste die Männer bedenken, die aus ihren Reihen hervorgegangen sind und sich befleißigen, der großen Sache der Volksansprüche zu dienen. Er hat die Aristokraten gezeigt, wie sie diejenigen, denen sie ihre Abtrünnigkeit vorwerfen, verfolgen mit unerbittlicher Strenge in der doppelten Absicht, „zu entmutigen jeden, der etwa in Versuchung ist, ihnen zu folgen; und Schrecken einzuflößen durch die Wahl des Opfers". Die Großbourgeoisie, die sich zum leeren Platze der Adligen erhoben hat, hat sich eine beherrschende Stellung angeeignet, in der sie eine Sicherung zu finden gedachte für ihre neuen Privilegien, die sie in die Form der alten Vorrechte gegossen hatte. Genau wie die Pairs des Grafen von Mirabeau, empfinden die Großbürger des zwanzigsten Jahrhunderts eine instinktive Abneigung gegen alle, die ihnen durch Geburt angehören, die jedoch durch Denkweise, natürlichen Hang ihres Geistes, sachliches und unbestochenes Studium der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen zur Demokratie hinneigen; gegen alle, die durchtränkt sind von der Idee, daß die Gesellschaft, die der französischen Revolution entsprang, leben und sich entwickeln kann nur unter der Bedingung, daß sie von Zeit zu Zeit sich reformiert und erneuert. Den Erben des alten Adels macht es Mühe, zu begreifen, daß man, wie Sieyès es

ihren Vorfahren im Jahre 1788 riet, „sachte der Auswirkung der Zeit, den Einflüssen der Belichtungen nachgeben muß"; sie lassen sich nur schwer davon überzeugen, daß das Interesse, wenn es sich mit der Pflicht vereinigt, den Fürstenklassen gebietet, ihre Reihen zu öffnen, der Vernunft gemäß Platz zu machen den Wartenden und der Furcht aus dem Wege zu gehen — „einem entsetzlich französischen Übel in der Politik" sagt Gambetta, „dem schlimmsten unter den Ratgebern einer Nation", so fährt er fort — der Furcht, die denen, die sich in den oberen Schichten ihr hingeben, verheimlicht, daß sie in den unteren Schichten den Geist des Abenteuers und der Gewalttätigkeit weckt. Sie halten es für förderlicher, die Weisen zu verjagen, welche die Angleichungen und die Zugeständnisse predigen.

„Die der Revolution gedient haben, die haben das Meer gepflügt," rief Bolivar im Sterben aus. Die Männer, die gleich dem Befreier Südamerikas sich dem demokratischen Fortschritt geweiht haben, die sich bemüht haben, die Klassen in ihren Interessen auszusöhnen, sie einander nahezubringen, die Ernten des kommenden Tages vorzubereiten, indem sie den Günstlingen des Glückes die zweckdienlichen Opfer auferlegten — sie haben in gewissen Stunden, wenn die Haßgefühle, von denen Mirabeau sprach, auf sie niederwuchteten und in ihr Dasein tragödienhafte Episoden einsprengten, sich jenes Wortes entsinnen und eine Parallele ziehen können, die nicht ohne einige Melancholie verläuft, zwischen dem hartnäckigen Reformator, der in der Vereinsamung mit dem Tode kämpft, und denen, die aus den volkstümlichen Schichten hervorgingen und die Sache der Revolution im Stiche ließen, nachdem sie getan hatten, als wollten sie ihr dienen. Ungefähr zu der Zeit, da Bolivar unterlag, fischten Fouché und seinesgleichen manchen Schatz aus dem weiten Brackwasser der Politik... Aber was ist denn der scheinbare Sieg

des Zynismus und der Abtrünnigkeit wert? Der Heros des lateinischen Amerika würde das gleiche Leben neu begonnen haben, wenn sich das Leben wiederholen ließe. Er würde es anderen — niemals wird es an solchen fehlen! — überlassen haben, Fouché zu folgen oder ihn fortzusetzen.

Die beiden Prägungen, die ich vors Auge rufe, fassen mein öffentliches Leben ein, von dem ich nur die eine seiner Phasen erzählen werde, von dem ich indessen sagen muß, daß sein Ausgangspunkt mir die Feindseligkeit der Royalisten eintrug, denen ich den Wahlkreis von Mamers wegnahm. Die Konservativen würden mir vergeben haben, wenn ich im Lager der gemäßigten Republikaner geblieben wäre, die darauf bedacht sind, die Macht der Kirche und die Interessen der reichen Klassen zu schonen. Ein Jahr jedoch nach meinem Eintritt in die Kammer war ich Finanzminister im Kabinett Waldeck-Rousseau; ich nahm mein Teil Verantwortlichkeit auf mich bei der Einbringung des großen Gesetzes über die Assoziationen und bei der Abstimmung darüber. Ich brachte vor allem die Reform der Steuern auf alkoholische Getränke und der Erbschaftssteuer zum Ziele. Ich bereitete die Neugestaltung der Zuckersteuer vor, und schon damit schuf ich die Umrisse einer Politik fiskalischer Erneuerung, die ich unaufhörlich fortentwickeln mußte und deren charakteristische Merkmale waren: Herabminderung der Steuern auf die Artikel des unmittelbaren Bedarfes, erhöhte Besteuerung der vermögenden Klassen. Seitdem ist mir der Krieg erklärt worden von allen, die nicht begreifen wollen, daß man die Forste nur unter der Bedingung gesund halten kann, daß man das morsche Holz herausschlägt, ja, selbst von allen, die dunkel die Notwendigkeit von Reformen einsehen und sich dennoch mit einem verzweifelten Egoismus an die Vorteile klammern, die sie in Händen halten. Die Feindseligkeiten, deren Gegenstand ich bin, dehnen sich aus, je mehr die Jahre dahinfliegen und man mich meine Finanz-

politik zuschärfen sieht. Ein Augenblick der Ruhe zwischen 1902 und 1906, während ich mich abseits von den Geschäften halte! Wie ich jedoch die Leitung der Geschäfte des Finanzministeriums im Kabinett Clemenceau wieder übernehme und in einem lange erwogenen, mit Mühe und Sorgfalt aufgebauten Entwurf meine ganze Steuerdoktrin zum Ausdruck bringe, da bricht die Wut aus in den konservativen Kreisen, mit denen die Presse sich zum Chorus vereinigt. Ich habe an anderem Ort in einem Essay, der ohne meine Mitwirkung und wider meinen Willen den Tag erblickte, von der Umgestaltung gesprochen, die sich seit einigen Jahren im Journalismus unserer Zeit vollzogen hat. Zur Stunde, so schrieb ich, ist es für die Männer der Politik ein Gemeinplatz, wenn man in den großen Weltstädten und insbesondere in Paris das Schwinden der parteipolitischen, programmatisch gerichteten Zeitungen gegenüber der großen Nachrichtenpresse feststellt. Das große Nachrichtenblatt mit seinen Auflagen von mehreren hunderttausend Exemplaren, ja bisweilen von mehr als einer Million, stellt eine weitschichtige Unternehmung dar. Es bedeutet ein großes Geschäft, das ein Kapital von mehreren Millionen, oftmals von einigen zehn Millionen erforderlich macht. Ihre Leiter und Geldgeber müssen zwangsläufig den reichen Klassen angehören. Soweit die Republikaner der Linken auf die Ausführung eines rein politischen Programms ausgingen, dessen Grundlage der Antiklerikalismus war, feilschten die Geschäftsleute, die Herren der großen Zeitungen, nicht um ihre Mitwirkung. Was bedeutete für sie die Auflösung der Orden, die Trennung von Kirche und Staat? An dem Tage aber, wo dieses Programm erschöpft war und die Partei der Linken die Absicht kundgab, an die sozialen Reformen, an die Finanzreform heranzugehen, und wo sich am Horizonte das Gespenst der Einkommensteuer abzeichnete, da änderte sich alles. Wehmut befiel sie bei dem

Gedanken, daß sie eine erhebliche Abgabe von ihren ungeheueren Einkünften ertragen sollten, Furcht bannte sie vor allem angesichts der ärgerlichen Indiskretionen über die Bedeutung und die Herkunft ihrer mit rasender Schnelligkeit aufgestapelten Vermögen, und die Kapitalisten, welche die großen Informationsorgane in Händen hielten, mitsamt der Kundschaft, die sie umgab, verbanden sich unter der Oberfläche langsam mit den Konservativen. Von diesem Zeitpunkt an wurde der Mann, welcher der Fiskalreform Leib gegeben hatte, die schon lange vor dem Lande umstritten wurde, für die man aber vor ihm die entscheidende Formel nicht gefunden hatte, die Zielscheibe ihrer Angriffe. Wer unter ihnen einige Weiträumigkeit des Denkens besaß, war um so heftiger aufgeschreckt, als er gewahrte, daß die Einkommensteuer für ihre Interessen verhängnisvoll war weniger um der Dinge willen, die sie in sich selbst umschloß, als um der Dinge willen, die sie vorbereitete. Sie faßten es so auf, daß sie das Vorspiel für wirtschaftliche und soziale Systeme werden müßte, die Frankreich zerhobeln würden; sie begriffen, daß die Reform mit einer Katasterverbuchung der Vermögen enden und so den öffentlichen Gewalten die Mittel liefern würde, den plutokratischen Ausschreitungen den Riegel vorzuschieben, die aus großen geschäftlichen Unternehmungen wie aus den Ereignissen entstehen können, um einem jeden nach seinem Wuchs die Lasten jeder Art zuzuschneiden, welche die Notwendigkeiten der Stunde, die Bedürfnisse sozialer Solidarität der Nation gebieterisch auferlegen würden. Eine große Umgestaltung in Sicht! heilbringend und gesund — kein denkender Mensch kann daran zweifeln — aber abträglich all denen unter den Machthabern des Tages, die um jeden Preis sich die ebenso notwendigen wie vorübergehenden Schmerzen des Wohltäters Fortschritt ersparen wollen! Um der Umgestaltung vorzubeugen, um zum mindesten ihre Fälligkeitstermine hinauszuzögern, ist der Ver-

wegene niederzuschlagen, der einen Neubau des alten fiskalischen Hauses im Schilde führt, das so bequem für die Ruhe der Groß-Bourgeosie eingerichtet war. Alle Hebel sollen in Bewegung gesetzt werden zu diesem Ziel und Ende.

An Helfern konnte es um so weniger fehlen, als der in Frage Stehende Charakterfehler hatte — es kommt vor, daß er das Wort von Jules Ferry wiederholt: „Die Charakter haben, haben gewöhnlich einen schlechten" —, und als er sich gewisse .... Herrschaften entfremdet hat, ja noch kräftig weiter entfremdet durch die unbeugsame Rauheit, die er in die Leitung der Staatsgeschäfte hineinträgt. So heikel die Darstellung auch ist, die ich geben will, ich darf sie doch nicht beiseite lassen. Um alles nach Gebühr zu verzeichnen, muß ich auf meine Vergangenheit zurückgreifen.

Als Sprößling eines bürgerlichen Geschlechtes, das aufmerksam über seine Interessen wacht, das ohne Frage auf das Geld bedacht ist, von dem es weiß, daß es die Rüstung seiner Kaste ist, das aber, von Grund aus anständig, keine andere Quelle der Bereicherung kennt als glückliche Kapitalsanlage und insbesondere, vor allem anderen, Sparsamkeit, als Abkömmling höherer Ministerial- und Magistratsbeamten von peinlicher Rechtschaffenheit, als Sohn eines Hochbau-Ingenieurs, dessen Karriere beinahe zerschellt wäre, weil er mit Heftigkeit die Schiebungen gewisser Unternehmer aufdeckte, die sich auf Staatskosten bereicherten — bin ich aufgezogen worden in Abscheu vor ungesetzlichem Gewinn. Die zehn Jahre, die ich in der Finanzinspektion damit zugebracht habe, den geringsten Verfehlungen von Verwaltungsbeamten oder Buchhaltern an den Silberlingen der Öffentlichkeit nachzuspüren, haben die geistigen Linien noch zu stärkerer Betonung gebracht, die

Familiensinn und Erziehung mir eingeprägt hatten. Im politischen Leben bin ich Finanzinspektor geblieben und Sohn eines Ingenieurs vom Brücken- und Chausseebau. Nicht allein habe ich das Vermögen Frankreichs, als es mir anvertraut war, wie mein eigenes Erbteil verwaltet — nein, sowie ich im Umkreis der öffentlichen Geschäfte oder im gelegentlichen Zusammenhang damit gewisse Versuche wahrnahm, habe ich mich nicht darauf beschränkt, sanft beiseite zu schieben; mit rauher Hand habe ich niedergedrückt. Ich habe es nicht einmal daran fehlen lassen — fraglos, meinem Temperament gemäß, etwas zu lebhaft —, diejenigen zu geißeln, die derartige Manöver versuchten, mochte ihre Stellung oder ihr Stand sein wie er wollte.

Daher nun eine üppige Ernte von Feinden!

Finanzpublizisten, verdächtige Zwischenhändler zwischen der Geschäftswelt einerseits und der Presse andererseits, Emporkömmlinge, durch unverschämte Schliche bei großen nationalen Unternehmungen reich geworden, begierig, ihren üppigen Wohlstand noch weiter zu häufen, all diese Leute, die gewohnt sind, ohne Arbeit, nur durch gesellschaftliche Beziehungen Unsummen zu verdienen, sind hinter den Politikern her, die ihre Machenschaften dulden oder zum mindesten so tun, als würden sie ihrer nicht gewahr. Nur für diese Leute haben sie eine tätige Sympathie. Gezwungenermaßen ertragen sie — mit wohlwollendem Mitleid — die ehrlichen Leute, die in der Macht sitzen und sich nicht für ihre Absichten hergeben, aber den Mut nicht haben, sie zu schmerzhaft vor den Kopf zu stoßen. Die aber die Stimme erheben, die ihnen den Weg sperren, sie werden der Gegenstand der heftigsten und leidenschaftlichsten Kampagnen.

Wie viele Tatsachen könnte ich anführen!

Zwei will ich herausheben. Eines Tages gegen Ende 1910 — ich saß nicht in der Regierung — erfuhr ich, daß, entgegen

dem Gesetz, die Zulassung eines gewissen fremden Wertpapiers in Losen zur Kotierung an der Börse in Aussicht genommen werde. Man berief sich auf einen Präzedenzfall. Ich gebe die Absicht zu erkennen, mich dem zu widersetzen. Man sucht mich auf und setzt mir auseinander: der Direktor eines großen Presseunternehmens hat einen Pack von diesen Titeln gekauft, und ein äußerst reichlicher Verdienst ist ihm zugesichert worden für den Fall, daß die fraglichen Werte kotiert werden. „Wem tut das weh?" fragt man mich. „Ganz einfach: dem kleinen Sparvermögen, das zu teuer Titel kaufen wird, die es verführen, von denen es jedoch ferngehalten werden soll nach der weisen Absicht des Gesetzgebers", war meine Antwort, und ich schloß mit der Ankündigung, daß ich interpellieren würde. Natürlich war nun von der Unternehmung nicht mehr die Rede. Aber man verzieh es mir nicht, daß ich ein so schönes Projekt zuschanden gemacht.

In meinem Buch über Agadir habe ich die Angelegenheit N'Goko-Sangha klargestellt. Ich habe es unterlassen, zu vermelden, daß man mir zugunsten des Versuches, dem Staat eine Entschädigung abzuschwindeln, auf die weder rechtlich noch der Sachlage nach ein Anspruch bestand, einen Senator auf den Hals schickte, einen Anwalt der Gesellschaft, der die Frage, von der ich nichts wußte, in meinem Ministerialbureau anschnitt. Meine etwas ungeschminkte Antwort wurde mir niemals vergessen. Ich hatte Gelegenheit, dies zu spüren im Laufe des Prozesses vor dem Staatsgerichtshofe. Als die Geschäftsleute, welche die N'Goko-Sangha leiteten, das berühmte Konsortium erfunden hatten, das heißt, die Fusion der französischen Gesellschaft mit einem deutschen Unternehmen, oder besser gesagt, die Aufsaugung der französischen Gesellschaft durch die deutsche und infolgedessen die Aufgabe eines Teiles vom Kongo zu Deutschlands Gunsten, da wurde noch einmal um meine Zustimmung zu

dieser schauderhaften Transaktion durch den Direktor einer großen Zeitung — wohlverstanden, einen Nationalisten; er ist heute Senator — geworben. Da diese Einflüsterungen keinen anderen Erfolg hatten als die Verschärfung meines Widerstandes gegen dieses ungeheuerliche Unterfangen, so diente ich von diesem Augenblicke an einem leidenschaftlichen Feldzug des großen von ihm geleiteten Organs als Zielscheibe. Es versteht sich von selbst, daß man dort ohne Unterlaß über meinen Patriotismus zu Gericht saß.

Aretino schrieb einst an Michelangelo, der ihm eine Zeichnung verweigert hatte, einen Brief, der aufs strengste die Schamlosigkeit der Figuren in der sixtinischen Kapelle tadelte!

Zu der Feindseligkeit der Geschäfts- und Presseleute, die sich entweder von den Gründen leiten ließen, von denen ich eben sprach, oder von der Furcht vor Reformen besessen waren, mußte sich die heftige Gereiztheit der nationalistischen Partei fügen. Bis 1911 war ich der wegen der Einkommensteuer hassenswerte Finanzminister, dessen Unbeugsamkeit in der Verwaltung das Ärgernis war. Nur dieses. Nach Agadir war ich nicht allein der Mann der Steuerreform, nein, auch der Mann, der den Fuß gesetzt hatte auf Kriegsgelüste, der den Krieg verhindert hatte.

Ich will natürlich nicht die Darstellung meiner Politik im Jahre 1911, wie ich sie in einem Buche gegeben, wieder aufnehmen. Die traditionelle Politik der republikanischen Partei! Eine Politik europäischer Aussöhnung, deren Hauptgegenstand die Sorge war, der ungeheueren Katastrophe vorzubeugen, die meinem Blick am Horizonte sich zeigte. Eine Politik, die mir diktiert wurde durch die Sorge um die Erhaltung einer Kultur, deren Zerbrechlichkeit ich kannte! Eine Politik, die überdies ge-

bieterisch erheischt wurde durch den Zustand unserer Bündnisse, durch die Unzulänglichkeit unserer militärischen Vorbereitung. Eine Politik, von der ich unermüdlich sagen werde, daß sie mein Land erhalten hat. Eine Politik, die nichtsdestoweniger ins Werk gesetzt werden konnte nur durch Übersteigung der Widerstände, die ebenso unüberlegt waren, ebenso reich an Selbsttäuschungen wie diejenigen, die dank dem Größenwahn des Herzogs von Gramont und seiner Beamten, dank der Schwäche eines Ollivier im Jahre 1870 hatten obsiegen können. Die gleiche Geistesverfassung am Quai d'Orsay 1911 wie 1870. Der Minister des Auswärtigen hat einfach nur den Namen gewechselt; der Herzog von Gramont nennt sich M. de Selves.

Die Politik des Maßhaltens und des gesunden Menschenverstandes, der ich in der Kammer Übergewicht verschafft hatte, würde ohne Frage im Senat trotz den stumpfen Widerständen von Konsulatspersönlichkeiten triumphiert haben, die ungeduldig darauf warteten, meine Nachfolge einzuheimsen, wäre ich nicht von einem Winkel der Senatskommission aus, die beauftragt war, den Vertrag vom 4. November 1911 durchzuprüfen, von meinem ehemaligen Ministerpräsidenten aus dem Jahre 1906, von Clemenceau, belauert worden.

Zweifellos werde ich eines Tages Clemenceaus Bildnis in ganzer Figur malen. Ich werde schreiben, was ich weiß, was meine Vorgänger und Führer in der Politik mir beigebracht haben, ich werde nach sorgfältiger Prüfung und Berichtigung die Erzählungen von Botschaftern, von Beamten des Sicherheitsdienstes, von großen Geschäftsleuten wiedergeben, die sich Clemenceau nähern konnten oder sich mehr oder weniger eng mit seinem Leben verknüpften. Erst später werde ich versuchen, diese Erscheinung in all ihrer Aufgewühltheit auf ihre Formel zu bringen. Im Augenblick liegt es mir nicht, mich dem Vorwurf auszusetzen, und sei er auch ohne Berechtigung, daß ich

die Ungerechtigkeit, deren Opfer ich gewesen bin, auf den Mann zurückschlagen lasse, der sie beging. Gewiß werde ich im Laufe dieses Berichtes den Namen Bolo berühren: ich hatte zu ihm, genau wie zu vielen anderen, Beziehungen, von denen man zugeben mußte, daß sie rein gesellschaftlich blieben; den Namen Cornelius Herz: dieser bayerische Finanzschmuggler hielt — zu welchem Ende? und mit was für Geld? — die Zeitung des Herrn Clemenceau aus und starb in Bournemouth unter der Hülle des Geheimnisses. Wenn ich sprechen werde von Lenoir, dessen Namen man ohne Gelingen hartnäckig mit dem meinen zu verkuppeln versucht hat, so wird mich das hinleiten müssen auf die Bemessung der Intimität, die Clemenceau mit dem Propagandachef des Finanzministeriums verband, und auf die Frage, wie es kommen konnte, daß man, ohne von einem Einspruch der Zensur zu hören, im Jahre 1917 an den Mauern von Paris ein Plakat angeschlagen sah mit heftigen Angriffen auf Clemenceau und der Überschrift: „Von Cornelius Herz zu Rosenberg über Lenoir.“ Aber ich werde diese Dinge nur streifen: ich lasse die Chronik beiseite und verlange wenigstens heute nicht von ihr, daß sie die Geschichte kommentiere.

Es soll mir genügen, wenn ich in großen Zügen mit einigen Pinselstrichen den großen Politiker dargestellt habe, dem man sich oft durch eine Formel verbildlicht hat, die — der Wortlaut ist ohne Belang — den wilden Geist der Zerstörung vors Auge beschwört, der in ihm lebt. Kein Zweifel! In Zerstörung haben Clemenceaus Taten gegipfelt. Aber sie ist nur einer seiner äußeren Aspekte, ist nur das Ergebnis seines Wesens, und ich will versuchen, dieses Wesens Gründe zu entwirren, ohne dabei zu vergessen, daß unser Michel de Montaigne geschrieben hat: „Der Mensch ist, im ganzen und in allen Teilen, nichts als Stückwerk und Gemengsel.“

Clemenceau ist überzeugt, daß die Welt geleitet wird durch

die „Heroen", von denen Carlyle spricht. Er hat sich selbst in der ersten Reihe dieser Halbgötter niedergelassen kraft der Entfaltung eines Hochmuts ohnegleichen, der ihn verzehrt. Da das Schicksal seine Thronbesteigung gebeut, das Schicksal, das ihm Genie eingeflößt hat, ist jedes Verfahren löblich, das diesen Zielen dienen kann. Um sie zu verwirklichen, um die Hindernisse umzustürzen, die vor ihm sich aufrichten, muß Clemenceau inmitten der Menschen und der Ideen herumwirbeln und im Sperberflug rechts und links die Menschen und die Gedanken aufgreifen, von denen er gerade glaubt, daß er sich ihrer bedienen kann im Kampf gegen seine Widersacher — und er muß nach dem Angriff in die Ecke werfen, was ihm gerade als Hemmklotz erscheint, und zurückbehalten, was er gerade noch weiter nutzbar machen zu können glaubt, in aller Bereitschaft übrigens morgens auszuwechseln, in ewiger Geneigtheit zu kreisen, sich hier oder dort niederzulassen, von allen Enden des Schlachtfeldes die Menschen und die Dinge zusammenzukehren, schnell fertig damit, die Dinge auf den Schutt zu werfen und die menschlichen Wesen zu zerbrechen, mit jener Wildheit, für die der Beiname, dessen er sich erfreut, das Symbol ist. Ein großer Journalist vergangener Tage hat, wie er über Clemenceau im Morgenrot seiner Laufbahn schrieb, gesagt, einer seiner bestimmenden Charakterzüge sei „die fliegende Unbestimmtheit seiner eigenen Ideen"; der Sperber war damals auf seinen ersten Flügen. Hätte J. J. Weiß länger gelebt, hätte er die mannigfachen Flugbahnen des Raubvogels verfolgen können, so würde er gewahrt haben, daß „die fliegende Unbestimmtheit der Ideen", die er ganz richtig vermerkte, sich mit einer Taktik verband und daß gefräßige Machtgier die Unschärfe und Unbeständigkeit der Persönlichkeit erklärte; er würde ihn gesehen haben, wie er am Wege der Zeit alle politischen Reformen zerpflückt, wie zum Beispiel die Revision der Verfassung, für die er selbst agitiert,

die er aber in Wirklichkeit nur wegen ihrer Spitze gegen die Inhaber der Macht unterstützt hatte; er würde begriffen haben, daß Clemenceau Theorien kannte nur im Gegensatz zu irgendwem; er würde festgestellt haben, daß erst nach vielfältigen und verschiedenartigen Schlachten der Mann der Politik den Versuch machte, sich aus den zusammengestückten Flittern des ewigen Oppositionshelden einen Mantel à la Richelieu zu schneidern. Clemenceau beschränkte sich übrigens darauf, zwei Stücke, ungleich in Ausmaß und Wesen, aneinanderzunähen: in der inneren Politik hielt er fest an der Trennung von Kirche und Staat; in der äußeren Politik an dem Bündnis mit England. Völlig fremd den wirtschaftlichen und finanziellen Fragen — die sein Hochmut, da er sich aus seiner Unkenntnis fast noch einen Ruhmeskranz windet, für belanglos hält — klammerte er sich an den Antiklerikalismus, der ihm den Kontakt mit der Demokratie verschaffte. Zu überlegen indessen, um sich mit einem engen Programm zu begnügen, behauptete er, eine ganze Doktrin liege eingeschlossen in der Trennung von Kirche und Staat, von der er sich, in aller Aufrichtigkeit, glaube ich — wie viele Male hat er es nicht mir selbst versichert? — einbildete, daß ihre Inangriffnahme allein der Ausgangspunkt sein würde für eine Reihe von Reformen und eine Umwälzung in der französischen Denkart. Unglaublich kindlich!

In der äußeren Politik schweißte sich Clemenceau an England fest. Erst ganz kürzlich, am 6. Februar 1920, schrieb ein englisches Blatt in Alexandria, „The Egyptian Gazette", gelegentlich der Begrüßung, die es der Ägyptenreise des ehemaligen Oberhauptes des Regierung widmete: „Als Feind Deutschlands hat er den teutonischen Angriffsabsichten gegenüber niemals andere Möglichkeiten ins Auge gefaßt als die Hilfe von seiten Englands: und aus diesem Grunde hat er sich im französischen Lager immer entschlossen jeglicher kolonialen Expansionspolitik

entgegengestemmt, die imstande gewesen wäre, der englischen Herrschaft über die Meere Schwierigkeiten zu bereiten." Mancher wird sich fragen, ob die Wahrheit nicht anderswo liegt, ob Clemenceau nicht gegen Kolonialpolitik gewesen ist, weil Gambetta und Ferry eine Mittelmeerpolitik verfolgten, ob seine Ideen ihm nicht aufgedrängt worden sind durch seine Taktik stetiger blinder Feindseligkeit. Eine Frage, die in zweiter Linie kommt! Wichtig, daß Clemenceau an dem Tage, wo er in der ägyptischen Angelegenheit Stellung nahm, eine tief wirkende Verpflichtung einging, vielleicht ohne es zu wollen, und seitdem nicht allein dem Bündnis mit England — da hatte er richtig gesehen —, sondern bewußt oder unbewußt auch der Unterordnung Frankreichs unter England verpflichtet blieb. Am 18. Juli 1882 sagte Gambetta, der das Ministerium Freycinet unterstützte, das eine bewaffnete französische Intervention an Englands Seite an den Ufern des Suezkanals predigte, in einer großen Rede, in der er die verlangten Kredite billigte, auf daß „das Mittelmeer der Schauplatz französischen Handels bleibe": „Ich bin ein aufrichtiger Freund der Engländer, aber das geht nicht so weit, daß ich ihnen die französischen Interessen opfere ...; meine ernstlichste Befürchtung ist, daß Sie England Ländereien, Flüsse und Durchfahrtsstraßen ausliefern — und zwar für ewig —, in denen zu leben und Handel zu treiben Sie das gleiche Recht haben wie England."

Die ganze französische Politik liegt in diesen Sätzen. Clemenceau bekämpfte sie und feierte einen Triumph über Gambetta, er spielte die Karten des imperialistischen England, das insgeheim das Scheitern der gemeinsamen Expedition wünschte, die es offiziell vorgeschlagen hatte. Seitdem war er eingefangen in einem außenpolitischen System, an das er sich in der Folgezeit halb aus Leidenschaft — ich schiebe die Gründe beiseite, die ihm vielleicht Cornelius Herz geliefert hat —, halb aus Mangel

an Überlegung klammerte. Denn dieser starke Geist, diese hohe Intelligenz, dieser harte Wille: sie werden nicht allein durch einen maßlosen Hochmut befleckt. Der Übermensch ist noch mit einem anderen Mangel geschlagen: mit einem verwunderlichen, fast unbegreiflichen Leichtsinn.

Gambetta, dessen Urteil über ihn keine Nachsicht kannte, schätzte ihn ein als boshaften Star. Auch er hat auf diese Weise nur eine Seite dieses Mannes zum Ausdruck gebracht, dem er, wie es heißt, ausführlicher seinen Platz angewiesen hat in einem Briefe, in dem er voraussagt, daß auf der Erde, über die Clemenceau geschritten ist, kein Gras mehr wachsen wird. Das ist die richtige, endgültige Formel. Sie wird das Leben Clemenceaus zusammenfassen, der seine erste Entwicklung während einer Periode des Aufbaus erlebte, in der er, so gut er es konnte, dem großen Werk der Aufrichtung eines Frankreich jenseits der Meere geschadet hat, an dem die Werkleute der dritten Republik hartnäckig arbeiteten, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre — glücklicherweise —, die Ausdehnung des Vaterlandes zu lähmen. Der Endabschnitt dieses Daseins ist in Blüte geschossen in einer Phase, in der ihm alles zu Gefallen ging, in einer jener zerstörenden Phasen, die bisweilen auf Erden wüten, und deren Anbrechen vorbeugend zu verhindern die Pflicht der Staatsmänner ist, deren Sturmschäden einzudämmen sie sich zum allermindesten befleißigen müssen. Clemenceau hat sie ausgebreitet und vervielfacht. Nach fortgesetztem Versuch, durch unerbittliche Kritik alle Kriegsregierungen niederzureißen, hat er das Ziel erreicht, sich selbst an ihre Stelle zu schwingen, wobei er einen Schlammhaufen als Stützpunkt wählte. Mit vollen Händen den Argwohn ausstreuen, Verrat schreien in einem Lande, in dem man immer geneigt war, begangene Fehler durch niedrige Verbrechen zu erklären, sich mit den Royalisten verbünden, um dieses edle Beginnen zum guten Ende zu führen —

das war der erste Abschnitt seines Werkes. Als Deutschland, an den Ufern der Marne und vor Verdun besiegt, lange vor des Übermenschen Aufstieg zur Macht seine Kniee gebeugt hatte vor dem Ansturm unserer amerikanischen Verbündeten und unserer Soldaten, da führte Clemenceau seine Aufgabe zur Erfüllung, indem er Verträge bastelte, welche der angelsächsischen Allmacht die Weihe geben und dabei, einem Ausdruck gemäß, der nicht mein Eigentum ist, das Mindestmaß von Frieden in dem Höchstmaß von Anarchie umschließen. So wird er bald seine Laufbahn gekrönt haben, da er die Moral seines Landes zerrüttet, der Königsherrschaft das Bett bereitet und sich bemüht hat, aus Frankreich einen Vasallen Englands zu machen, der vereinzelt dasteht inmitten eines balkanisierten Europa.

Er leitete diese weitschichtige Unternehmung ein gleichzeitig mit dem Sturz der Regierung, an deren Spitze ich stand, im Januar 1912 — womit er seine gewohnte Tätigkeit fortsetzte. Die Leute von der „Action Française" haben oftmals nicht ohne Grund verzeichnet, daß von dieser Epoche her eine Neuorientierung in der Regierung datiert, und daß das Ministerium Caillaux die große republikanische Periode abgeschlossen hat, die seit 1899 lief. Die Nationalisten, für die nach ihrem eigenen Geständnis Clemenceau auf diese Weise gearbeitet hatte, glaubten, sie hätten gewonnenes Spiel und würden nun ihre Einsätze kassieren oder würden zum mindesten, gestützt auf die starken geschäftlichen Kräfte, von denen sie sich unterstützen ließen, ihren Absichten freien Lauf lassen können. Die Freude, die ihnen dieser unerwartete Erfolg einflößte, war so gewaltig, ihre Befriedigung war so lückenlos, daß sie, in der Vorstellung, sie hätten freies Feld vor sich, die Fortsetzung des heftigen Pressefeldzuges vernachlässigten, den sie gegen mich veranstaltet hatten, während ich noch in der Macht saß. Erst als sie gewahrten, daß ich immer noch eine überwiegende Stellung in der Kammer

einnahm, daß ich dabei beharrte, meine Politik der Mäßigung nach außen hin, der Reform im Inneren zu fördern und zum Triumph zu bringen, erst als ich im Oktober 1913 Haupt der radikalen Partei geworden war und nun im Dezember desselben Jahres das Ministerium Barthou stürzte, das die meinen Zielen entgegengesetzte Politik ausprägte, erst da begannen die enttäuschten Chauvinisten, die furchtgebannten Konservativen von neuem mit einer ganz außerordentlichen Wut den Kampf gegen mich. An die Spitze der Bewegung stellte sich ein Mann und eine Zeitung.

Ich würde den Wunsch gehegt haben, daß gewisse Namen mir nicht in die Feder liefen, und würde Abstand genommen haben von ihrer Nennung, wenn man sich nicht bemühte, Legenden zu verewigen, denen ein Ziel zu setzen ich Recht und Pflicht habe. Ich habe das Recht und die Pflicht, nach den Untergründen des außerordentlichen Feldzuges zu forschen, den man gegen mich veranstaltete. Ich werde es tun mit aller erdenklichen Mäßigung. Ich werde nicht erinnern an eine gewisse skandalöse Bereicherung, zu deren Erklärung die Freigiebigkeit eines Emporkömmlings nicht genügt — es gibt im Leben der Geschäftsjournalisten Geheimnisse, auf deren Aufhellung man lieber verzichtet —; ich will mich darauf beschränken, vier unumstößliche Tatsachen zu verzeichnen und eine Frage zu stellen.

Es kann nicht bestritten werden, daß die Palast-Revolution, die vor bald zwanzig Jahren in der Rue Drouot eintrat, und deren Ergebnis eine Umschichtung in der Leitung des Blattes war, dank der Mitwirkung der Dresdener Bank ins Werk gesetzt wurde, die vertreten war durch einen Herrn Bayer. Das ist festgestellt worden durch einen Urteilsspruch, und wenn seine Wendungen nicht bestimmt genug erscheinen, dann könnten doch seine Feststellungen bekräftigt werden durch Zeugenaussagen, die

mir bekannt sind. Ohne sich im Ton zu überheben, kann man versichern, daß deutsches Gold eine neue Persönlichkeit in das Direktorialkabinett des „Figaro“ geschoben hat.

Der Kontakt zwischen der Zeitung und der deutschen Finanz hat zweifellos fortbestanden: denn im September 1911, mitten in den Verhandlungen von Agadir, legt ein Leitartikel die Zulassung deutscher Werte zur Notierung an der Pariser Börse nahe. Eine Anregung in schüchterner Formulierung, die ein einmütiges Konzert von Protesten erweckt. Die Regierung, an deren Spitze ich stehe, beeilt sich zu erklären, daß eine derartige Regelung nicht ins Auge gefaßt werden könne. Das Geschäft ist fehlgeschlagen. Fortan wird man mit größerer Zurückhaltung vorgehen.

Einige Wochen später befindet sich eine Macht, von der man sagen darf, daß im Jahre 1911 ihre Regierung sich nicht gerade mit Frankreich verbunden hatte, im Zwiespalt mit der Regierung der Republik. Sie sucht Mitspieler in der französischen Presse, und sie findet solche gegen Bezahlung, o, gewiß! Telegramme, die im Ministerium des Innern entziffert werden, setzen den Präsidenten des Ministerrats in Kenntnis von seltsamen Verhandlungen. Er liest im besonderen folgendes:

Paris, am 1. November 1911 (19 h 30).

Ich hatte soeben ein langes und höchst interessantes Gespräch mit dem Leiter des „Figaro“, der mir gesagt hat, meine Erwägungen und unsere Anrechte hätten ihm nicht nur Eindruck gemacht, sondern ihn auch überzeugt, einschließlich des Gespräches von Larache und El Ksar; er hat mir die Leitung seines Blattes angeboten ...[1]) in diesem Sinne, dem ministeriellen Druck zum Trotz, der im entgegengesetzten Sinne ausgeübt wird.

---

[1]) Die Punkte hinter dem Wort „angeboten“ beziehen sich auf Zeichen, die der Sachverständige für Geheimschrift nicht genau hat übertragen können.

Spätere Depeschen zeigen die Korrespondenten der Zeitung an dem Werk, mit dessen Durchführung sie beauftragt worden sind, und zu dessen Kennzeichnung ich mich nicht herablassen werde.

Im Jahre 1913 nimmt die Leitung des „Figaro“, wenn nicht die Zeitung selbst, eine Unterstützung von dem deutsch-freundlichen Grafen Tisza, dem ungarischen Ministerpräsidenten, an, durch welche die Unterstützung der Dreibundpolitik gegen die Politik der ungarischen Unabhängigkeitspartei erwirkt wird, die ihr Land aus der Umschlingung durch Deutschland zu lösen versucht. Als Vermittler zwischen der Zeitung und der Budapester Regierung dient Lipscher, von dem wir noch ausführlich zu sprechen haben werden. Im Laufe einer Interpellation im ungarischen Abgeordnetenhause wurde bewiesen, daß die im „Figaro“ veröffentlichten Artikel über die politische Lage des Landes, die in den höchsten Tönen das Werk des Grafen Tisza lobten, vom Chef des Budapester Presseamtes stammten. Wenigstens einer von diesen Artikeln ist mit dem Namen Lipscher gezeichnet.

Diese Tatsachen könnte man ohne Frage noch um andere vermehren. Gewisse Depeschen, die in den englischen Weißbüchern eine Rolle spielen, sind, so hat man mir gesagt, ganz besonders beirrend. Der englische Gesandte in Berlin soll 1912, 1913 und im Februar 1914 telegraphische Informationen übermittelt haben, die auf eine weitschichtig angelegte alldeutsche Gesellschaft hinwiesen, die durch die Krupp und Konsorten überreichlich mit Kapital versehen worden sei und das Ziel verfolge, ausländische Zeitungen zu subventionieren. Er soll seine Regierung auf dem Laufenden gehalten haben über die durch diese Gruppe erzielten Ergebnisse, und soll zuletzt versichert haben, daß die Gruppe auf zwei französische Unternehmungen die Hand gelegt habe: auf eine Telegraphenagentur und eine große Zeitung. Nun wurden im Dezember 1913 von Berlin aus

tendenziöse Korrespondenzen dem fraglichen Blatte gesandt, die auch in ihren Spalten erschienen. So seltsam dieses Zusammentreffen auch anmutet — was man mir auch in dieser Hinsicht gesagt hat — ich will nichts von alledem verwerten; ich hefte mich nur an unbestreitbare Tatsachen.

Ich komme nun zu der Frage, die ich stellen muß. Wie kam es, aus welchen Gründen konnte es geschehen, daß die Leiter einer Zeitung, für die doch so viele Möglichkeiten der Aussprengung zu befürchten standen, dennoch die Kühnheit besaßen, den Feldzug einzuleiten und durchzuführen, der ohne Vorgang war in unseren politischen Sitten, der mit strengen Worten gekennzeichnet wurde durch viele meiner Gegner, und der schließlich bis zur schändlichen Veröffentlichung intimer Briefe ging? Wie kam es, daß der Mann, dem man den Beinamen „Unternehmer in Vergleichen" gegeben, und der gute Gründe hatte, sich mit aller Welt zu vergleichen, plötzlich mit dem gewohnten Hin und Her brach? Man kann es sich nicht erklären, wenn man nicht annimmt, daß er nicht nur unterstützt, sondern sogar energisch angetrieben, ja, wahrscheinlich gezwungen wurde.

Durch wen? Durch politische Rivalen? Durch ehemalige Minister, die sich damit abgefunden hatten, von neuem die wuchtende Bürde der Macht zu tragen? Man hat es behauptet. Ich vermag es nicht zu glauben. Daß der Feldzug des „Figaro" mit Wohlwollen betrachtet wurde durch gewisse verärgerte Männer der Politik, daran zweifle ich nicht. Daß einige unter ihnen Worte der Ermutigung gezollt haben — daran zu denken, zaudere ich nicht. Daß die Zeitung durch den einen oder den anderen mit Unterlagen versehen wurde, auch das lasse ich noch gelten. Aber auf die Gefahr hin, für naiv gehalten zu werden, schiebe ich dennoch die Hypothese eines moralischen Zwanges beiseite, den Politiker auf den Leiter des „Figaro" ausgeübt haben sollen. Sie verfügten im übrigen nicht über Argumente, wie

sie einen Geschäftsjournalisten überzeugen können, über jene Argumente, von denen der Gesandte einer fremden Macht Gebrauch machte, ebenso wie Graf Tisza im Jahre 1913.

Ist das Staatsoberhaupt der eingebende Faktor bei dem Feldzuge gewesen, wie man es mir auf Grund genauer Angaben versichert hat? Herr Poincaré hat in seiner eidesstattlichen Aussage dies in aller Form verneint, und ich kann demnach von allem, was man mir mit größter Beharrlichkeit über heimliche Besuche im Elysée immer wieder gesagt hat, kein Aufhebens mehr machen. Aber ich habe das Recht, eine Tatsache festzuhalten. Ein Journalist von hohem Wert und vollendeter Ehrenhaftigkeit, der nicht in der ersten Reihe meiner politischen Freunde stand, mit dem ich jedoch, ohne daß man darum wußte, persönlich verbunden war, hat mir wiederholt gesagt, daß er sich während der Dauer des Pressefeldzuges häufig zum Faubourg St.-Honoré begeben und dabei gehört habe, wie der Präsident der Republik sich heftig gegen die Politik seines Finanzministers empörte, und daß er einen Tag oder zwei Tage später in den Artikeln des „Figaro“ die sämtlichen Ausdrücke wiedergefunden habe, deren das Staatsoberhaupt sich im Laufe dieser Gespräche bediente. Diese Enthüllung besagt gewißlich nicht, daß ein direkter Kontakt zwischen Poincaré und der Zeitung bestanden hat. Man kann sich die Dinge leicht erklären, wenn man bedenkt, daß Herr X. nicht die einzige Persönlichkeit war, für die Herr Poincaré seine Vertraulichkeiten aufbewahrte[1]), und daß auch andere die Redewendungen des Staatsoberhauptes in sich aufnehmen konn-

[1]) Die Äußerungen des Präsidenten der Republik über seinen Finanzminister kamen den in Paris akkreditierten Botschaftern der fremden Mächte zu Ohren. Baron Guillaume, der belgische Gesandte, schrieb am **10.** März **1914** an seine Regierung: „Der Zwang, vor dem Herr Poincaré gestanden hat … Herrn Caillaux die Macht anzuvertrauen, die dem Namen nach allerdings Herrn Doumergue zugeschanzt wurde,

ten, worunter wahrscheinlich gewisse Leute waren, die sie dem Direktor des „Figaro" überbrachten. Sie hatten vielleicht Auftrag dazu. Ohne jeden Zweifel schloß man in der Rue Drouot daraus, daß der Feldzug dem Elysée genehm war. Man schöpfte daraus eine wertvolle Ermutigung für eine so noble Aufgabe, die man unter den Auspizien des Präsidenten der Republik durchzuführen gedachte; doch nicht an diesem Orte war die energische Unterstützung, war der Zwang zu finden, dessen Vorhandensein allein die Initiative erklären kann, die man ergriff.

Nur eine Erklärung ist stichhaltig. Ausgehalten durch die Dresdener Bank, ausgehalten im Jahre 1911 durch eine Macht, die wenigstens im damaligen Augenblick in die Sternbahn der rechtsrheinischen Politik getreten war, ausgehalten durch den Grafen Tisza, einer Enthüllung auf Gnade und Ungnade ausgeliefert — so dürfte der Leiter des „Figaro" zu einem Feldzuge eingeladen worden sein, dessen wirkliches Ziel ins Auge zu fassen nicht unangebracht ist.

Ich hatte im Jahre 1911 den Weltkrieg abgewendet. Wenn ich in der Macht blieb, insbesondere, wenn ich die Führung übernahm, wie es nach den Wahlen vom Mai 1914 vorauszusehen war, so konnte ich meine Politik fortsetzen, die auftauchenden internationalen Schwierigkeiten lösen, zusammenfassen, verhandeln, Zeit gewinnen — und die Kriegspartei wußte nur zu gut, daß die Zeit gegen sie arbeitete. Die Alldeutschen, um die große Hoffnung gebracht, die sie 1911 genährt hatten, wütend, weil ihnen die „schöne Gelegenheit" entschlüpft war, bestanden

---

hat ihn aufs tiefste verstimmt. Die Persönlichkeit des Finanzministers, dessen gute Eigenschaften er kennt, dessen Schwächen ihm jedoch nicht weniger bekannt sind, ist ihm aufs tiefste unsympathisch. Er hat darin einen Mißerfolg der militärischen und nationalistischen Politik gesehen, die er verfolgt seit dem Tage bereits, an dem er als Präsident des Staatsrates an die Spitze der Regierung gestellt wurde..."

fest darauf, daß derartiges nicht noch einmal vorkomme. Sie mußten schnell machen und infolgedessen die Hemmnisse umrennen, welche die ungeduldig erwartete Feuersbrunst zu verhindern drohten. Diese überlegten Absichten verbanden sich mit den Konfliktwünschen, die unsere Reaktionäre in verliebtem Leichtsinn zärtlich hegten, da sie zitterten vor den Finanz- und Sozialreformen, und überzeugt waren, daß ein „netter, kleiner Krieg", wie sie sich auszudrücken pflegten, mit den umstürzlerischen Plänen der Radikalen und der Sozialisten aufräumen und einen Zustand wiederherstellen würde, unter dem, wie auch die Etikette lauten mochte, die Ordnung hier aus erzwungenem Schweigen, dort aus beschirmter Eigensucht erwachsen würde. Wie wimmelte es doch von halben Bekenntnissen dieses Geisteszustandes in Reden, Artikeln und Büchern, wie sie gehalten oder geschrieben wurden von den Parteiführern, auf deren Namen wir noch kommen werden! In der rauhen Sprache eines Soldaten, der die Wahrheit nur schlecht zu schminken versteht, hat General Rebillot den ganzen Gedankenschatz seiner Freunde in der „Libre Parole" vom 13. Dezember 1914 von sich gegeben: „Der Krieg allein konnte uns retten. Aber der Pazifismus würde ihn trotz allem noch beschworen haben. Da hat sich die Vorsehung zu erkennen gegeben, indem sie es Kaiser Wilhelm auferlegte, uns den Krieg zu erklären." Ohne Zweifel hat sich gleichfalls die Vorsehung zu erkennen gegeben, als sie einem Zeitungsdirektor die Sorge übertrug, das stumme Einverständnis zwischen den Angriffsstrebungen der von Jagow und Tisza und den Wünschen zu besiegeln, in denen die Gegenrevolutionäre ihre Auffassung vom Heile Frankreichs zusammenfaßten.

Man weiß, wie der Pressefeldzug geführt wurde. Man kennt seinen tragischen Ausgang. Reaktionäre jeglicher Art glauben triumphiert zu haben. Ich werde vor eine Untersuchungskommission geschleift, während ein fürchterlicher Prozeß vor dem

Schwurgericht eingeleitet wird. Der Weg scheint frei. Im nationalistischen Lager bildet man sich ein, daß die Wahl vollends den Himmel reinigen werde. Hier aber stürzen alle diese Berechnungen zusammen. Die Wahlen verschaffen den Parteien der Linken eine erdrückende Mehrheit: den Radikalen, an deren Spitze ich stehe, und den Sozialisten unter der Führung von Jaurès. Ich selbst werde mit einer imposanten Mehrheit wiedergewählt, und für jedermann liegt offen auf der Hand, daß der Wille des Landes auf ein Ministerium Caillaux-Jaurès zuführt oder wenigstens auf eine Regierung, die unter der Ägide dieser beiden Männer steht. Es scheint zugleich, als ob der Prozeß gegen eine Frau, die einzig und allein ihre und der Ihrigen Ehre verteidigt hat, zu dem Freispruch führen wird, der dann auch erfolgte.

Das Unternehmen ist also gescheitert. Der Mann, den man zu Boden werfen wollte, steht immer noch aufrecht, und man argwöhnt, vielleicht nicht ohne einigen Grund, daß er sich mit dem großen sozialistischen Tribunen verständigt hat, mit ihm, den seit Jahren eine gewisse Presse unaufhörlich mit Schimpf und Schande überhäuft hat, mit ihm, den sie noch heftiger beleidigt hat als Caillaux, wenn sie ihn auch mit geringerer Erbitterung verfolgte, weil er noch nicht so dicht an der Regierung zu stehen schien.

In der Folge kennt die Wut der Leute von der äußersten Rechten und der Kriegslustigen keine Zügel, sie entwickelt sich um so kräftiger, als die Rückschrittler am Horizont Konfliktmöglichkeiten gewahren... Ihre Wut verbeißt sich gegen die beiden Politiker, gegen ihre Parteien, gegen die Arbeiter- und Bauernmassen, die sie auf ihren Platz getragen. Ein Benediktiner von ganz besonderer Bedeutung und ganz besonderem Rang, die Seele der monarchistischen und klerikalen Gegenrevolution, hält am 1. Juli 1914 in der Schlußsitzung des Kursus

der „Action Française“ eine große Rede. Nach Erklärungen wie: „Frankreich ist als Monarchie geboren; es steht ihm nicht frei, sich eine andere Regierung zu geben; der Staat muß die Kirche schützen; sollte der Staat diesem Teil seiner Sendung nicht genügen, so müßten die katholischen Bürger hier eingreifen mit den gesetzlichen Mitteln, über die sie verfügen; das Legitimitätsprinzip ist auch häufig mit Gewalttätigkeit zu vereinbaren, ja, es kann kommen, daß es sie erheischt..; die Kirche hat das Recht, Gewalt anzuwenden...“ nach solchen Erklärungen schließt er: „Die Schlacht ist ein Faktor der Weltordnung. Wollen wir Gott verherrlichen, so nennen wir ihn den Gott der Schlachten. Und eben darum hat Gott die Schlacht und den Krieg unvermeidlich gemacht, darum auch ist das Volk, das beide nicht zu schätzen weiß, dem Verschwinden geweiht.“ Dom Besse schleudert so das Anathema gegen das pazifistische Frankreich, indessen seine Gefolgschaft genau wie zu den Zeiten der Liga sich bemüht, eine Minderheit von großen Städten gegen das Land aufzuwiegeln, indessen es Broschüren, verleumderische Artikel und Aufrufe zu Gewalttätigkeiten gegen die Männer der Linken regnet, wie ehedem Predigten von Pfarrern und Mönchen, die 1588 und 1589 den Mord zugunsten der lothringischen Fürsten predigten, diese Lothringer, die ein Jahrhundert später Saint-Simon Gelegenheit geben sollten zu der Beobachtung, wie ungemein verderblich ihr Ehrgeiz für Frankreich war. Ein würdiger Nachfolger des Predigers Lincestre, der durch seine Kanzelreden den Pöbel entflammte, der im Verlauf der Messe die Wachsbilder von Heinrich von Valois und von Heinrich von Navarra durchstechen ließ, war Charles Maurras, der am 18. Juli 1914 in einem Artikel in der „Action Française“ Jean Jaurès als elende Kreatur behandelt, als Volksfeind, als Schandgeburt, als Verräter, und der zu schreiben wagt: „Ein Jeder weiß, Herr Jaurès ist

Deutschland", der mit einer Erklärung schließt, die mit einem Aufruf eine seltsame Ähnlichkeit hat: „Man weiß, daß unsere Politik nicht in Worten besteht. Dem Realismus der Ideen entspricht die Ernsthaftigkeit der Handlungen."

Dreizehn Tage später wird das Oberhaupt der Sozialistenpartei tödlich getroffen. Er hatte es ein Jahr vorher vorausgesehen und vorausgesagt. Am 24. Juli 1913 rief er von der Rednertribüne der Kammer: „Zur Stunde gellt gegen uns in Ihren Zeitungen, in Ihren Artikeln, bei allen, die Sie unterstützen — Sie verstehen mich recht —, ohne Ende Aufruf zum Mord. Es finden sich da Verleumdungen, mörderisch und dumm ohne Grenzen. So weit ist es mit Ihnen gekommen! Nach spaltenlangen Verleumdungen fügen dann Ihre Zeitungen im Hinblick auf mich, auf uns, auf unsere Freunde hinzu: Zu dieser Erledigung wird am Tage der Mobilmachung eine gründlichere Hinrichtung kommen." Die Hinrichtung fand statt. Sie wurde vollzogen durch Villain, und ich wette, wäre er einem unverzüglichen Sühneakt zum Opfer gefallen, so hätten die, welche ihn angestiftet, zu seinen Gunsten in irgendeinem dunklen Winkel, in irgendeiner Kapelle der Rue Monsieur, welche die Eingeweihten wohl kennen, die Geste der Mutter des Herzogs von Mayenne und der Frau von Montpensier wiederholt, die zum Altar der Franziskaner hinaufstiegen und bei Kerzenschein vor den knienden Gläubigen Jacques Clément feierten. Die Gebete wären allerdings weniger glühend gewesen, da Villain doch nur die Hälfte seiner Aufgabe vollbracht hatte. Vergeblich hat er mich zwei volle Tage lang gesucht, nach allem, was mir im Jahre 1916 der Justizminister Viviani gesagt hat. Da der doppelte Streich nicht gelungen ist, müssen sich die Leute der Liga zum Warten entschließen. Da Jaurès verschwunden ist, wird man Caillaux später auch noch durch ähnliche Methoden beikommen, oder, wenn das nicht gelingen sollte, durch einen Justizmord.

Zweites Kapitel.

Der Krieg — Die Strömungen der öffentlichen Meinung im Jahre 1917 — Clemenceau oder Caillaux — Die „Action Française".

Unter den Stürmen, welche die Menschheit schütteln, ziehen die Massen dahin gleich den unermeßlichen Herden der Verdammten in der Göttlichen Komödie, ziehen hin und sterben, mitgerissen durch die Allmacht der großen Worte, die große Ideen heraufbeschwören. Millionen von Menschen sind losgestürzt gegen die Ungläubigen, gegen die Ketzer, im Namen Christi, im Namen des Evangeliums der Milde und des Wohltuns, das vom Berge herab gepredigt wurde. Heute flattert das große Bild des Vaterlandes vor den drängenden, stoßwütigen Massen. In der nationalen Idee gehen die zerbröckelnden alten Religionen unter. Auf beiden Seiten der Grenzen nützt man, um die Völker gegeneinander zu bringen, die Glaubenslehren aus, die ehemals sie vereinigten, und die heute in die Falten der Fahnen gehüllt verschwinden. Der Patriotismus mauert einen neuen Glauben. Er würde groß sein und Bewunderung verdienen, wenn er ganz einfach den Willen der Menschen zum Ausdruck brächte, über sich selbst zu verfügen, die Erbgüter an Aufklärung, Überlieferung und Kultur unversehrt zu erhalten, um auch diese zum inneren Reichtum der Menschheit beizusteuern, wenn er sich verbände mit dem großen Ideal eines Bundes der Vaterländer. Aber genau wie die Inquisition Freibriefe für sich in den heiligen Schriften zu finden vorgab, welche die größten Worte verzeichnet halten, die über die Erde gehallt sind, genau so suchen die Fanatiker sich des Patriotismus zu bemächtigen, ihn loszulösen von dem menschheitlichen Ideal, dessen Stempel die französische Revo-

lution ihm aufgedrückt, und ihn zu tauchen in eine Flut tyrannischer Leidenschaft. Sie verdächtigen die entspannenden Formeln, die schmiegsamen Lösungen, die doch so wesentlich sind für das Leben der Völker wie für das Leben der Einzelnen. Sie wollen eine neue Religion schaffen, eine Staatsreligion, noch blinder und unduldsamer als die anderen. Und den Erleuchteten zur Seite, sich in ihrem Schatten verbergend, schreiten die geschickten Macher und die Gierigen. Diese dienen unter dem Deckmantel des Patriotismus ganz einfach dem Götzen, den ein großer indischer Dichter den „ungeheuerlichen Gott des Gewinns" nennt. Jene versuchen, ihrem Ehrgeiz zu Nutz und Frommen, die geheiligte Idee an sich zu reißen und sich, nach dem ewig gleichen Verfahren, gegenseitig zu überbieten, fachen die Übertreibungen an, sie streben dahin, um das große Gefühl herum die Mauern der Eitelkeit und des Hasses zu errichten, sie erdichten Riten, fabrizieren Dogmen als Hürden, in denen sie die großen ängstlichen Herden einpferchen wollen. Fanatiker, gefräßige Ehrgeizige und Macher werden sich verständigen, um den Wutausbrüchen der rekrutierten Massen die Männer zu opfern, die etwa sich weigern sollten, die große Idee des Vaterlandes zu beflecken, die etwa hartnäckig dabei bleiben sollten, daß die wahre Formel des Patriotismus diese ist: alle Nationen in Freiheit und Gerechtigkeit auszusöhnen suchen; sich um ihre Annäherung und ihre Vereinigung zugunsten des allgemeinen Fortschrittes der Menschheit bemühen, den Haß einzuschränken suchen; sowie die schreckensvollen Konflikte zwischen Volk und Volk ausbrechen, den Kult des Hasses ans Schandbrett nageln, das Entstehen unüberbrückbarer Klüfte vermeiden, das Unheil eindämmen. Mit schlimmerer Zügellosigkeit noch werden sie die Männer verfolgen, die sich auf diese große Lehre festgelegt haben und dazu den Sinn für die Realitäten mitbringen, die das Schiff ihres Landes nicht von einem Sturmwind der Leidenschaft mit fortreißen lassen

wollen, sondern im wildesten Sturm aufmerken auf alle Klippen, von welcher Seite sie auch dräuen, die Männer, die Maßhalten und Klugheit predigen.

Gegen diese Leute geht man im zwanzigsten Jahrhundert mit der gleichen Erbitterung vor, wie es im sechzehnten Jahrhundert die Leute der Liga taten gegen alle, die sie mit Verachtung „die Politiker" nannten, und die den gesunden Menschenverstand zum Ausdruck brachten, die Ruhe und die Versöhnlichkeit, die ein tiefes Gefühl hatten für die Interessen des Landes. Man will mit den Männern fertig werden, die auf dieser Linie fortfahren. Man hat es versucht, von 1913 bis 1914. Man ist noch nicht völlig zum Ziel gelangt. Aber es wird einen neuen Vorstoß geben. Nur wird die letzte Ausführung angesichts der Schwierigkeiten vertagt, die einer unmittelbaren Verwirklichung im Wege stehen.

Der Ärger ist in meinem Falle um so größer, als ich mich selbst aus der Politik ausschalte, sobald nach Proklamierung des Burgfriedens, der „Heiligen Union", der spitzfindige Geist der Gesetzeskundigen auf den Gedanken kommt, daß die Wünsche der Nation, die einige Monate vorher mit solcher Klarheit zum Ausdruck gebracht worden sind, revidiert und berichtigt werden können von dem Augenblicke an, wo ohne jede Parlamentskrise, in Abwesenheit der durch einen Akt von zweifelhafter Gesetzlichkeit verabschiedeten Kammern am 27. August 1914 im Schatten der persönlichen Macht eine neue Regierung gebildet wird. Und wie zur Unterstützung dieser Politik mit Hilfe einer beeinflußten oder zensurierten Presse gegen meine Freunde und mich, ganz besonders aber gegen mich, das organisiert wird, was ich später die Diktatur der Verleumdung habe nennen müssen, finde ich mich mit dem Gedanken ab, alles schweigend über mich ergehen zu lassen. Als Einziger, oder doch unter Wenigen, von der Heiligen Union durch meine Gegner ausgeschlossen, überschüttet

mit Verleumdungen, die schwanger gehen mit verhängnisvollen Folgen für mich — dies alles seit Ausbruch des Krieges, während ich mich bei der Armee oder einer Mission befinde —, beschränke ich mich darauf, im März 1915 durch einen offenen Brief an meine Wähler mit aller erdenklichen Mäßigung auf die wahnwitzigen Angriffe zu antworten, deren Ziel ich bin.

Man besteht darauf, mich aus der Regierung zu entfernen. Sei's drum! Ich habe keinen Gedanken als: dienen in aller Stille, mit meinen Voten zu Hilfe kommen, über deren Ausbleiben sich die jeweiligen Machthaber nie beklagen können, derart dienen, daß ich in dem Halbdunkel, dahinein man mich verbannen will, kein Hindernis bilde für die Entwickelung einer Kriegspolitik, die mir gewiß ernste Befürchtungen einflößt, von der ich aber hoffe, daß ihre Schwächen der große, freie Wind forttragen, hinwegfegen wird, der über die französische Erde bläst. Ich ziehe mich so weit zurück, daß ich kein Ministerium berate, daß ich mich sogar hüte, meine Meinung über die großen finanziellen Operationen und die entstehenden Steuerprobleme zu äußern, obwohl ich die Lösungen, mit denen man an sie herantritt, erbärmlich finde.

Indessen kann ich mich nicht des Denkens enthalten. Ich kann nicht umhin festzustellen, daß den Regierungen, die aufeinander folgen, trotz dem glühenden Patriotismus, trotz dem Willen zum Guten, der ihre Männer beseelt, die Organisation des Krieges nicht gelingt, und daß sie sich ebensowenig auf die Vorbereitung des Friedens verstehen.

Um den Krieg zu organisieren, haben sie sich am Tage nach Eröffnung der Feindseligkeiten auf das Schlagwort von der „Heiligen Union" gestürzt, das ohne Frage von einer höheren Idee getragen wurde, das aber gleichzeitig — fast hätte ich gesagt: vor allem — einen Wunsch nach leichten Lösungen, ein Bedürfnis nach Ungestörtheit und Trägheit zum Ausdruck

brachte. Eine Formel, die für einen kurzen Krieg hingehen mochte, die aber, als sich der Konflikt in die Länge zog, gefährlich wurde: denn ihr Ergebnis war die Loslösung der Regierung von den Parteien, das heißt, von der Nation, die Unterdrückung der tragenden Majorität und der kämpfenden Opposition, die tatsächliche Aufhebung des Parlaments und infolgedessen das Verschwinden jeder Kontrolle, und zugleich die Unterordnung der Macht unter die Herrschaft der einzigen ebenso lebendigen wie wachen Kräfte: die Mächte des Geldes, des Geschäftslebens und der Presse. So hat sich eine Art Kriegsmonarchie gebildet, eine Monarchie der Gebrechlichkeit, außerstande, machtvolle Richtlinien durchzusetzen — übrigens auch ohne den Gedanken daran, denn sie ist ja nur darauf bedacht, die Verantwortung abzuschieben, und überläßt den größten Teil ihrer Obliegenheiten einem Großen Hauptquartier, das eine Untermonarchie bildet und sich abrackert mit einer Verwaltungstätigkeit, für die es nicht geschaffen ist, wobei es seine wesentliche Aufgabe vernachlässigt. Große Hauptquartiere in der Rolle von Regierungen bringen so wenig wie möglich zur Entscheidung, greifen niemals durch, suchen nach Kompromissen für die Menschen wie für die Dinge, bei der Wahl des Chefs wie bei der Oberleitung der militärischen Operationen, derart, daß sie stets nur zu ungewissen, schleppenden und einander widersprechenden Lösungen kommen. Gleichwohl gehen die Jahre durchs Land, die Menschen fallen zu Hunderttausenden in den Schützengräben, das Land fällt in Erschöpfung, die Ausgaben häufen sich, und die Schuld wird erdrückend.

Denkt man nun wenigstens daran, den Frieden vorzubereiten? Hat man zunächst einmal über die Folgen des Krieges nachgedacht? Hat man, wie ich zu häufig wiederholten Malen es tat — das war eine meiner vornehmsten Sorgen bei der Beschäftigung mit Staatsdingen —, sein Augenmerk gerichtet auf

das Problem der Geburtenziffer in Frankreich? Hat man wahrgenommen, daß unser Land, mit seinem wundervollen Klima, seiner herrlichen Fruchtbarkeit, seiner unteren Bodenschicht, die man für ärmlich hielt und die man jetzt als eine der reichsten von der Welt erkennt, bewundernswert um seiner Geistigkeit, seiner Rassenwerte willen, dennoch in geschwächtem Zustande mitten in dem großen wirtschaftlichen und moralischen Kampfe von Nationen steht, der seit Jahrhunderten geführt wird und sich bis ins Unendliche abwickeln wird, welche Gestalten die Welt auch annehmen möge — im Schoße Vereinigter Staaten von Europa ebenso wie in der Sternbahn eines Völkerbundes —, weil seine Bevölkerung kaum gewachsen ist seit fünfzig Jahren, weil sie heute im Stillstand verharrt und morgen im Abnehmen begriffen sein wird? Hat man alsdann gesehen, daß Frankreich infolge der geographischen Lage, die es an die Mündung der zentralen und der westlichen Rassen Europas stellt, die schwerste Kriegslast zu tragen berufen ist? Hat man erkannt, wie schwer auf seiner Zukunft die ungeheuerlichen Verluste an jungen Menschenleben lasten werden, die es jetzt eben erdulden muß? Und wenn man sich dies alles verdeutlicht, wie kommt es, daß man nicht warnt? Weshalb hat man nicht gewarnt?

Am Tage, an dem Frankreich den herrlichen Marnesieg davontrug, am Tage, wo es diesen Sieg abgerundet hat, indem es mit Hilfe seiner englischen Verbündeten dem Feinde eine neue Niederlage an der Yser beibrachte — an diesem Tage hat Frankreich die Partie gewonnen. Sein wohlverstandenes Interesse — die „heilige Selbstsucht" — erheischte es, daß man die Stunde nutzte und (wohlverstanden, in vollem Einverständnis mit unseren Verbündeten) den ruhmreichen Frieden suchte, den wir erhalten konnten. Die Geldopfer waren unbedeutend, die — ohne Frage schmerzlichen — Menschenverluste noch äußerst geringfügig. Wäre 1915 der Friede gekommen, so wäre es für

die Zentralmächte allerdings nicht der Henkersfriede geworden, der 1918 Platz griff, doch wenn man die Bilanz zieht aus Hypothese und Wirklichkeit, wenn man die Dinge unter Ausschaltung der Leidenschaft studiert, nur in der Sorge um die Interessen unseres Landes, dann sieht man sich doch zu der Feststellung gezwungen, daß der Friede nach der Marne und der Yser der einzigen damals siegreichen Nation, nämlich Frankreich, die Hegemonie eingetragen hätte, die moralische Hegemonie, versteht sich. Ist davon im Jahre 1918 noch die Rede gewesen? Es genügt, daß ich die Frage stelle... Ich fahre fort: 1915 war, kraft des Prestiges, das es sich errungen hatte, Frankreich der Schiedsrichter geworden über die Geschicke Europas. Und damals hätte von zwei Möglichkeiten die eine zutreffen müssen: entweder wir hätten zu einer internationalen Organisation gelangen können, die Entwaffnung durchdrücken — mit einem Worte: die Demokratie in Europa verwirklichen — oder aber, die Widerstände gegen die große Menschheitsbewegung hätten sich noch einmal in Deutschland und Österreich erhoben, und die beiden nationalen Gruppen hätten weiterhin einander gegenübergestanden. Aber dem siegreichen Frankreich wäre die Führung in der Entente zugefallen, der es nach innen und außen zur Festigung half. Die Ohnmacht des preußischen Militarismus, zugestanden bereits durch sein Scheitern im Kriege, hätte sich erwiesen. Durch die Macht der Ereignisse selbst, kraft des Gesetzes, das den Zusammenbruch der Einrichtungen verlangt, die ihre Aufgabe nicht mehr erfüllen, wäre er eingestürzt und hätte das Feudalwesen Mitteleuropas mit sich gerissen, dessen Rüstung er darstellte. Die demokratische Hochflut hätte ihn überschwemmt, wie die Woge die ärmlichen kleinen Sanddeiche verspült, welche die Kinder am Strande errichten. Im einen wie im anderen angenommenen Falle wäre Frankreich kraft seiner Siege, seiner Haltung und seiner Mäßigung der Schutzengel der europäischen

Demokratie geworden, die geboren wäre und sich ausgebaut hätte unter seiner moralischen Führung.

Ein Traum, wird man sagen! Ha, ich verstehe! Andere — Feinde und Freunde — erhoben Anspruch auf die Hegemonie und würden einem Frieden, der uns damit belohnt hätte, nicht zugestimmt haben. Haben die Männer der Regierung wenigstens über Frankreichs Interessen gewacht, über dem Interesse des Frankreich der Revolution, des wahren, des großen Frankreich, nicht jenes durch einen untauglichen Nationalismus verschnürten Frankreich?

Ich zweifle daran, wenn ich sehe, in welche Richtungen sie ihre öffentliche Meinung treiben ließen, aber ich gehe weiter, da man mir sonst sagen würde, es könne sich nur um einen Traum hier handeln, um einen Traum, den Richelieu verwirklicht hätte, denn er wußte zu seinen Feinden und zu seinen Verbündeten zu sprechen.

Damit war man nun in den Krieg von langer Dauer, mit vielfältigen und verwirrenden Episoden verwickelt. Ein Jahr nach der Marne und der Yser, Anfang 1916, stürzte sich Deutschland mit gesammelten Kräften auf Verdun. Noch einmal sollte Frankreich allein die Kultur des Abendlandes retten. Frankreich allein bot dem Angreifer die Stirn; im November 1916 feierte es seinen endgültigen Triumph, es trug davon, was ich als den größten Sieg in diesem Kriege betrachte. Während dieser Zeit aber trat unserem Hauptverbündeten, eben dem, dessen unversiegbare Kräfte und unerschöpfliches Menschenreservoir die Kurzsichtigen in den Himmel hoben, Mißgeschick über Mißgeschick entgegen, während Serbien und Rumänien unter der Flut des deutschen Eindringens verschwanden. Ohne gefährlich zu sein, ohne Anlaß zu geben zum Gedanken an eine Niederlage, vor der ich für meinen Teil seit dem Marnesieg keine Angst gehabt habe, wurde die Lage dennoch besorgniserregend.

Zwei große Ereignisse traten 1917 ein, die das Bild der Dinge von Grund aus wandelten: die Revolution brach in Rußland aus, die Vereinigten Staaten traten auf unserer Seite in den Krieg. War nicht die Stunde gekommen, wo man sich dem Problem des Friedens hätte zuwenden sollen? Ohne Frage war im Jahre 1917 die Kriegskarte für die Entente weniger günstig als 1915. Aber die Rechnung der Kaisermächte wurde trotz den Siegen im Orient, die sie mit vollem Recht unter ihren Aktiven aufführen konnte, durch ein unermeßliches Soll saldiert. Wie immer in der Weltgeschichte, sollte sich im Westen, auf den Katalaunischen Feldern, wo Aëtius siegte, das Schicksal Europas entscheiden, dort mußte, wer den alten Kontinent — für wie lange? — in Ketten legen wollte, den entgültigen Sieg erringen. Zu zwei Malen waren sie gescheitert: an der Marne und vor Verdun. Der Traum brach zusammen, während sich die Völker Mitteleuropas, abgeschlossen von den Meeren, beraubt der heute unentbehrlichen Produkte der neuen Welt, qualvoll in einem wirtschaftlichen Elend, das von Tag zu Tag wuchs, durchschlugen. Allerdings hatte Frankreich seinerseits grausame Verluste erlitten, war sein Boden verstümmelt, düngten die Leiber seiner Kinder die Schlachtfelder — aber es war siegreich. Der Feind erkannte es an, er gestand es, wie er im Frühjahr 1917 den Rückzug durchführte, den er mit einem aller Bewunderung würdigen Euphemismus als strategische Operation kennzeichnete.

Tauchten denn keinerlei Friedensmöglichkeiten auf? Fühlte nicht jeder, daß Rußland umlauert wurde vom Verfall, und sah nicht jeder, der über die Gegenwart hinausblickte, daß um der Zukunft der Welt, Europas, Frankreichs willen, die alle ein Gegengewicht im Osten Deutschlands nötig haben, das Zerbröckeln des großen Landes verhütet werden mußte, das die Zuckungen Asiens im Zaume hält? Konnte man nicht im übrigen den Schrecken ausnutzen, den in Deutschland und Österreich der

Hauch der Revolution verbreitete, der aus dem Osten kam, um unter Bedingungen zu verhandeln, welche die Rechte der Völker, aller Völker gewahrt, ein Europa, verschont von der Anarchie, im Sattel gehalten und vollkommen Frankreichs Interessen gedient hätten? Boten sich nicht dem großen Unterfangen um so günstigere Umstände dar als die amerikanische Hilfe, die uns gerade gesichert worden, einen herrlichen Fonds an Werten darstellte? Russische Revolution, Einreihung der Vereinigten Staaten, französischer Sieg vor Verdun — alles Trümpfe in unserem Spiele, die es voraussichtlich Frankreich erlaubt haben würden, im Jahre 1917 all das zu barer Münze zu machen, was es dem Werte nach von der Schlacht an der Marne an errungen.

Und da stemmten sich nun zwei politische Richtungen gegeneinander.

Während Regierungen von unscharfem Denken in den Tag hineinlebten, sich durch die Ereignisse ins Schlepptau nehmen ließen, bemüht einzig und allein um die Erledigung der täglichen Geschäfte unter möglichster Schonung ihrer Verantwortung, zeichneten sich in Frankreich und in der Welt zwei große Strömungen ab. Besorgt um den kommenden Tag, im Gedanken daran, daß sich die menschlichen Schlachtopfer ergebnislos vervielfachten, ohne daß die Passivität der Regierungen sich davon hätte erschüttern lassen; beängstigt durch die riesenhaften wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die — es konnte nicht ausbleiben — über Europa hinwüten mußten, wenn der Konflikt sich in die Länge zog; überzeugt, daß die große Tragödie nur Trauer, Trümmer und Enttäuschungen säen würde, wenn sie nicht ihr Ziel fände in einer tiefgreifenden politischen und sozialen Umgestaltung, die in den Grenzen des Möglichen künftigen Kriegen vorbeugen müßte, in voller Gewißheit endlich, daß es an der Zeit war, den Frieden über die Welt hin zu organisieren, ohne Europa aus den Gelenken zu lösen

und ohne der Allmacht einiger großer Reiche ewige Weihe zu geben, an der Zeit zugleich, den Sturz der Autokratien und der Oligarchien zu besiegeln, die eingeklemmt waren zwischen den westlichen Demokratien und der großen Republik, die in Rußland erstand — aus allen diesen Gründen heraus dachten die meisten hellsichtigen Demokraten, der Augenblick sei günstig für Verständigungen von Volk zu Volk, aus denen der Friede hervorspringen mußte, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die menschheitlichen Prinzipien der französischen Revolution, die man soeben am anderen Ende des Ozeans wiederholt hatte, in ganz Europa ihre Aufnahme fänden. Die große Bewegung, die in diesem Sinne sich abzeichnete, pflanzte sich fort und breitete sich aus im Schoße der Parlamente. Wir wollen unseren Bericht nicht belasten durch die Erinnerung an das Projekt einer sozialistischen Konferenz in Stockholm, an die Kammerdebatten und die Tagesordnungen, über die zwischen Mai und August 1917 abgestimmt wurde.

Doch die Chauvinisten, die Imperialisten, die Reaktionäre jeglicher Art lehnten sich heftig gegen diese Tendenz auf. Geschickt in der Ausbeutung der vaterländischen Idee, erhoben sie leidenschaftlichen Einspruch gegen den „Frieden ohne Sieg" — als würde ein Einmünden in die Ideenwelt der Revolution von 1789 nicht den französischen Sieg an der Marne und vor Verdun erst besiegeln. Sie waren einig mit den Alldeutschen, die sich mit einer besser gerechtfertigten Wut gegen das erhoben, was sie den „Schmachfrieden" nannten. Die einen und die anderen befürchteten in Wirklichkeit die volle Entfaltung der Demokratie und waren im Einverständnis mit dem, was ein Schriftsteller als „Welt-Erzhütten-Gesellschaft" kennzeichnet, mit allen, die — um diese symbolische Sprache zu erweitern — ein schmieriges Interesse verleitete, die Verlängerung der Feindseligkeiten zu wünschen. Gegen die Politik des Maßhaltens, die auf Ein-

schränkung der Schlächterei abzielte, auf Schonung der wirtschaftlichen Kräfte, auf Erschaffung und gleichzeitige Versteifung eines demokratischen Europa, führten alle diese Leute ihre Auffassung des unbeugsamen Patriotismus ins Feld mit dem uneingestandenen Hauptziel, der revolutionären Ansteckung vorzubeugen und zu verhindern, daß ein gänzlich von einer demokratischen Hochflut durchspültes Europa aus dem Weltkrieg hervorgehe. Eine Politik von Tröpfen! Ein Vergnügen daran zu denken, daß sie mit ihrem Triumph den Aufstieg der gewaltigsten sozialen Bewegung erzielt hat — und zwar in Rußland —, vor der die Welt je gestanden ist. Kein geringeres Vergnügen, zu bedenken, daß die geistige Seichtigkeit der französischen Nationalisten ihnen die Wahrnehmung vorenthält, daß sie zwangsläufig dem englischen Imperialismus es ermöglichten, zum mindesten provisorisch auf den Trümmern Europas den großen gefräßigen und unwandelbaren Geschäftsplan durchzuführen, den er seit Jahrhunderten mit wunderbarer Hartnäckigkeit verfolgt. Eine merkwürdige Sorte von Konservativen! Ein prachtvoller Schlag von Patrioten!

Hinter den Kulissen gerieten die beiden Losungen aneinander, ohne daß die Völker gänzlich instand gesetzt wurden, die Umstände zu erkennen, unter denen man sich um ihr Los schlug.

Obwohl ich mich seit August 1914 von der Politik fern gehalten habe, wie ich bereits darlegte, obwohl ich selbst den Regierungen gegenüber jene ritterliche Loyalität beobachtete, die viele Leute in Kriegszeiten für bindende Pflicht halten, obwohl ich, was man auch sagen möge, keinerlei Pressefeldzüge anzettelte und in respektvollem Verharren vor den Strömungen, welche die Völker hinreißen, der Ereignisse harrte, die während großer Landplagen Menschen und Dinge meistern: der Wandlungen im Denken der Masse — so erschien ich doch dank meiner Vergangenheit und meiner Überzeugung als der Vertreter der

zuerst dargelegten Politik. Gleichwohl würde ich sie, wäre ich zur Macht berufen worden, nur mit den zweckdienlichen Einschränkungen ins Werk gesetzt haben, wobei sich insbesondere versteht, daß ich in keinem Falle einem Frieden meine Zustimmung gegeben hätte, der nicht die reine und vorbehaltlose Wiedereingliederung Elsaß-Lothringens in die französische Familie eingeschlossen hätte[1]).

Herr Clemenceau, dem Weltimperialismus zugewandt, verkörperte die zweite politische Richtung, die ich geschildert.

Einige Monate lang schwankte die Wage des Schicksals zwischen den beiden Auffassungen. Die Zunge neigte sich einer Politik der Entspannung entgegen. Warum? Man wird es verstehen, wenn man die Betrachtungen im Gedächtnis bewahrt hat, die ich zu Eingang dieses Kapitals anstellte und deren Philosophie sich den realen Verhältnissen von 1917 anpaßt.

Es ist kein Zweifel, ich weiß wohl, daß in Epochen weitausgedehnten Durcheinanders der Sinn der großen Ereignisse den Zeitgenossen bisweilen entgeht. Es kommt mir da gerade ein schöner Abschnitt von Guglielmo Ferrero in den Sinn, in dem der große Geschichtschreiber des antiken Rom bei der Darstellung der inneren Kämpfe, die einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung in Italien tobten, die Massenmorde zeigt, den Ruin, die Hungersnot, wie es von einem Ende der Halbinsel bis zum anderen hereinbricht; er spricht von der Verzweiflung der Weisen, der hellsichtigen Politiker der Epoche, von ihren Klagen, aber er meint, alle Völker Italiens hätten sich jahrelang in dem-

---

[1]) Ich hatte meinen Willen zur Rückforderung Elsaß-Lothringens wieder einmal ausdrücklich verkündet in einer öffentlichen Rede, die ich am 22. Juli 1917 in Mamers hielt und die mich verantwortlich band. Die gleiche Absicht hatte ich in privaten Gesprächen kundgegeben. (Aussage des Herrn Dutreil, eines Abgeordneten der Rechten, vor dem Staatsgerichtshof.)

selben Elend wälzen müssen, damit die Einigkeit Roms als Stammutter einer mächtig erweiterten Kultur habe erstehen können. Manche werden versucht sein, zu behaupten, die Völker des alten Kontinents hätten sich Jahre um Jahre zerfleischen müssen, auf daß sich in der einen oder der anderen Form eine europäische Solidarität festsetze, und daß einzig infolge von wiederholten Krisen, von fortgesetzten und immer wieder erneuerten Kriegen aus allgemeiner Ermattung, aus allgemeinem Elend der große Friede hervorgehen kann.

Aber war denn Blut nicht zur Genüge geflossen, und konnte die Phase der Zerstörung, in die wir im Jahre 1914 eingetreten waren, nicht 1917 zum Abschluß gelangen? Muß die Menschheit sich in endlosen Kriegen erschöpfen, bevor die vernunftgemäßen Lösungen, die schließlich doch zur Geltung gelangen werden, erreicht werden können, konnte man sich nicht die neue Periode von Wirren, von Gleichgewichtsstörungen, Verwüstungen und Massenmord sparen, die im Jahre 1917 begonnen hat und über die ganze Welt sich auszudehnen droht, und deren Ende niemand absehen kann? Bleibt denn nichts übrig als die Annahme, daß der Mensch in seiner Geistesart so beschaffen ist, daß selbst heute noch nichts Großes anders sich begründen kann, als in einem Ozean von Blut? Wären im Jahre 1917 die Völker um Rat gefragt worden, hätten sie ihre Stimme vernehmlich machen können, so hätten sie diesem Verzweiflungswort eine Absage erteilt; sie hätten den Aufstieg der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Demokratie erzwungen. Aber man hütete sich, das zu tun. In allen Ländern, ganz besonders in Frankreich, war es den Chauvinisten, diesen „Führern der Massen im Trauermarsch“, gelungen, mit ihren Weisungen auf die Staatsgewalt einen Druck auszuüben. Einen Augenblick irre gemacht durch den Ausbruch der russischen Revolution, rafften sie sich schnell wieder zusammen. Um die Staatsreligion des Patriotismus

aufrechtzuerhalten, die sie sich zurechtgemacht hatten, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem üblichen Verfahren der Gegenrevolutionäre. „Republikaner, entsinnt euch dessen," hat Jaurès einmal gesagt, „daß in unserem Lande stets zwei unteilbare Kräfte am Werke gewesen sind, zwei Synonyme: Gegenrevolution und Verleumdung." Durch Verleumdung und Ausbeutung ausgestreuter Skandale erreichten sie das Ziel, die große gehobene Ideenströmung abzulenken, die bereits um sich griff, brachten sie das Komplott zur Auswirkung, das unter der Ägide des englischen Imperialismus, des zeitweiligen Hauptnutznießers, sich gebildet hatte, brachten sie die Diktatur Clemenceau auf die Beine und schufen sie die Regierung der Rechten; unter dem erzwungenen Stillschweigen der Demokraten bereiteten sie den Verträgen das Bett, von denen man hat sagen dürfen, daß sie die Welt dem geringsten und beschränktesten Geschäftlertum auslieferten, daß sie der Monarchie in Europa ihren Sitz bereiteten, daß sie neue Kriege und revolutionäre Verkrampfungen nahezu unvermeidlich machten; von denen man auf jeden Fall und von jedem Standpunkt aus zu sagen berechtigt ist, daß sie Frankreich nicht gegeben haben, was es mit vollem Recht von ihnen erwarten durfte.

Die verwegene Minderheit, deren Machenschaften wir in einigen Fällen gezeigt haben, hatte die Wege bereitet. Sie nahm den Kampf auf mit Unterstützung aller Reaktionäre, und hinter sich her schleppte sie die Masse der Schwätzer, die müßige leichtgläubige Hammelherde.

1917 wird eine royalistische Zeitung gegründet. Sie geht zunächst mit anderen Organen gleicher Färbung zusammen; bald saugt sie alle diese auf oder kontrolliert sie. Zwei Leiter: Léon Daudet, der Sohn des großen Romanschreibers, von dem Victor

Basch geschrieben hat, ihm sei „nach Versuchen in allen Spielarten, nach reichlichem Verspritzen des Giftes, von dem er die Tasche voll hatte, auf die Ärzte — seine Meister —, auf die Schriftsteller und Journalisten — seine Kollegen —, und auf die Freunde seines Vaters — bei seinen vielfältigen Versuchen seine wahre Berufung zu Bewußtsein gekommen: er sei ein niedriger Pamphletist geworden, ein Père Duchêne von Thron und Altar"; und Charles Maurras, dessen hohen literarischen Wert alle Welt einmütig anerkennt, von dem jedoch die einen behaupten, daß „eine physiologische Schicksalsbestimmung ihn vom Leben der Gegenwart ablenkt", daß „taub für den Ruf der Wirklichkeit, er dem widersinnigen Traum nachhängt, seine Taubheit auf ganz Frankreich zu übertragen", daß er zuerst Frankreich in die Anarchie hat stürzen wollen und es nun unbedingt auf den Weg zum Königtum zurückbringen will, den andere, wie zum Beispiel Herr Joseph Reinach, für einen Skeptiker halten, der sich zum Royalisten und Katholiken entwickelt haben soll aus der Laune eines Einfalles heraus nach dem Vorbilde von Honoré de Balzac. Auf jeden Fall stellt Herr Charles Maurras in den Dienst der Sache, die er unterstützt aus welchen Gründen es auch sei, ein seltenes polemisches Talent und eine, sagen wir ruhig unverschämte Dialektik; er hat das Andenken des Obersten Henry mit überschwänglichen Ruhmeserhebungen überhäuft: „Herr Oberst," schrieb er im September 1899 in der „Gazette de France", „Ihre unglückfällige Fälschung wird zu Ihren besten Kriegstaten gezählt werden." Er hat es gewagt, zu sagen: „Der Oberst Henry war zugleich unser Erzieher." Wenn man den Satz auf die Goldwage legen wollte, so müßte man daraus schließen, daß der Theoretiker der Monarchie sich gebildet hat in der Schule eines Offiziers, welcher der Fälschung überführt, aller Wahrscheinlichkeit nach der schwersten Verbrechen schuldig ist. Zugegeben, daß

er sich an jenem Tage durch die Hitze der Polemik hat hinreißen lassen, so hat er doch, wie er dies unglaubliche Wort hinwarf, Gelegenheit geboten, einen Zynismus zu ermessen, von dem man zum mindesten sagen kann, daß er die Grenze des Wahrscheinlichen überschreitet.

Solch unerhörte Kühnheiten werden verhökert in der „Action Française", einer Zeitung, in der man in den höchsten Tönen den Sturz der Republik verkündet, in der man neue Methoden ankündigt. Es handelt sich nicht mehr darum, bei den Wahlen die Majorität zu erringen; man versichert die Notwendigkeit eines Gewaltstreiches. Hat Charles Maurras übrigens nicht 1908 eine Schrift veröffentlicht: „Ob der Gewaltstreich möglich ist?", und stößt man nicht in diesem Werk auf folgenden bezeichnenden Satz: „Die Ursache oder der Vorwand für die Umwälzung kann Sedan oder Waterloo sein — aber auch Langson!" Ein Spruch aller Bewunderung würdig, der bereits Herrn Clemenceau mit der Schutzgarde des Königtums vertraut macht, der ihm die Eignung zuschreibt — oder nicht? —, sich zu erheben gegen das, was er und seine Freunde den „Défaitismus" nennen.

Aber man beschränkt sich nicht aufs Schreiben, man handelt. Rings um die Zeitung entwickelt sich eine wahre Kampforganisation, und wir werden sehen, ob es nicht am Platze ist, ihr noch einen anderen Namen zu geben. Die Kampforganisation verfügt über mehrere Blätter in Paris und in Frankreich, die alle Abzweigungen der „Action Française" sind, sie nimmt wichtige strategische Stellungen ein durch die Mitwirkung von ihr angehörenden Redakteuren in zahlreichen nationalistischen Zeitungen; sie beherrscht schließlich die ganze rechtsstehende Presse. Später erwirbt sie Zeitschriften wie die „Revue Universelle", hat sie ihr eigenes Verlagshaus: die „Nouvelle Librairie Nationale", ihre Universität: das Institut der

„Action Française“, in dem Dom Besse den 1. Juli 1914 in Reden feiern soll. Sie soll sich ausbreiten in der Liga der „Action Française“, in den Komitees royalistischer Damen. Sie soll sich verkappen unter zahlreichen Gruppen, von denen die wichtigste die Militärliga ist, welche die royalistischen Offiziere zusammenfaßt. Und um diese Institutionen herum schwärmen in lebhafter Erregung Banden von entschlossenen jungen Leuten, die „Camelots du Roi“, bereit zum Aufstand, den man ihnen täglich anempfiehlt und auf den sie sich in Schlägereien schulen, zu haben für die Beseitigung von Personen, die man nicht offen zu predigen wagt, deren Notwendigkeit man jedoch durchblicken läßt. Hat Joseph de Maistre nicht geschrieben: „Um die Ideen zu töten, muß man die Menschen töten“? und hat 1911 Dom Besse auf die Frage, die eine katholische Zeitung des nördlichen Frankreich ihm stellte, ob man das Recht habe, die Republikaner zu töten, die einer Wiedereinsetzung der Monarchie sich widersetzen würden — hat er nicht geantwortet: „Im gegebenen Augenblick heben sich alle Gewissensbedenken von selbst auf. Die Pflicht erscheint dringend. Die Erörterungen sind in der Praxis müßig. Ich denke doch, daß im entscheidenden Augenblick die Katholiken in der ersten Reihe stehen werden. Die verwirrenden Einwände einer gegenstandslosen Kasuistik sind nicht mehr angetan, den Willen zu binden“? (Antwort unter dem Datum vom 7. Juni 1911, wiedergegeben im „Bulletin de la Semaine“ vom 4. Oktober 1911.) Der Wille des Villain hat sich durch die verwirrenden Einwände einer gegenstandslosen Kasuistik nicht mehr binden lassen.

Wenn man am Tage nach dem Attentat so neugierig gewesen wäre, nach der moralischen Mitschuld beim Morde zu suchen, wenn man geforscht hätte, was hinter der royalistischen Zeitung sich versteckte, dann hätte man mit Leichtigkeit entdecken können,

was man 1917 erfuhr; man hätte wissen können, daß eine weit ausgreifende Verschwörung angezettelt war, und daß die „Action Française“ nicht nur eine Kampforganisation, sondern dazu noch eine wahre Organisation für Mord und Bürgerkrieg überdeckte. Als in der Tat Durchsuchungen angestellt wurden unter Umständen, über die wir noch sprechen werden, hatte man schnell eine ganze Sammlung von Dokumenten, von Briefen und Abschnitten gefunden, die auf die unbestreitbarste Weise dartaten, daß im Augenblick des Kriegsausbruches die Royalisten von der „Action Française“ nicht etwa ins Blaue hinein, sondern mit einer in die geringsten Einzelheiten gehenden Vorsorge den Gewaltstreich vorbereitet hatten, der Philipp VIII. auf den französischen Thron bringen sollte. Alles war bis ins einzelne hinein geregelt: die Sektionen der „Action Française“ sollten hier diesen Politiker, dort jenen Beamten — alle waren namentlich bezeichnet — dingfest machen; im übrigen machte man Aufhebens von der Mitwirkung von Offizieren und Regimentern; die Umstände, unter denen der Prätendent die Grenze überschreiten sollte, waren vorgesehen. Der Bürgerkrieg war fertig!

Aber am Tage nach dem großen Drama wurde jene Art von Gottesfrieden beschlossen, den man Heilige Union genannt hat: man entschied, daß alle Franzosen, zu welcher Partei sie auch gehörten, sich fortan lieben sollten wie Brüder. Fühlte man sich einen Augenblick lang versucht, die Revolutionäre „dingfest“ zu machen, um in der Sprache der Camelots du Roi zu sprechen, so war doch auch nicht eine Minute lang die Rede davon, Maßnahmen zu treffen gegen die Revolutionäre von der Rechten. Vertrauenspolitik, annehmbar und gesund unter einer Bedingung: daß nämlich die Regierung wachte, daß sie ganz im besonderen aufmerkte auf die Machenschaften der Verschwörer, die das Attentat vom 31. Juli 1914, das auf ihre

Eingebungen, fast fühle ich mich versucht zu sagen: auf ihre Aufwiegelung hin unter den für die Landesverteidigung verhängnisvollsten Umständen verübt worden war, in ihrer ganzen Gefährlichkeit erscheinen ließ. Unglücklicherweise vertraten die Kriegsregierungen, die sich vom 27. August 1914 an unabhängig von den parlamentarischen Regeln bildeten, nicht die aus der allgemeinen Abstimmung hervorgegangene Kammermehrheit, und konnten sie infolgedessen in den Kammersitzungen keinen festen Stützpunkt finden, sondern waren sie darauf angewiesen, alle treibenden Kräfte der Presse mit Handschuhen anzufassen, da sie die geringsten Zeitungsangriffe fürchteten, und mußten sie so eine Politik des Geschehenlassens und der Schwäche gegenüber den rechtsstehenden Parteien befolgen. Die Reaktionäre von der „Action Française" zogen daraus ihren Nutzen. Unter Berufung auf die nationale Verteidigung und mit der Versicherung, daß sie ihre Pläne zurückgestellt hätten, mit Unterstützung der Helfershelfer, die sie sich in allen Polizeiabteilungen gesichert hatten, brachten sie es dahin, die Regierungen einzuschläfern. Die einen wurden eingeschüchtert, mit den anderen biederten sie sich an, und so gelang es ihnen, sich verstohlen in die Vorzimmer der Ministerien einzuschleichen und auf die ausübende Gewalt Einfluß zu gewinnen. Und während dieser Zeit setzten sie ihr Spiel unter der Hand fort, mit mehr Heuchelei als vor dem Kriege, doch mit der gleichen unermüdlichen Hartnäckigkeit. Sie hielten das Netz ihrer lokalen Organisationen im ganzen Lande intakt und dehnten es aus, während ihre Zeitung Gift und Galle spie und unter dem wohlwollenden Blick der Zensur verleumdete. Eine in der Geschichte der Politik fast einzig dastehende Erscheinung: eine große Partei, oder vielmehr zwei große zusammengekuppelte Parteien, die über eine ungeheuere Parlamentsmehrheit verfügen und durch allgemeine Abstimmung eingesetzt sind, in Recht und Pflicht zu regieren, sind drauf und dran, sich aus

Schlappheit, aus Furcht vor den Angriffen der Presse von einer winzigen Minderheit von politischen Gegnern beherrschen zu lassen, die ihre Stärke einzig aus der Macht der Erpressung schöpfen. Diese Leute müssen sich natürlich gegen die Männer wenden, die sie am meisten gefürchtet haben. Nacheinander müssen sie fallen; den einen werden sie ermorden, die anderen werden sie verfolgen und verhaften lassen, und die Männer der Politik werden die Wahrheit nicht sehen wollen. Sie werden in dem Glauben verharren, daß sie sich retten können, indem sie einige der Ihrigen im Stiche lassen oder verleugnen; sie werden nicht merken, daß sie ihr eigenes Grab graben, wenn sie ihre Führer opfern.

Vom Tage nach der Kriegserklärung an griffen die „Action Française" und die rechtsstehende Presse mich geflissentlich auf jede Art an: sie schoben mir die außergewöhnlichsten Pläne unter, die unüberlegtesten, um nicht zu sagen ausschweifendsten Handlungen. Man hatte zum Beispiel behauptet, ich hätte im Augenblick der Marneschlacht der republikanischen Regierung einen Separatfrieden mit Deutschland vorgeschlagen. Ich sollte mit mehreren Generälen einig gewesen sein und auf die Vermittelung eines fremdländischen Gesandten zurückgegriffen haben. Wohlverstanden: eine Geschichte, bei der man im Stehen einschläft — aber sie verbreitet sich gleichwohl und stellt das erste gewichtigste Glied dar in der Kette von Legenden, die für die Anklageakte, die man später gegen mich aufstellt, die Unterlagen liefert. Und die tollsten Verleumdungen vervielfältigten sich; alle kreisen um das gleiche Leitmotiv: ich werde fortlaufend angeklagt, eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland mit der Spitze gegen England zu suchen. Kein Beweis als Stützpunkt, wohlverstanden! Nicht einmal ein Verdachtsgrund! Nichts als

Unterstellungen oder Gerede, unfähig den Dementis zu trotzen, die ihnen entgegengestellt werden! Die „Action Française“ und die Leute, die in ihren Spuren wandeln, fahren trotz alledem fort. Sie versteifen sich darauf, mich als einen Feind Großbritanniens hinzustellen, weil ich im Jahre 1914 in der Agadir-Krise die Ungeduld der englischen Jingoes nicht befriedigt habe. Sie hüten sich natürlich, zu sagen, daß ich einer der tätigsten Parteigänger der Entente Cordiale gewesen bin zu einer Zeit, wo die französischen Nationalisten alles, was englisch war, mit Schmähungen übergossen. Sie wollen nicht sehen, daß ich mir selbst und meinen Prinzipien treu geblieben bin und eine von größter Bewunderung, fast hätte ich gesagt: von stärkster Leidenschaft getragene Sympathie dem England der Fox, der Cobden, der Bright und der Gladstone bewahrt habe, dem England Shakespeares, Byrons und Shelleys, dem England des großen Liberalismus und der wundervollen Dichtung, und daß ich ganz einfach nur auf der Hut bin — weiter nichts — vor dem britischen Imperialismus, dessen einziger Gedanke das Meer ist, soll heißen die Welt; vor einem Imperialismus, den ich im Interesse meines Landes fürchte wie alle Imperialismen der Welt, — und vielleicht ein weniges mehr als die anderen, weil ich seine außerordentliche Zähigkeit, seine überlegene Macht kenne... Ich kenne meine Weltgeschichte...

Die Verleumdungen, die sich häufen, die Fabeln, die sich aufschichten, bestimmen oder begünstigen den Hinterhalt, in dem ich im August 1916 beinahe verschwunden wäre.

In kurzen Worten die Geschichte von Vichy... Ich gehe hin, weil die Gesundheit meiner Frau erfordert, daß sie die Kur gebraucht. Am zweiten Tage nach unserer Ankunft — wir führen gerade friedlich im Park des Kurhauses im Umkreis der Quellen die ärztliche Vorschrift durch — heftet sich eine heulende Menge an unsere Fersen, fährt mit Schmähungen auf uns los und

zwingt uns, im Hotel des Regierungskommissars Zuflucht zu suchen, wo wir dann einer regelmäßigen Belagerung ausgesetzt sind. Man will das Tor sprengen, die Fensterläden einrennen und uns abschlachten. Unaufhörlich prasseln Steine nieder, während die wildesten Mordschreie ergellen. Die Banden der Angreifer setzen sich zusammen aus einigen verwundeten Soldaten, die seit mehreren Tagen von Damen des Roten Kreuzes fanatisiert worden sind mit der Versicherung, ich sei der Urheber des Krieges — man ist starr ob solcher Kühnheit der Lüge! —, insbesondere aber aus Frauen und jungen Leuten, von denen einige die bedeutungsvollen Abzeichen des Sacré Cœur tragen. Wer stand hinter diesem Mordversuch? Eine durch den allgemeinen Sicherheitsdienst veranstaltete Nachforschung — einige Beamte dieses Dienstes wandten damals gleich ihre Blicke der „Action Française" zu — schloß mit der Feststellung, es sei eine ganz spontane Aufwallung gewesen. Ich will diesen Schlüssen ein Bruchstück aus einem Artikel von Charles Maurras entgegensetzen. Man liest in der royalistischen Zeitung unter dem Datum vom 25. August 1916:

„Wäre es die erste Herausforderung des Herrn Caillaux gewesen (es war, scheint es, eine Herausforderung von meiner Seite, nach Vichy zu kommen, weil das Bäderhaus ausgebeutet wurde durch eine Gesellschaft, deren Verwaltungsrat den Schwiegervater des Herrn Calmette, Herrn Prestat, zum Vorsitzenden hatte), dann würden wir es für ratsam gehalten haben, stillschweigend darüber hinwegzugehen. Da aber frühere Züchtigungen nichts genutzt haben (was für welche?), war es angezeigt, zu einem öffentlichen Mittel seine Zuflucht zu nehmen: und wir haben es in einer freiwillig gemäßigten und gemilderten Dosis verabreicht ..."

Mag nun immerhin das Geständnis, das in diesem Satze liegt, zu wenig klar erscheinen, mag man auch die Version von

der spontanen Aufwallung hinnehmen, wie soll man sich aber diesem Schluß entziehen, der mit der früheren Entwickelung übereinstimmt: daß nämlich die rechtsstehende Presse in gewissen Kreisen eine mordlustige Stimmung ins Leben gerufen hatte, gleich jener, welche Villain die Waffe in die Hand drückte?

Die Erneuerung der Unternehmung von Vichy schien ohne Frage gefährlich zu sein. Man beschloß zu anderen Mitteln zu greifen. Am 18. Januar 1917 schrieb Herr Dimier, die rechte Hand der Herren Maurras und Daudet, an ein Fräulein Pilet, wohnhaft in Maves (Loir-et-Cher), die vom nationalen Standpunkt aus verdächtigt war und deren Korrespondenz infolgedessen überwacht wurde, den folgenden Brief [1]:

„Ich bestätige Ihnen meine gestrige Sendung. Innerhalb von vierzehn Tagen oder drei Wochen, von heute an gerechnet, werden Sie ein Paket deutsche Zeitungen erhalten [2]: die ‚Vossische Zeitung' und das ‚Westfälische Volksblatt', in denen ich Sie herauszusuchen bitte: erstens die Artikel von Caillaux, die in einer Zeitschrift in Buenos Ayres erschienen sind und in diesen deutschen Zeitungen wiedergegeben wurden; zweitens, die Artikel, die den deutschen Zeitungen durch die Leute um Caillaux eingegeben wurden; drittens bitte ich Sie, die suggerierten Artikel zu übersetzen; viertens, die Artikel von Caillaux nicht zu übertragen, sondern sie nur in den Zeitungen anzuzeichnen; fünftens, auch die Artikel anzuzeichnen, deren Übertragung Sie uns gütigst senden wollen; sechstens, uns das Paket Zeitungen zurückzustellen."

---

[1]) Die Kopie des Briefes wurde mir durch Herrn Malvy, damals Minister des Inneren, zugestellt, der mir auch den Charakter der Korrespondentin des Herrn Dimier kennzeichnete.

[2]) Wie und durch welche Vermittelung hatte die „Action Française" sich deutsche Zeitungen verschaffen können, deren Verbreitung in Frankreich verboten war?

Da niemals ein Artikel von mir in irgendeiner Zeitschrift in Buenos Ayres erschienen war, blieben Herr Dimier und seine merkwürdige Mitarbeiterin (die vom nationalen Standpunkt aus verdächtig war) auf ihren Unkosten sitzen. Gleichwohl, die Zeit schreitet fort; die Strömung, die ich dargestellt habe, wächst sich aus. Herr Léon Daudet schreibt am 2. Juni 1917 einen Artikel unter dem Titel: „Die Stunde für Caillaux", der wohlverstanden von Schimpfereien und Verleumdungen schwitzt, jedoch Unruhe verrät. „Rückt Caillaux nicht der Macht nahe?" — so lautet das Thema.

Was kann man tun, um diesem Aufstieg vorzubeugen?

In diesem Augenblick kommen einige Skandale zum Ausbruch, die vorbereitet und auf ein Stichwort hin losgelassen zu sein scheinen, und deren man sich bedienen will, um ein übles Licht auf die fortschrittlichen Parteien und ihre Führer zu werfen. Ein gewöhnlicher Abenteurer, dem es dank der Protektion eines sehr hohen Beamten gelungen ist, mit Politikern, worunter auch ich mich befinde, zu verkehren, der sogar unter ganz seltsamen Umständen durch die Pforte des Elysée schreiten durfte, hat den Feind begaunert. Man gibt nun vor, zu glauben, daß dieser gewöhnliche Verbrecher die Fäden einer weit ausgreifenden Verschwörung gegen das Vaterland in Händen halte. In einer sehr radikalen Zeitung, in der man ohne Frage gewisse zweifelhafte Artikel aufstöbern kann, deren Ausmerzung jedoch Aufgabe der Zensur gewesen wäre, hat ein Subjekt Eingang gefunden, das deutsche Gelder mitbrachte. Man bildet sich nun ein, nicht nur die Zeitung und ihre gesamte Redaktion müsse im Solde des Feindes stehen, sondern auch mehrere politische Führer, die ganz natürlicherweise zu dem Direktor und den Redakteuren der Zeitung in Beziehung standen, wüßten um die Herkunft des verdächtigen Geldes und machten durch Vermittelung des „Bonnet Rouge" Schiebungen mit Deutschland. Nicht ein Beweis als

Stütze, wohlverstanden! Aber was macht das! „Der Beweis? Man bringe den Beweis bei!“ rief eines Tages vor dem Revolutionstribunal ein alter Gerichtspräsident mit den Abzeichen seiner Würde. „Es handelt sich nicht um Beweis,“ antwortete ihm der präsidierende Bürger. „Du bist ein Aristokrat.“ — „Es handelt sich nicht um Beweis,“ rufen die Leute von der „Action Française“ und deuten auf die Republikaner, die sie treffen wollen. „Wenn sie keine Verräter sind, dann sind sie Defaitisten.“

Defaitisten! Man hat das große Wort gefunden. Ein unedles Wort, wie ich einige Monate später auf der Rednertribüne der Kammer sagen mußte! Eine ungeheuerliche Anklage! Ich bin sicher, wenn man einige Narren ausnimmt (es gibt noch welche, außer einem oder zwei Lockspitzeln), so hat nicht ein einziger von den hitzigen Pazifisten der Linken, nicht ein einziger unter denen, die nach Zimmerwald oder Kienthal gegangen sind, gewünscht, daß Frankreich in dem großen Konflikt unterliege. Viele unter ihnen, ja die meisten, wenn man so will, haben die Niederlage befürchten mögen, keiner hat sie gewünscht. Selbst diejenigen, bei denen man Verblendung durch die Parteileidenschaft voraussetzen konnte, hatten guten Grund, einen Mißerfolg unserer Waffen zu fürchten, der den Zusammensturz der Republik mit sich gebracht hätte, die verantwortlich gewesen wäre für das Unheil. Ist man dagegen dessen gewiß, daß es auf der anderen Seite, nämlich rechts, nicht Leute gegeben hat, welche die Auflösung Frankreichs mit Wohlgefallen ins Auge gefaßt hatten, da sie der Tradition gemäß den König hätte wiederkehren lassen auf den Protzkästen des Fremdlings? Wie oft hat man mir in meiner Heimat, in unseren westlichen Departements nicht Gespräche, ja selbst Kundgebungen in diesem Sinne angeführt! Und wenn man die „Gazette des Ardennes“ liest, die deutsche Zeitung, von der wir noch sprechen werden — stößt man nicht

dort auf Briefe, auf Artikel von der Hand konservativer Bürgermeister, von Angehörigen des Klerus, auf Briefe, deren Schreiber aus ihrer Bewunderung für Deutschland und aus ihrer Verachtung für das Frankreich der Trennung von Kirche und Staat kein Hehl machen? Vereinzelte Fälle! Ja, ohne Frage, aber sie deuten auf eine latente Denkweise! Die Leiter der „Action Française" und der Rechtspresse haben diese Art von Tendenzen nicht ermutigt, haben sie sogar bekämpft? Einverstanden ... nach der Marne — aber vorher? Ist es ein Werk des reinen Zufalls, wenn nach Charleroi durch das ganze Land das Gerücht von einem Hochverrat von Generälen läuft, die ihrer fortschrittlichen Ansichten wegen bekannt waren? Viele Republikaner sind überzeugt, daß die Reaktionäre diese staunenerregende Nachricht in Umlauf brachten in der verbrecherischen Absicht, im Angesicht des Feindes den Sturz der Regierungsform vorzubereiten. Es gibt sogar Republikaner, die behauptet haben, da der Marne-Sieg das Unternehmen zum Scheitern brachte, hätten die „Action Française" und ihre Inhaber mit Geschick ihre Taktik gewechselt, und ihr Hauptziel, ihr wahrer Gedanke 1916 und 1917 sei gewesen, die Republik der Prüfung durch einen langen Krieg zu unterwerfen, indem sie, so hoffte man, unterliegen würde, wie auch der Krieg ausgehen mochte. Illusorische Befürchtungen! Beleidigender Verdacht! wird man sagen. Vielleicht[1]! Die solchen Verdacht nährten, standen zum mindesten in entschiedenem Gegensatz zu allen Hoffnungen auf eine Niederlage Frankreichs.

[1]) Man wird immerhin nicht daran vorbeigehen können, daß die Zeitung „La Vérité Française", die dem Abbé Charles Maignen gehört — gleich Dom Besse einer der markantesten Persönlichkeiten der royalistischen und klerikalen Partei —, im Jahre 1904 die folgenden Zeilen veröffentlichte: „Ich warte auf die Zeit, wo die Republik, bis heute begünstigt durch einen in die Länge gezogenen Frieden, durch die Prüfung eines langen Krieges hindurchgegangen ist."

Macht nichts! Das Wort Defaitist ist in Umlauf gebracht. Es kommt zu Ansehen in den Kreisen von lärmenden Agitatoren, die sich rings um die „Action Française“ gruppieren und in denen man schnell damit fertig ist, seinen Sinn zu verdrehen. Schnell ist man fertig mit dem Erlaß, daß Defaitist sein soll, wer auch immer „sich etwa versenken mag in das Problem des Friedens“, wer immer es ablehnen mag, alle die Glaubenssätze und Riten der Staatsreligion jenes besonderen Patriotismus hinzunehmen, den man mit Anstrengung aller Kräfte fabriziert hat.

Es fehlt indessen dem Neo-Boulangismus, der in der Bildung begriffen ist, ein Kopf. Man findet ihn in der Person des Herrn Clemenceau, welcher der Koalition ein Unterpfand stellt durch den heftigen Angriff, den er in einer Senatsrede vom 22. Juli 1917 gegen den Minister des Inneren, Herrn Malvy, richtet, dem er vorwirft, er „verrate die Interessen Frankreichs, er schone die Revolutionäre und die Verräter“ [1]). Herr Malvy erwidert. Aber unter der heftigen Wucht des Angriffes hat sich die Regierung Ribot gebeugt. Einen Monat später reicht der Minister des Inneren die Demission ein. Damit ist dann der Pakt geschlossen. Die Leute von der „Action Française“ vergessen die Beleidigungen, mit denen sie Jahre lang Herrn Clemenceau überschüttet, und die unglaublichen Anklagen gegen ihn, die sie in Worte gefaßt haben. Er wird ihr Führer.

---

[1]) Herr Clemenceau verlegt sich ganz besonders darauf, einen Herrn Marguliès anzuschwärzen, dessen Staatsangehörigkeit nicht feststeht und den er des Einvernehmens mit dem Feinde bezichtigt. Herr Marguliès wird verhaftet, monatelang im Gefängnis in Haft behalten, abgeurteilt und freigesprochen, durch ein Kriegsgericht! Sein einziges Verbrechen scheint gewesen zu sein, daß er seine Mithilfe verweigerte bei gewissen Transaktionen zum Vorteil eines bekannten Deutschen, des Herrn Rosenberg, dessen Anwalt Herr Albert Clemenceau war, der Bruder des Politikers. „Von Cornelius Herz bis Rosenberg ...“

Trotz alledem ist die Partie noch nicht ganz gewonnen. Die Verschworenen fürchten immer noch, der Erfolg könnte ihnen entschlüpfen. Vielleicht haben sie in diesem Augenblick nicht alle Sicherheiten von seiten des Elysée. Schon haben sie daran gedacht, und jetzt denken sie wieder daran, ihre Pläne von vor dem Kriege aufzugreifen. Kavallerie-Regimenter sind im Umkreis von Paris zusammengezogen zur Verhütung von Wirren. Ein seltsamer Zufall fügt es, daß diese Regimenter unter dem Befehl von Führern stehen, welche die Drahtzieher der „Action Française" als ihren Plänen zugetan betrachten. Die erforderlichen Annäherungsarbeiten sind wahrscheinlich vollbracht. Auf jeden Fall sind sie verzeichnet auf Zetteln, auf denen man beispielsweise folgendes lesen kann:

„10. Dragoner — werden am 15. Juli in Paris oder in der allernächsten Umgebung eintreffen — Oberst gut — würde sein Regiment nicht zurückhalten — Hauptmann von P. durchaus zu uns gehörend — Leutnant R. würde gewiß alles geschehen lassen — Hauptmann de l'H... würde handeln, aber mit Mäßigung — Leutnant M. würde keine Widerstände leisten" — und so geht es weiter. Am 5. September 1917 künden die Agenten der „Action Française" einen General an in folgenden Ausdrücken: „Feind des Parlamentarismus und der Freimaurerei, würde gründlich drauf losgehen und sagt: wenn man meiner bedarf für einen Streich, dann ziehe ich vom Leder. Augenblicklich in der Front; aber man wird ihn vielleicht auf Grund seiner Talente zurückrufen; energisch und aufrecht."

Eine schwerwiegende Unklugheit, derartige Schriftstücke aufzusetzen! Fast hätten sie das politische Unternehmen zum Scheitern gebracht. Einer der Statisten verriet die Gruppe, der er angehörte, und brachte in der Tat fest umrissene Enthüllungen bei über die Existenz des Komplotts. Die Regierung ordnete Haussuchungen an; man entdeckte ein Waffenlager, von geringer

Bedeutung allerdings, dessen Vorhandensein allein jedoch in Kriegszeiten schon eine Straftat darstellte; man fand insbesondere den unbestreitbaren Beweis für einen Komplottplan gegen die Sicherheit des Staates, der vor dem Kriege vorbereitet worden war und 1917 wieder aufgenommen wurde. Das Verbrechen war offenkundig. Aber man wachte an hohem Orte. Beamte, deren Namen mir häufig wieder in die Feder laufen werden, ein Herr Lescouvé, damals Prokurator der Republik, Herr Mornet, damals Regierungskommissar am dritten Kriegsgerichtshofe, begegneten sich in der Versicherung, daß weder Verbrechen noch Straftat vorliege, und der Siegelbewahrer jener Tage verlieh den Absolutionsformeln für die „Action Française", die ihm vorgeschlagen wurden, Rechtskraft und Gültigkeit.

Die Royalisten waren einer schweren Gefahr entronnen. Aber sie konnte ja neu erstehen. Man mußte sich beeilen. Der Sturz des Ministeriums Painlevé wird beschlossen. Er tritt ein. Herr Poincaré hatte jahrelang seiner Mißstimmung gegen Herrn Clemenceau freien Lauf gelassen, der ihn täglich im „Homme Enchaîné" ins Lächerliche zog; und nun war er seit einigen Wochen entschlossen, ihm die Regierungsgewalt anzuvertrauen. Zweifellos war der Konservativismus des Präsidenten der Republik ängstlich geworden bei dem Gedanken an die große politische Bewegung, die sich Europas zu bemächtigen drohte, und die wie er merkte einen kühn entschlossenen Demokratismus ins Leben rief, der dem Sozialismus ganz nahe stand. Zweifellos hatte er auch keine Ahnung von der ungeheueren politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Verwirrung, die, für das soziale Gleichgewicht furchtbar bis zum äußersten, am Horizonte stand. Zweifellos sah er nicht die Gefahren, welche für Frankreich der Erfolg des Imperialismus in sich barg, für den unser Land indessen, das war ersichtlich, der Dumme sein würde. Vielleicht erweckte man auch in ihm den Glauben an eine deutsche Ver-

schwörung, in der französische Politiker, an erster Stelle ich selbst, die Drähte gezogen haben sollten. So unglaublich es auch erscheinen mag, Herr Poincaré hat diesen gigantischen Stumpfsinn hingenommen, der seinen Antipathien [1]) oder seinem persönlichen Groll entgegenkam. Es ist schließlich auch wahrscheinlich, daß er sich entsetzte bei dem Gedanken, die unmittelbaren und die weit abliegenden Ursprünge des großen Konfliktes könnten ins hellste Licht gerückt werden, wenn die Nationen, befreit von der Unterdrückung und gerichtet auf Losungsworte der Freiheit und Annäherung, in gemeinsamem Einverständnis nach allen fahnden würden, die irgendeinen Anteil genommen hatten an der Entfesselung des entsetzlichen Massenmordes.

Der Präsident der Republik nahm also die Verantwortung auf sich — sie bleibt auf ihm lasten — für die Berufung des Herrn Clemenceau zur Gewalt, die ohne den geringsten Hinweis von seiten des Parlaments erfolgte, im Gegenteil, trotz allem, was er über die Denkart und die Vergangenheit dieses Politikers wußte. Herr Clemenceau, der unaufhörlich nach der Regierung getrachtet hatte, hatte zuerst darauf gerechnet, sie durch seinen leidenschaftlichen Kampf gegen die Expedition nach Saloniki in seine Hände zu bekommen; aber vergeblich hatte er darauf gewartet, daß es an den Ufern des Vardar ein neues Langson gebe; da seine defaitistischen Hoffnungen — in diesem Fall läßt sich der Ausdruck wohl verwenden — enttäuscht wurden, hatte er, um zum Ziele zu gelangen, die niedrige Demagogie des Geschreis über Verrat in Anwendung gebracht. Dieses Mal gelang es ihm; doch genau wie der Zauberlehrling, der den Besen zum Wasserholen an den Fluß geschickt hat und das Wort nicht mehr weiß, um ihm Halt zu gebieten, genau so

---

[1]) Man denke an die Depesche des Barons Guillaume, des belgischen Gesandten, vom 10. März 1914, die ich weiter oben angeführt habe.

hatte er eine Sturzflut von Schmähungen entfesselt, die er nicht wieder einzudämmen vermochte. Er war im übrigen der Gefangene seiner Truppe, der Gefangene der Leute von der Rechten und von der „Action Française“, die ihn an die Macht trugen. Sie verlangten ihrer Absicht gemäß gebieterisch, daß unter irgendwelchen Vorwänden der Mann, den sie seit Jahren verfolgten, der Mann, dessen Politik sich der ihrigen widersetzte, der Mann, der so auf dem Gebiet der äußeren wie auf dem der inneren Angelegenheiten ihr entschlossenster Gegner war, vor ein Kriegsgericht gestellt werde.

Herr Clemenceau mußte ihren Einflüsterungen gegenüber um so gelehriger sein, als er bereits in seiner Zeitung einen Feldzug gegen mich eröffnet hatte, der sich auf Fetzen und Schnitzel gründete, die er mit jenem unglaublichen Leichtsinn hinnahm, den ich bereits als einen seiner bezeichnenden Charakterzüge hingestellt habe. Zur Hälfte überzeugt, vor allem aber begierig, seinen neuen Freundschaften gefällig zu sein und zugleich der trüben öffentlichen Meinung, welche die „Action Française“ in Gemeinschaft mit ihm erschaffen hatte, eine Befriedigung zu gewähren, durfte er nicht zurückschrecken vor einem Justizmord. Ich machte mir keine Illusionen über das, was meiner wartete. Feunde entsinnen sich, daß ich es ihnen vorausgesagt. Aber, gefestigt durch ein gutes Gewissen, wollte ich um keinen Preis den umlaufenden Verleumdungen auch nur den Schein von Stichhaltigkeit geben und faßte ich auch nicht einen Augenblick lang die Reise ins Ausland ins Auge, die man mir liebenswürdigerweise nahe legte. Ich verharrte auf meinem Sitz im Abgeordnetenhause in ruhiger heiterer Erwartung der Ereignisse.

Und die Ereignisse überstürzten sich denn auch alsbald.

Drittes Kapitel.

Verfolgungen — Die Luxburg-Depeschen — Der Geldschrank von Florenz — Verhaftung — Dem Kriegsgericht entgegen.

Als ich am 11. Dezember 1917 aus Mamers zurückkam, wo ich in einer vaterländischen Versammlung den Vorsitz geführt hatte, wurde mir bei meinem Eintreffen auf dem Bahnhof die Nachricht überbracht, Herr Clemenceau habe meine ihm wohlbekannte Abwesenheit ausgenützt und noch am gleichen Tage im Bureau der Kammer einen Antrag auf Ermächtigung zu einem Verfahren gegen mich eingereicht. Eine Stunde später wurde mir das Schriftstück übermittelt. Es bestand aus einem Brief des Militärgouverneurs von Paris, des Generals Dubail, der an den Unterstaatssekretär für Kriegsgerichtsbarkeit gerichtet war und meine gerichtliche Vorführung verlangte unter dem Vorwande, es beständen „Verdachtsmomente von genügender Schwere, daß ich während des gegenwärtigen Krieges auf die Zerstörung unserer Bündnisse ausgegangen sei, schon während sich militärische Handlungen im Gange befunden hätten, und daß ich so den Fortschritten der feindlichen Armeen Vorschub geleistet hätte". Der ganze Verleumdungsschwall, der seit Jahren durch die „Action Française" verbreitet worden war, war in diesem Satze zusammengedrängt. Der Brief des Gouverneurs von Paris war durch den Unterstaatssekretär für Kriegsgerichtsbarkeit aufgesetzt worden. Er hat es im Laufe einer öffentlichen Kammersitzung zugeben müssen. General Dubail war „eingeladen" worden, seine Unterschrift unter das Dokument zu setzen, dessen Lektüre man ihm gerade noch gestattet hatte, dessen Durchbesprechung mit seinen Dienststellen

ihm aber nicht zugestanden wurde, — also ohne daß er es hätte durch die Leute prüfen lassen können, die doch immerhin allein die erforderlichen Eigenschaften besaßen, um ihm die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens vorschlagen zu können. Als Werk eines dunklen Politikers, der den Wunsch hatte, seinem Herrn zu dienen, wie ehemals andere Männer Robespierre durch Anklagedekrete gegen seine politischen Gegner dienten, war der Strafantrag ein Nährboden für geifernde Unterstellungen; aber er erwähnte — und zwar aus guten Gründen — nicht eine einzige Tatsache. Er führte Gespräche ins Feld, die ich in Rom geführt haben sollte auf einer Reise, auf der ich „kein Bedenken getragen haben sollte, mich einer verbrecherischen Propaganda hinzugeben, über die volle Klarheit zu schaffen unerläßlich schien". Diese Anklage, deren Ausdrucksweise schon zeigt, auf wie unsicheren Füßen sie stand, war durchsetzt mit Anspielungen auf Beziehungen, die ich zu Bolo gehabt haben sollte und zu dem Leiter des „Bonnet Rouge". Völlig nichtssagende Zeilen, die ich an beide gerichtet hatte, wurden mit schmunzelndem Behagen wiedergegeben. Man erklärte wohl, es könne den untadeligsten Leuten vorkommen, daß sie sich in ihren Beziehungen täuschen lassen, und diese Dinge gehörten nicht ins Gebiet des Strafrechts — aber unter diesen Redensarten schimmerte doch der sorglich gehegte Wunsch hervor, „Amalgamierung" zu schaffen. „Die Mordabsicht des Prozesses gegen Danton trat hervor in der künstlichen und heimtückischen Anordnung, die man auf den Bänken der Angeklagten bemerkte," schreibt Michelet. Man urteilte den großen Staatsmann der Revolution ab in buntem Gemisch mit Leuten wie Chabot, Bazire, Fabre d'Eglantine, Julien de Toulouse und Delaunay d'Angers, mit Leuten, die wegen einer Schurkerei oder des Diebstahls angeklagt oder überführt waren, und mit einigen von den Anhängern der Konvention, die man in der ausdrucks-

vollen Sprache jener Epoche die „Angefaulten" nannte. Saint-Just und Fouquier-Tinville gelang die „Amalgamierung".

Auch Ignace und seine Mitarbeiter bemühten sich darum. Um die Unternehmung zu versteifen, verlangten sie von der Kammer das Verfahren gegen einen anderen Abgeordneten, Loustalot, der sich in Begleitung eines Advokaten, des Herrn Comby, in die Schweiz begeben hatte, wo er mit dem Ex-Khediven von Ägypten zusammengetroffen war. Ich war dieser Reise völlig ferngestanden. Herr Loustalot versicherte es genau wie ich. Kein Beweisstück, kein Zeuge sprach gegen uns. Macht nichts! Man stellte die beiden Beschuldigungen nebeneinander, um mich mit einem neuen Verdacht zu belasten, um der Überzeugung den Weg zu bereiten, die angeblichen Machenschaften des Herrn Loustalot in der Schweiz seien mit mir verabredet worden und ständen in Verbindung mit dem eingebildeten Feldzug, den ich in Rom zugunsten eines Separatfriedens geführt haben sollte.

Die elfköpfige Kommission, die im Bureau der Kammer eingesetzt wurde, um den Antrag auf Aufhebung der parlamentarischen Immunität zu prüfen, fühlte sich der vollkommenen Hohlheit der Anklageschrift gegenüber einigermaßen beirrt. Sie verhörte mich eingehend und verhörte gleichermaßen den Ministerpräsidenten. Ersichtlich zauderte sie, und wäre nicht der atmosphärische Druck des Schreckens gewesen, den die Regierung und die Presse der Rechten auf Parlament und öffentliche Meinung ausübten, so würde sie ohne Frage eine Voruntersuchung beschlossen haben. Aber ich befreite sie aus ihrem Schwanken, indem ich sofort selbst verlangte, vor einen Gerichtshof treten zu dürfen, um mit den Verleumdungen abzurechnen, die man gegen mich geschleudert hatte, und mit denen, glaubte ich, eine Untersuchung äußerst schnell aufräumen würde. Die Kommission beschloß in diesem Sinne. Der Berichterstatter,

Herr Paisant, übertrug ihre Meinung in besonders überlegte und abgemessene Ausdrücke:

„Die Regierung", schrieb er, „verlangt eine Untersuchung. Diese erscheint um so erforderlicher, als im Laufe seiner Erklärungen Herr Caillaux die französische Gesandtschaft in Rom ins Spiel gezogen hat. Sie erscheint um so unerläßlicher, als, wenn man der Anklageschrift Glauben schenken darf, die verbündeten Regierungen selbst unruhig geworden sind. Unter diesen Umständen konnte Ihre Kommission der Regierung nicht das Recht verweigern, Klarheit zu schaffen, und sie hat es gewährt unter allen Vorbehalten in der Schuldfrage."

Der Berichterstatter gab seinen Bedenken noch schärferen Ausdruck mit folgenden Zeilen:

„Ihre Kommission hat nicht einen Menschen der Rache überliefern wollen. Sie hat eine Anklage der Untersuchung überliefert."

Im Laufe ihrer Beratungen hatte die Kommission andererseits von der Regierung folgende Verpflichtung erbeten und erwirkt: falls aus der Untersuchung, die geführt werden sollte durch den Referenten am dritten Kriegsgerichtshofe, nicht hervorginge, daß zwischen den mir zur Last gelegten Vergehen und den Anklagen wegen Hochverrates, die auf Bolo oder anderen lasteten, ein Zusammenhang bestehe, falls, mit einem Wort, der Fall durchaus oder in der Hauptsache politischer Natur wäre, so sollte er dem Staatsgerichtshofe unterbreitet werden, vor dem Herr Malvy hatte erscheinen wollen. Nach heftigen Angriffen von seiten der „Action Française", die behauptete, der ehemalige Minister des Innern habe dem Feinde militärische Pläne ausgeliefert, hatte Herr Malvy in der Tat die Kammer gebeten, sie möge ihn unter Anklage stellen auf Grund eines in Ausführung seines Ministeramts begangenen Verbrechens. Die Versammlung war seinem Wunsche entgegengekommen, und

die Erklärungen, die man im Laufe der Erörterung austauschte, führten zu dem Ergebnis, daß der Zuträger der Rechten, falls er seine Angaben nicht rechtfertigen könnte, die Strafe für seine Verleumdungen erleiden sollte. Kein Abgeordneter hätte in diesem Augenblick annehmen können, was nichtsdestoweniger eingetroffen ist: die Anklage ist als derartig unsinnig erkannt worden, daß nicht einmal die Staatsanwaltschaft gewagt hat, sie aufrechtzuerhalten — und bei alledem war nicht einen Augenblick lang die Rede davon, den royalistischen Pamphletisten in seiner Ruhe zu stören, über dessen Haupt sich die schützende Hand der republikanischen Regierung ausstreckte.

Die Beschlüsse des Kommissionsberichtes über meine Person wurden in der Kammer am 22. Dezember 1917 erörtert. Einige Worte des Protestes von Herrn Loustalot — und ich stehe auf der Tribüne! Es macht mir keine Mühe, die Unzulänglichkeit der gegen mich gerichteten Beschuldigungen ins Licht zu setzen, die Lächerlichkeit der Unterstellungen, die ich mir gefallen lassen muß wegen meiner Berührungen mit Bolo und meiner Beziehungen zum „Bonnet Rouge", zudem die üppige Phantastik des Romans, den die Leute der „Carrière" anläßlich meiner italienischen Reise gezimmert haben. Da ich vernehme, daß sich einer der Vorwürfe, mit denen man mich überflutet, darauf gründet, daß ich verschiedenen Persönlichkeiten begegnet bin, die der Justiz in die Hände gefallen sind, frage ich mich, ob man mir diese Leute nicht in den Weg geschoben hat. Ich frage Herrn Clemenceau, ob ich denn allein Bekanntschaften mit Abenteurern gehabt habe, und wende ein, den Blick auf ihn gerichtet, daß ich mir wenigstens die „Hände rein gehalten habe". Das „Journal officiel" vermerkt nach meiner Rede: „Lebhafter wiederholter Beifall auf den Bänken der Sozialisten-Partei und bei der Linken. Bei der Rückkehr zu seinem Sitz nimmt der Redner die Glückwünsche seiner Freunde entgegen." Keine Er-

widerung von seiten der Regierung! Herr Clemenceau verharrt in Schweigen unter dem Vorwande, daß er als Chef der Militärgerichtsbarkeit mir nicht erwidern dürfe. Die Rechte und die Mitte, die mit ihrer Freude nicht hinter dem Berge hielten, als der Antrag auf Ermächtigung zur Strafverfolgung eingebracht wurde, die Clemenceau stützen, — „ehedem stützten die Rechte und die Mitte Robespierre“ schreibt Michelet, „sie opferten ihm Danton, Desmoulins, das Leben der Republik, die natürlichen Hemmklötze für die kommende Reaktion“ — die Rechte und die Mitte schrecken auf bei dem Erfolg meiner Rede. Es scheint ihnen, in kurzer Frist würde ich imstande sein die Regierung zu stürzen, die ihnen ans Herz gewachsen ist. Und das wäre wahrscheinlich so gekommen, wenn Herr Clemenceau nicht einen furchtbaren Schachzug ausgespielt hätte.

Der Ministerpräsident stellt mit Bestürzung fest, daß das mit soviel Mühe durch seinen Untergebenen aufgebaute Kartenhaus jämmerlich eingestürzt ist, und setzt nun die amtlichen Detektives und Polizeispitzel in Bewegung, deren Mitwirkung für ihn immer ein bevorzugtes Regierungsmittel dargestellt hat. Vergeblich ist man hinter mir her von dem Tage an, an dem der Antrag auf Ermächtigung zur Strafverfolgung eingebracht wurde; vergeblich heften sich die Spürhunde Schritt für Schritt an meine Fersen, beobachten sie die Häuser, in die ich gehe, und die Freunde, die zu mir kommen; vergeblich hält man in meiner Pariser Wohnung am 24. Dezember 1917 Haussuchung ab; vergeblich schreitet man zu demselben Verfahren in meinem Hause in Mamers; vergeblich unterzieht Herr Bouchardon, Referent am dritten Kriegsgerichtshof, mich einem ernsten Verhör — außer polizeilichen Unterlagen niedrigsten Ranges, bei denen er sich nicht aufzuhalten wagt, hat er nur die Anklageschrift des Herrn Ignace mit der Unterschrift des General Dubail in Händen. Das alles ergibt nichts. Wird man anderswo nicht

mehr Glück haben? Und in der ganzen Welt setzt eine fürchterliche Sarabande von Detektiven ein. Man stöbert in der Schweiz umher, in Italien und in Spanien. Eine Tatsache unter vielen anderen gibt ein Bild von den angewandten Methoden. Am 3. Januar 1918 befindet sich der Unterpräfekt Marlio in Madrid. Er trifft zum Frühstück mit dem Marquis d'Aurelle de Paladines zusammen, dem Sohne des Generals, der im Jahre 1870, so sagt man, es verhinderte, daß Clemenceau, der als Maire vom Montmartre die Generäle Lecomte und Clément Thomas hatte abschlachten lassen, erschossen wurde. Herr d'Aurelle de Paladines, Attaché bei der französischen Militärmission in Spanien, ist ein ergebener Agent des Ministerpräsidenten. Er fordert Herrn Marlio auf zu einer Unterredung, die am gleichen Tage um 6 Uhr abends im Hotel Ritz stattfindet. Der Offizier bittet seinen Gesprächspartner, ihm gewisse Briefe auszuliefern, die sich in seinem Besitz befinden und, wie er meint, geeignet sein könnten, einen sehr exponierten Parlamentarier zu kompromittieren, die es zugleich Herrn Clemenceau, seinem lebhaften Verlangen entsprechend, gestatten würden, den Fall Caillaux zu bekräftigen, indem man einen bekannten Abgeordneten, der sich ehemaliger Ministerpräsident nennen darf, auf den Henkerskarren brachte. Obwohl die Vorschläge, die der Agent Clemenceaus formuliert und die er für äußerst verlockend hält: ein beliebiger Posten in der Verwaltung ganz nach Wunsch usw., keinen Erfolg erzielen, knöpft sich dieser Gelegenheitsdiplomat doch auf. Er teilt im Vertrauen mit, der Ministerpräsident habe die Verfolgung gegen Caillaux in zu großer Hast aufgenommen, er habe nichts in der Hand, und an ihn, d'Aurelle de Paladines, ergehe der Auftrag, Beweise gegen mich ausfindig zu machen, aus denen hervorgehen müsse, daß ich bei meiner Rückkehr von Amerika, wo ich im Laufe des Winters 1914 bis 1915 mit einer Mission betraut war, in Spanien Halt gemacht

habe, um mich dort mit Intrigen zu befassen — er suche den Beweis, vermöge ihn jedoch nicht zu entdecken. Ich glaube das ohne weiteres: auf meiner Rückreise von Argentinien hatte ich Spanien nur mit der Bahn durchquert, ohne mich irgendwo in einer Stadt aufzuhalten, ohne den Zug zu verlassen.

Nun aber gelangt aus Amerika an die französische Regierung die Wiedergabe zweier Telegramme, die der Graf Luxburg, der deutsche Gesandte in Buenos Ayres, im Februar 1915 seiner Regierung geschickt hatte, und die sich auf meine südamerikanischen Reisen bezogen. Nun findet man in einem Geldschrank, den ich in Florenz gemietet hatte, als meine Frau sich nach Italien begab, Papiere, Kleinodien und Werte.

Die Telegramme, welche die Regierung der Vereinigten Staaten wahrscheinlich schon seit langem in Händen hält — ist es doch sechs Monate her, daß sie die gesamte Korrespondenz, die Graf Luxburg durch Vermittelung des schwedischen Gesandten mit seiner Regierung austauschte, entziffert hat —, diese Telegramme sind belanglos. Das erste berichtet über angebliche, ziemlich banale Unterhaltungen, die ich in Argentinien geführt haben soll, und die durch Berichterstatter dem deutschen Gesandten zugetragen wurden — wohlverstanden in entstellter Form. Ich wette, daß kein Franzose je mit einer Mission betraut war, ohne belauert zu werden und ohne in Telegrammen gemutmaßter Ansichten oder Absichten geziehen zu werden. Zum Überfluß räumt das zweite Telegramm mit den tendenziösen Auslegungen auf, die das erste vielleicht hätte nahelegen können. Es wird darin die Abfahrt des Schiffes „Araguaya" angekündigt, das mich nach Frankreich bringt; es wird bemerkt, die Kaperung des Schiffes sei höchst *wünschenswert*. Es versteht sich von selbst, daß, wenn irgendein Einverständnis zwischen dem Grafen Luxburg und mir bestanden hätte — und wäre die Verbindung auch nur durch einen Vermittler hergestellt wor-

den —, es die erste Sorge des deutschen Gesandten gewesen wäre, den Kreuzern, die das Meer beherrschten, anzuempfehlen, das Schiff, das mich nach Europa zurückbringen sollte, mit vollen Segeln passieren zu lassen. Herr von Luxburg dachte im Gegenteil daran, mich abfangen zu lassen, und wies einzig daraufhin, daß ich höflich und zuvorkommend behandelt werden müßte in den deutschen Kerkern, in denen man mich in Ketten zu legen hoffte. Furchtbar ärgerlich, dieses zweite Telegramm, das alles zerstörte, was man bei phantasiereicher und gewaltsamer Auslegung des Textes aus dem ersten hätte schließen können! Was tun? Ach, du guter Gott, es ist ganz einfach: man muß es fälschen. Man muß der Presse einen entstellten Text liefern. An Stelle der Worte: „Kaperung höchst wünschenswert" muß man schreiben „Kaperung nicht wünschenswert" — und es muß solchergestalt in Erscheinung treten, daß die Feinde Frankreichs mich schonen wollen. Eine Fälschung muß eine Gewalttat rechtfertigen.

In dem Geldschrank von Florenz hat man politische Papiere gefunden und Briefe, die der edle Herr Lipscher an mich gerichtet hatte, von denen ich vor der Kommission, die den Antrag auf Aufhebung der parlamentarischen Immunität zu prüfen hatte, bereits sprach, und bei denen man sich um so weniger aufhalten darf, als sie in einem Umschlag liegen, der folgende Aufschrift von meiner Hand trägt: „Unterredungsvorschläge 1915. Meine Absagen", und als diese Absagen belegt werden durch die Kopie eines Briefes von mir an den nämlichen Lipscher, der sich in demselben Aktenumschlag findet und den ich als eingeschriebene Sendung (die Postquittung ist angeheftet) aufgegeben hatte: hier wird endgültig eine unbedingte Ablehnung jeglichen Empfanges den Eröffnungsvorschlägen entgegengesetzt, die man mir gemacht hatte. In dem gleichen Geldschrank findet sich von mir noch eine Studie über die Schuld am Kriege und

eine Arbeit, oder vielmehr eine Sammlung von Notizen, die sich ineinander verfilzen und einander widersprechen, über die Reform der Verfassung und einiger Staatsgesetze. Ganz persönliche Arbeiten, wie sie sich jeder Politiker vornimmt, wie ein jeder sie niederzuschreiben berechtigt ist! Kein Zweifel: jetzt versucht man, die öffentliche Meinung aufzuwühlen durch die Behauptung, in diesen Papieren sei der Embryo eines Komplottes gegen die Sicherheit des Staates enthalten. Man wird es sorgsam unterlassen, zu bemerken, daß sich nichts darin findet, was auch nur im entferntesten mit den aufrührerischen Papieren verglichen werden könnte, die in den Räumen der „Action Française“ entdeckt wurden und die zu keinerlei Verfolgung geführt haben. Zugegeben jedoch selbst, daß der Vorwurf begründet sei — wo bleiben die Machenschaften zugunsten eines Separatfriedens, die Intrigen gegen das Vaterland? Wie kann man die öffentliche Meinung packen?

Herr Barrère, der französische Gesandte in Italien, liefert die Mittel. In zwei Telegrammen versichert er, man habe neben politischen Papieren in dem Geldschrank von Florenz Wertpapiere entdeckt, die mindestens zwei Millionen ausmachten, und Kleinodien im Werte von fünfhunderttausend Franken. Die elementare Klugheit würde eine eingehende Nachprüfung gebieten. Es kann ein Irrtum vorliegen, vorsätzlich oder nicht. Es ist die Pflicht der Regierung, zu warten, bevor sie der Öffentlichkeit irgendeine Mitteilung macht, bevor sie zu einer sensationellen Verhaftung schreitet, — zu warten, bis man meine Erklärungen entgegengenommen und eine peinliche und vollständige Nachprüfung in meiner Gegenwart vorgenommen hat. Doch in die Rumpelkammer mit all diesen Vorsichtsmaßregeln, welche die erste notwendigste Bürgschaft für die menschlichen und bürgerlichen Rechte darstellen. Endlich! ruft man im Triumph, die Presse in Bewegung gesetzt! Sensationelle Überschriften!

Caillaux hat kein so beträchtliches Vermögen, daß er zwei Millionen in Papieren und fünfhunderttausend Franken in Juwelen besitzen könnte. Frankreich, und mit ihm die ganze Welt, soll erfahren, daß ein ehemaliger Ministerpräsident Millionen gehäuft hat, die ihm nicht gehören können und die ihm ohne Frage durch den Feind zugekommen sind. Es ist der Lohn für den Verrat! Man hat den Politiker am Wickel!

Am 14. Januar 1918 verhaften mich um neun Uhr vormittags, wie ich gerade aus meinem Toilettenzimmer herauskomme, ein Polizeikommissar und Inspektoren des Sicherheitsdienstes; sie dringen in das Badezimmer ein ohne Rücksicht auf meine Frau, die in ihrer Badewanne liegt, und schleppen mich nach einigen Formalitäten zur Santé, wo ich zwei Stunden später eingesperrt werde. Ich hätte eigentlich der Behandlungsform für politische Häftlinge teilhaftig werden müssen, da die Kammer die Aufhebung der parlamentarischen Immunität ausschließlich für politische Verbrechen genehmigt hatte. Der von mir angeführte Bericht Paisant war in unmißverständlichen Wendungen gehalten. Was aber hatten die Beschlüsse der aus der allgemeinen Abstimmung hervorgegangenen Abgeordnetenversammlung für die Herren Clemenceau und Ignace zu bedeuten, die sich darauf versteift hatten, mich einem Bolo zu seiten vor das Kriegsgericht zu stellen? Sie nahmen von ihren Wünschen etwas vorweg, indem sie mich der Behandlungsweise unterwarfen, die für gemeine Verbrecher nach dem bürgerlichen Recht bestimmt war.

Bei meiner Ankunft in dem düsteren Gefängnis durchsucht man mich bis auf die Haut. Man beraubt mich nicht allein meines Geldes, meiner Schmucksachen, ja meiner Uhr, — man nimmt mir auch meine Hosenträger weg, meine Kravatte, meine Nagelschere, selbst meinen Schuhknöpfer! Man bringt mich unter in dem Flügel für allerstrengste Überwachung, in dem die

Schalterfenster der Zellen ständig geöffnet sind und die Wächter, die unaufhörlich hin und her gehen, die Weisung haben, die geringsten Bewegungen der Gefangenen zu beobachten. Die ganze Nacht hindurch bleibt das elektrische Licht eingeschaltet, und es war eines der schlimmsten physischen Leiden, die ich zu erdulden hatte, daß ich nicht im Dunkeln ausruhen konnte. Unter den moralischen Leiden war das schlimmste das Kunterbunt meiner Umgebung. Wenn ich die Zelle, die man mir angewiesen hat, verlasse, um einen kurzen Spaziergang zu machen auf einer von aller Luft abgeschlossenen Wiese, wobei ich, wohlverstanden, eskortiert werde von einem Wächter, der mich so wenig wie mein Schatten verläßt, wenn ich, ständig begleitet von einem Wärter, ins Sprechzimmer gehe, um den einen oder andern meiner Rechtsanwälte zu treffen, sei es Maître Demange, sei es mein bewunderungswürdiger Freund Pascal Ceccaldi, der mir monatelang Tag für Tag den Trost seiner Wachsamkeit und seines glühenden Vertrauens bringt, dann gehe ich an den Zellen vorbei, die an die meinen grenzen, in denen bei meinem Anblick Diebe und Mörder höhnen und spötteln, wie zum Beispiel Guerrero, der einige Monate später sein Haupt auf das Schafott legen soll, weil er ein Kind vergewaltigt und dann ermordet hat. Er ist mein nächster Nachbar.

In demselben Flügel, dem Flügel für strengste Überwachung, liegen die Zellen für die zu Tode Verurteilten. Durch die ständig geöffneten Gucklöcher hindurch sehe ich jene Unglückseligen, auf die schon der Pfahl in Vincennes oder die Guillotine lauert, so oft ich nur aus meinem Gemach heraustrete. Es kommt vor, daß ich einigen von ihnen in den Weg laufe, wenn sie mit Handschellen vom Spaziergang zurückkommen, eingeschlossen zwischen zwei Wärtern, und ich werde ewig die Blicke im Gedächtnis bewahren — die unbeschreiblichen Blicke! —, die einer unter ihnen auf Menschen und Dinge warf, auf einen ärmlichen Fetzen Him=

mel, den er durch ein halbgeöffnetes Klappfenster hindurch gewahrte. Meiner Zelle gegenüber sind die Verschläge, das, was man im Gefängnisjargon „Kabuff" nennt, wo man die Häftlinge einsperrt, die gegen das Reglement verstoßen. Und tagelang, nächtelang, hallen die Schreie der oftmals halb wahnsinnigen armen Teufel wieder, die aufheulen oder sich gegen die Wände dieser gepolsterten Zellen werfen. Ich höre noch die herzzerreißenden Klagen, welche Marokkaner in ihrer rauhtönenden Sprache ausstießen, und das schmerzliche Stöhnen von Annamiten, das an schleppende orientalische Weisen erinnert.

Wochen hindurch sind alle Besuche verboten. Nahezu anderthalb Monate müssen verfließen, bevor mir erlaubt wird, meine Frau zu sehen. Sie soll die Schwelle des Gefängnisses erst an dem Tage überschreiten, an dem ich das Opfer eines seltsamen Unglücksfalles geworden bin. Gegen Ende Februar 1918 werde ich nach einer Mahlzeit von einem so heftigen Magenkrampf mit derartigem Erbrechen gepackt, daß man nach dem Ursprung dieses seltsamen Unwohlseins fragt, dem ich sonst durchaus nicht unterworfen bin. In Eile herbeigerufen, versichern die Ärzte, es liege kein Vergiftungsversuch vor, und ich will es glauben. Ich vermerke nur ganz einfach das Unbestreitbare: da der Gefängnisdirektor die weise Anordnung trifft, daß von diesem Tage an die Körbe mit den Mahlzeiten, die ein benachbartes Restaurant mir liefert, verschlossen werden, und daß ich allein die Schlüssel des Vorlegeschlosses in Händen halte, habe ich seitdem niemals mehr den geringsten Anfall dieser Art gehabt. Ich mache noch darauf aufmerksam, daß man in den nationalistischen Kreisen ständig voraussagte, ich werde meinem körperlichen Zustand nach nicht in der Lage sein, dem Gefängnisleben Widerstand zu leisten, ich werde nach Ablauf einiger Monate in allgemeine Lähmung verfallen. Es gibt Übelwollende, die vielleicht versucht sein könnten, zu denken, irgendein neuer Villain könnte

sich bemüht haben, die so liebenswürdig vorausgeschaute Auflösung zu beschleunigen.

Die Besuche meiner Frau versetzen mich endlich in die Lage, Nachrichten von den Meinigen zu erhalten. Bis dahin schreibe ich, aber es vergehen mindestens fünf Tage, bevor eine Antwort mich erreicht. Die Briefe, die ich absende oder empfange, müssen dem Reglement gemäß durch die Hand des Untersuchungsbeamten gehen; er verfährt mit so systematischer Langsamkeit, daß es ihm in der Tat gelingt, jeglichen fortgesetzten Gedankenaustausch zu lähmen. Es wird mir endlich erlaubt, meine Frau zu sehen, sowie die ganz wenigen Freunde, denen die Genehmigung, mich zu besuchen, nach und nach gewährt wird; man räumt mir das Vorzugssprechzimmer ein und versäumt es nicht, den Vorzug, den man mir gewährt, geltend zu machen, ohne dabei zu bemerken, daß er der Mehrzahl der Häftlinge von gesellschaftlichem Rang zuteil wird. Man vergißt den Zusatz, daß die Wärter, die beauftragt sind, meinen Unterhaltungen — und eben nur den meinigen — beizuwohnen, angewiesen sind, auf alles zu horchen, alles zu belauern und einen umständlichen Bericht über jede Unterhaltung anzufertigen. Die meisten unter diesen Wärtern sind kreuzbrave Leute, die, um mit einem von ihnen zu sprechen, „sich des Gewerbes schämen, zu dem man sie zwingt". Viele unter ihnen sagen mir, daß das sogenannte Vorzugsregime nur eine Falle ist, die man mir stellt, und daß man im Laufe einer Unterhaltung ein Wort, eine Erwähnung, den Zipfel einer vertraulichen Mitteilung zu erhaschen hofft, um daraus Fingerzeige für die Behörden zu gewinnen. Die schlimmsten unter den Übeltätern, die unter der Anklage der haßwürdigsten Verbrechen stehen, sehen ohne Frage die Glieder ihrer Familie nur an bestimmten Tagen und nur durch ein Gitterfenster hindurch; doch ist wenigstens niemand beauftragt, in einem Berichte die Worte zu verzeichnen, die gewechselt werden.

Und das Ganze soll länger als neun Monate dauern!

Nichtsdestoweniger gelangt man sehr bald zur Gewißheit über den Wert der amerikanischen Telegramme. Nach Ablauf einiger Wochen müssen sich auch die Millionen aus dem Geldschrank von Florenz in Dunst auflösen!

„Am 15. Germinal des Jahres II erschien Hérault de Séchelles, durch den Konvent unter Anklage gestellt, auf das Verlangen des Wohlfahrtsausschusses vor dem Revolutionstribunal. Er war angeklagt, die Geheimnisse des Wohlfahrtsausschusses den fremden Mächten ausgeliefert zu haben. Der Präsident verlas Auszüge aus einer diplomatischen Korrespondenz, die an Bord eines feindlichen Schiffes aufgegriffen worden war. Hérault war darin erwähnt als Absender der Auskünfte für die fremden Mächte. Der Präsident legte die Originale nicht vor. Diese Dokumente liegen im Nationalarchiv. Der Name Hérault kommt darin nicht vor. Der Präsident Hermann war also ein Fälscher. Er war ohne Frage hinausgegangen über das, was Robespierre von ihm verlangte, der ihm die Dokumente übermittelt hatte. Diese Briefe waren im übrigen nichts als elendes Geschwätz, nicht wert, ernst genommen zu werden, und es gehörte schon der gallsüchtige Geist eines Robespierre und jene Manie allgemeinen Mißtrauens, von der er besessen war, dazu, um Stoff zu finden, der ihn berechtigt hätte, Verräter im Schoße des Wohlfahrtsausschusses zu suchen." (Henri Martin.)

Die Geschichte wiederholt sich. Die Luxburg-Telegramme enthalten genau wie die im Jahre II an Bord eines feindlichen Schiffes aufgegriffenen Briefe nur „elendes Geschwätz, nicht wert, ernst genommen zu werden". Wenn sich mein Name darin ausgesprochen findet, während der Name Hérault in dem Briefwechsel, den man an Bord des feindlichen Schiffes fand, nicht erwähnt war, so entlastet mich doch der Satz: „Kaperung

höchst wünschenswert" vollständig, indem er den Willen der Deutschen beweist, sich meiner Person zu bemächtigen. Nur hat man, genau wie man den Namen Hérault de Séchelles einfügte, den Ausdruck umgeworfen, dessen der feindliche Diplomat sich bediente, um mich abfangen zu lassen. Doch der Betrug kann nicht Stich halten. Obwohl man vor dem dritten Kriegsgericht auf die Idee kommt, das Revolutionstribunal zu kopieren, rollen sich die Dinge im Jahre 1918 doch nicht so einfach ab wie im Jahre II. Herr Ignace verfügt nicht über die gleichen Erleichterungen wie der Präsident Hermann. Gezwungenerweise muß man nach Verlauf einiger Tage der Öffentlichkeit den wahren Text ausliefern, und seitdem können alle Spitzfindigkeiten nicht aufkommen gegen das, was drei einfache Wörter an klar Ersichtlichem in die Breite tragen.

Die Millionen aus dem Geldschrank von Florenz! Schon am ersten Tage erhebe ich Einspruch. Ich erkläre und lasse durch meine Anwälte auseinandersetzen, daß meine Frau, die nach den Zwischenfällen von Vichy, die ihr einen gerechten Schreck eingejagt, die Absicht bekundet hatte, lange Monate hindurch in Italien zu weilen, alle ihre Schmucksachen mit sich genommen hatte und nur einen Teil unseres Vermögens, damit sie, im Falle daß militärische oder politische Ereignisse mir ihre Versorgung erschweren sollten, sich Barmittel verschaffen könnte durch Angreifen der Kupons. Ich gebe den annähernden Kapitalswert dieser Papiere an, die nur einen Teil unseres Vermögens darstellen: einhunderttausend bis fünfhunderttausend Franken allerhöchstens. Dazu gebe ich an, daß die Juwelen sämtlich Familienschmuck und Erbstücke sind, und daß ihr Gesamtwert ungefähr den zehnten Teil des Wertes beträgt, den man ihnen zumißt.

Vielstimmiges Leugnen in der gesamten Regierungspresse! Man höre doch! Wem will man diese Albernheiten aufbinden?

Der französische Gesandte in Italien hat telegraphiert, es lägen zwei Millionen in Papieren und fünfhunderttausend Franken in Kleinodien in dem Geldschrank von Florenz. Die Millionen sind sicherlich darin wie auch die Perlen- oder Diamantenhalsbänder, die ohne Frage der deutsche Kaiser überreichte. Unruhe bemächtigt sich meiner. Sollte man nicht neben die Papiere, die mir gehören, Paketchen mit Werten in meinen Geldschrank gelegt haben, der meinem wiederholten Einspruch zum Trotz ohne meine Anwesenheit, ohne die Anwesenheit einer mit meiner Vertretung beauftragten Person geöffnet worden ist. Man hat mir später versichert, dies sei in der Tat die Absicht zum mindesten der einen unter den italienischen Amtspersonen gewesen, des Herrn von Robertis[1]), der seither von der Justiz seines Landes wegen einer von ihm schließlich eingestandenen Unterschlagung von Gerichtsakten zur Rechenschaft gezogen worden ist. Nur so kann man sich den monumentalen... Irrtum erklären. Aber die Militärdiktatur, die zu jener Zeit in Italien genau wie in Frankreich wütete, war immerhin nicht mächtig genug, um Herrn von Robertis und seiner Gefolgschaft die Durchsuchung eines von mir gemieteten Geldschrankes ohne die... ärgerliche Anwesenheit der Bankdirektoren zu gestatten. Man mußte ein genaues Protokoll über die Prüfung der Papiere aufnehmen. Die Partie war verloren, wenn sie in der Tat in dieser Absicht gespielt wurde, was ich nicht genau belegen kann. Man mußte den wirklichen Inhalt des Geldschrankes nach Paris bringen und einen Sachverständigen zur Prüfung der Werte einsetzen. Damit bricht alles zusammen. Der Sachverständige Doyen sieht sich gezwungen, auf gewissenhaftes Studium hin die peinlich genaue Richtigkeit meiner An-

[1]) Herr von Robertis ist im Jahre 1918 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

gaben in vollem Umfange festzustellen. Ein glückliches Geschick fügt es, daß alle die im Geldschranke von Florenz niedergelegten Titel Nummer für Nummer aufgeführt sind in authentischen Akten, Ehekontrakt und Erbschaftserklärung, die aus der Vorkriegszeit stammen, und daß mir infolgedessen die Gesetzlichkeit der Eigentümerschaft nicht bestritten werden kann. Ihr Gesamtwert ist genau der von mir aus dem Gedächtnis angegebene. Ein Sachverständiger, der zur Prüfung der Schmucksachen bestellt ist, bestätigt seinerseits in allen Punkten meine Behauptungen.

Aber... Wochen sind darüber hingegangen. Die abscheuliche Sage von den im Geldschrank von Florenz aufgestapelten Millionen ist in die Welt gesetzt. Clemenceau und seine Gehilfen haben sie über die ganze Welt verbreitet. Sie macht allen Dementis zum Trotz ihren Weg. Noch Ende 1919 nistet sie sich in großen amerikanischen Zeitungen ein. Zweifellos ist sie auch zur Stunde noch nicht gestorben, obwohl sich in der Hauptsitzung des Staatsgerichtshofes die mit der Untersuchung gegen mich betrauten Beamten vor meiner peinlichen Rechtlichkeit haben neigen müssen. Was macht es, wenn man die haßwürdigste der Verleumdungen ins Publikum geschleudert hat? Sie allein konnte eine Einkerkerung rechtfertigen, die man so glühend erwünschte. Man hat sie durchgeführt. Freiheit und Ehre eines Mannes, moralische Gesundheit eines Landes, Trübung seines Antlitzes vor der Welt durch die Behauptung, an den Fingern eines seiner ehemaligen Regierungshäupter klebe Sündenlohn, Verrätergeld — all dieses zählt nicht für die „Patrioten", die direkt oder indirekt über dem Schicksal des Landes thronen.

Erst einige Zeit, nachdem der Inhalt des Geldschrankes von Florenz ausgepackt war, begannen die Verhöre, die von Herrn

Bouchardon, einem einberufenen Beamten, geleitet wurden, der damals berichterstattender Hauptmann beim dritten Kriegsgerichtshof war [1]).

Ein kleiner Raum in einem Winkel des Justizpalastes! Hauptmann Bouchardon geht von einem Ende zum anderen auf und ab, eingeschnürt in eine Uniform, für die Sauberkeit nicht eben das hervorstechende Kennzeichen ist. Maupassant schreibt in einer Erzählung von einem Dorfpfarrer: „Er war lebhaft, von mittlerer Beleibtheit, niemals rasiert und selten gewaschen.“ Dieses Bildnis eines normannischen Priesters kommt mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Bouchardon denke, was mir bisweilen noch begegnet. — Ich trete ein, geleitet von zwei Inspektoren des Sicherheitsdienstes, die mich in der Santé abgeholt haben und mich wieder hinbringen werden, ohne auch nur um die Breite einer Fußsohle von mir abzurücken. Ein kurzes Kopfnicken von beiden Seiten, und der Beamte beginnt mit dem Verhör.

Das ungeheuerliche Verfahren vor den Kriegsgerichten gestattet es dem Untersuchungsrichter, seine Fragen in Abwesenheit des Anwalts zu stellen, ohne dem Beschuldigten die Aktenstücke vorzulegen. Bouchardon macht reichlichen Gebrauch von den „Erleichterungen“, die das Gesetz ihm bietet. So läßt er mich in einem der Fälle, an die er sich nun festzuklammern versucht, in Unkenntnis über Aktenstücke, die mich völlig entlasten und mit den vieldeutigen Unterstellungen aufräumen, mit denen man gegen mich arbeiten könnte. Ein reiner Zufall klärt mich über ihr Vorhandensein auf. Man stellt das Verhör über diesen Gegenstand ein, sobald man mir diese Schriftstücke nicht mehr

[1]) Herr Bouchardon, Richter am Seinegerichtshof, wurde im Jahre 1918 zum Gerichtsrat am Appellationsgericht ernannt und zum Offizier der Ehrenlegion befördert.

verheimlichen kann, von denen ich bei einem einigermaßen menschlichen Verfahren schon am ersten Tage Kenntnis gehabt hätte.

Wie dem auch sei, Hauptmann Bouchardon verhört; er stellt zu einem einzelnen Punkte eine lang erwogene Frage, die er fast stets vorher niedergeschrieben hat; er trommelt dabei gegen die Fensterscheiben; beim Anhören der Antwort kaut er an den Fingernägeln; ist er enttäuscht durch die Erwiderung, dann dreht er sich kurz auf den Absätzen herum und geht zu einem anderen Gegenstand über, um den Patienten aus dem Gleise zu bringen, und immer geht er kreuz und quer auf und ab, immer trommelt er gegen die Fensterscheiben, immer kaut er an den Fingernägeln. Er verhört mit Geschick und hinterhältiger List, er bemächtigt sich des geringsten Wortes, um ein Sprungbrett für das Verhör zu schaffen, um den Beschuldigten aus dem Sattel zu heben. Ceccaldi sagt von ihm, er sei besessen vom „Sadismus der Untersuchung“; auf jeden Fall beherrscht er sein Handwerk mit bemerkenswertem Verständnis und bringt für die Ausübung seines Amtes eine einzigartige Leidenschaft mit, die Leidenschaft des Jägers oder des Wilderers. Eine deutlich erkennbare Hitze treibt ihn gegen mich. Ich habe ihm eines Tages gesagt, er müsse ein eingeschworener Leser der „Action Française“ sein. Er hat es ausdrücklich in Abrede gestellt, und ich muß ihm glauben, aber er ist sicherlich ein glühender Nationalist. Er hat den ganzen Wortschatz eines solchen. Wörter, die nur ärmliche Ideen decken, möblieren sein Gehirn, dessen äußere Schale man nur zu betrachten braucht, um zu erkennen, daß es leicht zu füllen ist. Er ist bis ins Mark hinein durchtränkt mit der Staatsreligion — ich habe gezeigt, wie Fanatiker und geschickte Macher diese Religion aufgebaut haben. Sie genügt ihm. Er hält sich für einen großen Patrioten, weil er möchte, daß alle Franzosen, zunächst aber die Staatsmänner, deren ganz be-

sonders geartete Verantwortlichkeit er nicht erkennt, ohne Widerrede das enge Glaubensbekenntnis annehmen, mit dem er gurgelt. Er würde seinem Lande zu dienen glauben, wenn er alle Andersdenkenden verbrennen ließe, alle, die der Ansicht sind, daß das Formular, unter das er seine Unterschrift gesetzt hat, der großen Idee widerspricht, die sie sich von Frankreich machen, von dem Frankreich eines Rabelais, eines Voltaire, von dem Frankreich der Revolution, dem Frankreich, das Gambetta die Nährmutter der führenden Ideen der Welt genannt hat. Wie viele Male ist es mir doch vorgekommen, als ich seine Fragen anhörte, als ich ihn nach dem Zipfelchen einer Tatsache haschen sah, die es ihm erlaubt hätte, die Leidenschaft eines modernen Inquisitors zu befriedigen, daß ich an den Scheiterhaufen des Johann Huß denken mußte! Wie viele Male habe ich nicht das „Sancta Simplicitas“ gemurmelt, das der große Ketzerführer aussprach, als er jene alte Frau sich bekreuzigen und ein Reisigbündel in die Glut legen sah.

Doch wir leben in einer Zeit, in der es trotz allem ein Gesetz gibt, in der juristische Vorschriften bestehen, deren Mißachtung gefährlich ist, da die Rückschläge des Schicksals nicht auf sich warten lassen. Und dann bleibt man doch auch ein ehrenfester Mann, ein Mann von vollendeter Ehrenhaftigkeit, und ich bin überzeugt, daß man, was ich hierüber auch habe hören müssen, ein hochentwickeltes Amtsgewissen sich bewahrt hat. Man wird alles tun, was man kann, um den Politiker auf einem Fehltritt zu ertappen, dessen Ideen man um so glühender haßt als man sie nicht versteht; aber man wird doch nicht einen Hermann oder einen Fouquier-Tinville spielen wollen. Es ist nur gerecht anzuerkennen, daß dies ein großes Verdienst ist, denn ich bin sicher, mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß man durch eine andere Persönlichkeit vorwärts getrieben wird, von der jedermann im Justizpalast laut und vernehmlich

behauptet, daß Gewissensbedenken sie nicht ersticken, durch Herrn Mornet, Regierungskommissar am dritten Kriegsgerichtshof.

Mornet, der vor dem Kriege Sozialist war und offen das Glaubensbekenntnis eines leidenschaftlichen Pazifisten und Antimilitaristen ablegte, ist mit Schlußsprung ins entgegengesetzte Lager gesprungen, und in ihm brennt die Glut des Neubekehrten. In den sogenannten großen Prozessen — unter Leitung des Herrn Ignace — zur Untersuchung berufen, hat er sich ein System zurechtgezimmert, das täuschend an die These gemahnt, die Herr Léon Daudet alltäglich in der „Action Française" aufstellt: „Es gibt nur Verratsaffären," ruft er aus. Er will mit aller Macht darauf hinaus, daß ein großes Komplott gegen Frankreich angezettelt ist, daß Leute wie Bolo, wie Duval, wie Lenoir, nur Statisten sind, nur die Agenten einer hochgestellten Persönlichkeit, die man monatelang den großen Herrn X genannt hat und der man jetzt ihren wahren Namen gibt. Zola hat in der „Bestie im Menschen" einen Untersuchungsrichter untergebracht, der ein ganzes Dramenszenarium aufbaut, um Fälle des bürgerlichen Rechts zu klären und miteinander zu verbinden, mit denen er betraut ist, und der, wenn die Tatsachen ihm ein Dementi versetzen, stets das Mittel findet, so fein zu vernünfteln, daß es ihm gelingt, seine Hypothese aufrechtzuerhalten. Der Regierungskommissar am dritten Kriegsgerichtshof, der zu jener Zeit ein Substitut des Generalprokurators ist[1]), versteift sich gleichfalls darauf, mit Fausthieben alle Hochverratsaffären in den großen Fall Caillaux hineinzutreiben. Welcher Ruhm für ihn, wenn ihm die „Amalgamierung" gelingt, wie sie ehemals, Danton gegenüber, Fouquier-Tinville und Saint-Just gelang! Welch ein Riesenprozeß in Sicht! Welch ein

[1]) Herr Mornet wurde im Jahre 1918 zum Generalstaatsanwalt ernannt und zum Ritter der Ehrenlegion befördert.

staunenswertes Untersuchungsmaterial sieht er vor sich, wobei er gleichzeitig den ganzen Wert des Dienstes wahrnimmt, den er zu seinem Glücke wird erweisen können!

Überdies muß man noch gestehen, daß eine große Logik in dieser künstlichen Konstruktion des Geistes liegt. Wenn Caillaux im Einverständnis mit dem Feinde gewesen ist, wenn er, um das Kind beim Namen zu nennen, Agent Deutschlands gewesen ist, dann steht außer Zweifel, daß er alle Unternehmungen gegen Frankreich geleitet hat. Wenn aber im Gegenteil erwiesen wird, daß dieser Politiker von den Machenschaften eines Bolo nichts gewußt hat, dem es gleichwohl gelungen war, sich in seinen Bekanntenkreis einzuschleichen, wenn festgestellt wird, daß er ohne Kenntnis war von den verbrecherischen Unternehmungen eines Lenoir oder eines Duval, der ihn gestreift hat, wie soll man dann an seine Schuld glauben? Wie kann man annehmen, daß ein Staatsmann von seiner Bedeutung nach seinem Übertritt in den Dienst einer fremden Macht nicht Zug für Zug das Spiel dieser Macht überwacht hat?

Mornet und Bouchardon nehmen so deutlich die Unabweisbarkeit dieses Dilemmas wahr, daß alle Bemühungen der Untersuchung sich fortan darauf richten, die Glieder der Kette zu schmieden, welche die Hochverratsaffären untereinander zusammenschweißen sollen. Ohne Frage muß man auf alle Büsche klopfen, zweifellos muß man mit Caillaux von Argentinien sprechen, von Italien, von Lipscher, von den Dokumenten aus dem Geldschrank von Florenz — aber das sind Vorspeisen, die allerhöchstens zu unbestimmten politischen Anklagen führen können, zu einem Durchschnittsprozeß vor dem Staatsgerichtshof. Das ist es nicht, was man will. Was man will, ist das Kriegsgericht, ist der Frühgang nach Vincennes, dem Mornet bis zu Ende voranzuschreiten hofft — er hat es selbst gesagt —; was man will, ist dieses: die Diktatur Clemenceaus und der

Leute von der „Action Française“ auf lange Zeit festigen und sichern. Man wird dahin kommen, wenn die Freunde der Koalition, Regierende, rechtsstehende Journalisten, Beamte, sich brüsten können mit einem unermeßlichen Dienst, den sie dem Lande erwiesen haben, wenn es beweisbar feststeht, daß die einen und die anderen mit gegenseitiger Unterstützung die ungeheuerlichste Hochverratsunternehmung aufgedeckt und vereitelt haben. Eine Unternehmung, die um so schwerer wiegt, als sie durch einen Staatsmann aufgezogen sein soll, der an der Spitze einer großen Partei steht. Mit dem gleichen Hieb wird diese Partei, wird die Republik getroffen werden! Was stehen doch für Siege am Horizont!

Viertes Kapitel.

Die Hochverratsversuche — Bolo, Duval, Cavallini — Man sucht mich damit in Verbindung zu bringen — Vollständiger Mißerfolg.

Bolo! Ein armseliger Abenteurer, nicht würdig einem Cornelius Herz die Schuhriemen zu lösen.

Dem ist es nicht allein gelungen, zum Frühstück oder zum Diner Politiker zu empfangen: er hat auch mit einem von ihnen gearbeitet und ihm, wenn man den Worten glauben soll, die er selbst zu Henri Rochefort gesprochen hat, vier Millionen für seine Zeitung „La Justice" gespendet („Intransigeant" vom 6. März 1906). „Zu wiederholten Malen", schreibt Rochefort in demselben Artikel, „hat Cornelius Herz mir gesagt, Clemenceau gehöre ihm, er verfüge über ihn wie über sein Eigentum." Aller Wahrscheinlichkeit nach ist in diesen summarischen Äußerungen viel Aufschneiderei. Indessen, es hat doch irgend jemand diesen internationalen Agenten in eine gewisse politische Gesellschaft hineingeschoben, bei der er im großen und im kleinen Eingang fand; irgend jemand hat diesen vorgeblichen Geldmann deutschen Ursprungs mit dem General Boulanger in Verbindung gebracht, dessen Aufstieg zur Gewalt Cornelius Herz begünstigt hat, wenn nicht er, er allein, der bestimmte Faktor gewesen ist, wie ich zu wissen glaube; irgend jemand hat dieser Persönlichkeit, der die Mitel ohne Frage durch das Wohlwollen einer fremden Macht zuflossen, die Würde eines Großoffiziers der Ehrenlegion verleihen lassen. Ministerkrisen in stetiger Häufung, die Staatsmänner der Republik auf den Kehricht geworfen, General Boulanger an der Spitze, von wo aus er Frankreich in

die schwerste Gefahr bringen sollte: das sind einige der Ergebnisse, die Cornelius Herz erzielte.

Bolo war ganz einfach ein geiler genußgieriger Schubiak, der die Macht der Verführung, die er wirklich besaß, nur zu Gaunereien verwandte. Auch er hatte einen Bürgen, von geringerem Kaliber zwar als der große Politiker war, mit dem Cornelius Herz prunkte, dafür aber im Besitz vollkommener Gewähr für Ruf und Ansehen. Ein enges Verhältnis hatte sich zwischen Bolo und Herrn Monier entsponnen, der nacheinander Prokurator der Republik, Gerichtspräsident von der Seine und Oberpräsident am Pariser Appellationsgericht war. Der hohe Beamte war wahrscheinlich durch den äußerst verfänglichen Zauber des Mannes eingewickelt worden; er blieb nicht nur taub gegen die Warnungen, die man ihm zukommen ließ, er teilte seine Taubheit auch allen mit, denen sich Bolo zu nähern suchte und bei denen er sich auf einen der ersten Beamten Frankreichs berufen konnte. Allen setzte Herr Monier die gleiche Formel vor: „Ich stehe für Bolos Ehrenhaftigkeit ein wie für meine eigene.“ Im November 1911 weigere ich mich trotz dem Drängen des Herrn Ajam, des Abgeordneten von der Sarthe, eine Persönlichkeit zu empfangen, vor der mich zwei polizeiliche Winke gewarnt haben. Der Präsident des Zivilgerichtshofes von der Seine, an den ich mich auf die Aufforderung des Herrn Ajam hin wende, hat schnell meine Zweifel zerstreut, und der Satz, den ich angeführt habe und der den Abschluß unserer Unterhaltung bildet, fegt meine letzten Bedenken hinweg.

Gleichwohl bin ich nicht darauf erpicht, mit Bolo zu verkehren, weil ich ihn in allerlei Geschäfte verwickelt glaube und den Argwohn kenne, der um Politiker kreist. Erst im Mai 1914 lasse ich mich herbei, in seiner Wohnung in der Rue de Phalsbourg zu speisen, zusammen mit dem französischen Gesandten Louis, ehemals Botschafter in St. Petersburg, der Bolo kannte und

ihm den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, mit mir zusammenzutreffen. Ich hatte die größte Hochschätzung für den hervorragenden Diplomaten, für den glänzenden Diener Frankreichs, als den ich Herrn Louis kannte. Seine Gegenwart an einer Tafel war mir Versicherung genug, daß ich mich daran niederlassen konnte. Sie verstärkte noch die Bürgschaft des Präsidenten Monier. Herr Louis gab übrigens an, daß er sich mit mir über einen ernsten Gegenstand zu unterhalten wünsche. In der Tat spricht mir der Gesandte sofort von den Kriegsgefahren, die Europa bedrohen, er zählt mir alle Gefahren der Politik auf, die Poincaré unter Mitwirkung von Paléologue und Iswolski in Rußland verfolgt. Er versichert mir, daß die Reise nach St. Petersburg, die der Präsident der Republik für den nächsten Juli vorhat, folgenschwanger sein muß, und er bittet mich, ich möge mich ihr widersetzen. Ich erwidere ihm, ich sehe keine Möglichkeit dazu, die Lage, in der ich zurzeit mich befinde, schließe mich mindestens für den Augenblick von der aktiven Politik aus, und ich sehe im übrigen nicht ab, wie ich einen Besuch des Präsidenten der Republik beim russischen Kaiser verhüten könnte — es sei denn, ich stände an der Spitze der Regierung — und auch dann noch! Ich gestehe übrigens, daß ich, wie stark auch mein Vertrauen auf Herrn Louis sein mochte, immerhin glaubte, der Gesandte übertreibe und sei zu pessimistisch. Die Ereignisse haben mich eines anderen belehrt. Aber ich will in diesem Buche die Frage der Schuld am Kriege nicht anschneiden. Ich gehe weiter....

Einige Wochen später bittet mich Bolo, mit dem Khediven von Ägypten zu speisen, der gerade in Paris ist. Ich kenne Abbas Hilmi ; unsere Beziehungen sind nicht immer die besten gewesen; ich habe allen Grund, einen Versuch zur Entspannung zu machen. Ein Frühstück in der Gesellschaft wird mir dazu Gelegenheit geben. Ich nehme an.

Kaum einen Monat später bricht der Krieg aus, und ich bleibe nahezu ein Jahr lang ohne jede direkte oder indirekte Berührung mit Bolo. Erst im Mai 1915 sehe ich ihn wieder, bin ich bei ihm mit einem meiner Kollegen von der Kammer, und erst im Oktober 1915 begegnet Frau Caillaux zufällig in Ouchy, wohin familiäre Verpflichtungen sie gerufen hatten, Herrn und Frau Bolo, die sie nicht kannte, so daß also die Beziehungen meiner Familie zu der Familie aus der Rue de Phalsbourg keine zwei Jahre gedauert haben. Rein gesellschaftliche Beziehungen! Beziehungen des Pariser Lebens! Beziehungen, beschränkt auf die Zigarre und das Gläschen Likör! Bolo, bei dem ich Abgeordnete, Beamte, Diplomaten und Offiziere getroffen habe, deren Liste, wenn es in meinem Geschmack läge sie aufzustellen, eine Seite füllen würde, erscheint mir als liebenswürdiger Wirt mit glänzender Tafel und ausgezeichnetem Weinkeller, der zu alledem auf durchaus vernünftigem Fuß lebt, in einem Stil, der durchaus im Einklang zu stehen scheint mit dem beträchtlichen Vermögen, das seine Frau ihm in die Ehe mitgebracht hat. Im Jahre 1916 deutet er mir unbestimmt an, er habe Kapitalien im „Journal" angelegt, ohne mir jedoch den Betrag anzugeben; auf meinen Einwurf hin, daß es sich hier um eine wenig glänzende Anlage handele, erwidert er mir, er werde sich an Nebengeschäften erholen; er läßt mich verstehen, daß die Anlage ein Mittel ist, um sich Bequemlichkeiten zu erwirken, die den Kommanditisten der großen Nachrichtenblätter ununterbrochen zufließen. Eine ach nur zu geläufige Auffassung!

So falle ich denn auch aus allen Wolken, wie ich im Februar 1917 erfahre, Bolo habe zur Einleitung eines Untersuchungsverfahrens Anlaß gegeben. Minister, mit denen ich darüber spreche, beruhigen mich: die Sache scheint ihnen nicht ganz ernst gemeint; „man will Charles Humbert treffen, viel-

leicht auch Sie". Nichtsdestoweniger stelle ich meine Zusammenkünfte mit diesem Individuum ein, das im Grand Hôtel unter Überwachung steht. Doch wie man ihm wieder uneingeschränkte Freiheit läßt, wie der mit der Untersuchung betraute Herr Bouchardon ihn ermächtigt, sich nach Biarritz zu begeben, nur einige Schritte von der spanischen Grenze entfernt, wie ich erfahre, daß die Parlamentsmitglieder, die Beamten, die Diplomaten, die ich bereits bei ihm getroffen, ihn wieder aufsuchen, wie endlich zu meiner Kenntnis gelangt, daß der Oberpräsident Monier weiterhin als Bürge für seine Ehrenhaftigkeit auftritt — da scheint mir, es wäre ein wenig feige, wenn ich nun meinerseits einen Mann nicht mehr kennen wollte, auf dem ein Argwohn lastet, den er nach allem, was ich höre und sehe, nicht zu verdienen scheint. Ich stelle jeden Umgang mit ihm erst im August ein, wie er zum zweiten Male aufgefordert wird, sich im Grand Hôtel unter Überwachung zu stellen. Man sieht: ganz alltägliche Beziehungen von geringer Dauer!

Nichtsdestoweniger versteift sich die Untersuchung darauf, nach Beweisen für eine Gemeinschaft des Handelns zwischen mir und Bolo zu fahnden. Sie entdeckt nichts, aus guten Gründen. Dabei hat der Abenteurer alle Briefe aufbewahrt, die ihm von mir oder anderen geschrieben wurden, bis zu den belanglosesten Kärtchen, bis zu den geringfügigsten Papierschnitzeln. Hätte irgendeine Interessengemeinschaft bestanden zwischen ihm und mir, ja hätte ich mir auch nur die geringste Unvorsichtigkeit geleistet, so fände sich — das versteht sich von selbst — eine Spur davon in einem Briefwechsel, in einem Notizbuch; der Bursche würde mit allem Bedacht die Unterredungen, die etwa zwischen uns stattgefunden, die Auskünfte, die ich ihm etwa gegeben, ja, die Worte, die mir vielleicht entschlüpft wären, verzeichnet haben.

Doch er war — ich kann es nicht oft genug wiederholen —

nichts als ein Industrieritter. Bei Ausbruch des Krieges ruiniert — das wurde durch Sachverständige festgestellt —, hat er es äußerst geistreich gefunden, Deutschland um Millionen zu beschwindeln. Er hatte sie ohne Frage erhalten, um damit eine deutschfreundliche Propaganda zu organisieren, er hatte wahrscheinlich Versprechungen gemacht, aber sich wohl gehütet, sie zu halten. Ich bin überzeugt, er hatte nicht einen Augenblick daran gedacht. Es fällt mir nicht ein, ihn verteidigen zu wollen! Ich betrachte es schon als abscheulich, wenn man den Feinden des Vaterlandes Geld abschwindelt und im gleichen Atemzuge über die moralische Verfassung des eigenen Landes Vorstellungen unter ihnen verbreitet, die dazu angetan sind, sie zu ermutigen. Organisierter Verrat jedoch, politisches Komplott, weit ausgreifende internationale Intrige — nicht ein Schatten davon! Dieses Individuum war nicht danach zugeschnitten, machte sich auch nichts daraus. Hatte er die Annäherung an Männer der Öffentlichkeit gesucht, so hatte er es getan nicht um sie zu bedienen, sondern um sich ihrer zu bedienen, um — mit den Worten des Strafgesetzbuches gesprochen — sich mit einem auf Einbildung beruhenden Kredit zu brüsten. Nun legt mir mein Gerechtigkeitssinn noch die Verpflichtung auf, anzuerkennen, daß er meinen Namen keineswegs ausgespielt zu haben scheint. Wie er sich zwischen 1914 und 1915 mit dem Khediven ins Einvernehmen setzt, durch dessen Vermittelung er eine Million — vielleicht gar zwei — von Deutschland loseist, spricht er von Herrn Clemenceau, dessen Zeitung — eine merkwürdige Einzeltatsache — er zum Ankauf vorschlägt, spricht er in unbestimmten Wendungen von Herrn Barthou — es ist ihm gelungen, sich ihm bei Gelegenheit vorstellen zu lassen —, kaum aber von mir, der ich übrigens in der Ferne weile. Wie er nach Amerika reist und vom Grafen Bernstorff die Millionen erhält, die er teilweise für die Erwerbung des „Journal" ver-

wendet hat, da schiebt er seinen Vertrag mit Charles Humbert vor. Der Deutsche Pavenstedt, damals sein Mittelsmann, berichtet in einer Aussage, der ein auffallender Akzent innerer Wahrhaftigkeit das Gepräge gibt, über alle Schiebungen, die vollzogen wurden. Mein Name wird nicht hineingezogen. Vielleicht hat Bolo sich dem oder jenem gegenüber seiner guten Beziehungen zu mir gerühmt — das ist alles. Wohl aber sprach er einem New Yorker Zeugen von „seinen Freunden Briand und Poincaré"!

Um die wahre Physiognomie dieser Persönlichkeit nicht zu erkennen — allen meinen Lesern muß es in die Augen springen, daß ich sie in meiner Zeichnung richtig umreiße —, muß man wirklich von Leidenschaft umnebelt sein. Sie tritt so stark in Erscheinung, daß man sich zu der Frage gedrängt fühlt, ob gewisse Leute nunmehr nicht die Enttäuschung empfinden, die jedermann erlebt, wenn er den Zusammenbruch eines lange erwogenen und durchdachten Unternehmens herannahen fühlt. Schwerwiegende Worte! ich weiß wohl; aber wie soll man es sich erklären, daß Bolo alle Wege geebnet fand zum Umherreisen in der Schweiz, in Amerika, zu einer Zeit, da bereits die Aufmerksamkeit der Behörden auf seine Machenschaften gelenkt worden war? Im Juli 1915 tritt ein Abgeordneter an den Präsidenten der Republik heran mit einer von einem Mittelsmann herrührenden Anzeige, in der, allerdings ziemlich ins Blaue hinein, über Bolos Verhandlungen mit dem Khediven berichtet wird mit der Behauptung, er sei mein Agent. Sofern man nicht eine Falle zu stellen gedachte, war es doch Grundgebot, von diesem Augenblick an einem zum mindesten verdächtigen Individuum sämtliche Auslandspässe zu verweigern. Einen Monat später gewährt man ihm einen Paß für die Schweiz, sechs Monate später einen für Amerika. Im September 1916 übermittelt der Außenminister dem Minister des

Innern ein Schreiben, das er gerade von einem unserer Konsuln in der Schweiz erhalten hat, und der später, im Januar 1917, eingesandte Bericht des französischen Gesandten in Bern, der als Grundlage für die Strafverfolgung dienen soll, bedeutet nichts als die Wiedergabe dieser Note [1]). Die Regierung ist also in ihrer Auffassung festgelegt seit September 1916. Sie hält alle Grundlagen für das gerichtliche Einschreiten in Händen. Wenn sie es für angebracht hält, zu einer Ab-

[1]) Zwei Aktenstücke zur Rechtfertigung meiner Behauptungen: Das erste ist ein Brief mit Stempelnummer 905 und Datum vom 27. September 1916, den der Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Leitung der politischen und kommerziellen Geschäfte) an den Minister des Innern (Allgemeiner Sicherheitsdienst) schrieb. Er ist folgendermaßen abgefaßt:

„Im Anschluß an meine Depesche vom 29. Mai, unter Bezugnahme auf Ihre Mitteilung vom 24. Juni des letzten Jahres beehre ich mich Ihnen beigeschlossen die Kopie einer Note des Herrn Grant Duff, des englischen Gesandten in Bern, zu überreichen, die sich auf die Beteiligung des bewußten Bolo an dem Plan eines Zeitungskaufs durch Deutschland bezieht."

So korrespondieren also seit mehreren Monaten die beiden Ministerien untereinander über Bolo. Was ist das jetzt aber für ein Schreiben von Mr. Grant Duff? Das zweite Aktenstück, das ich hersetze, soll unsere Auffassung festlegen. Es ist ein Auszug aus dem Bericht über den Fall Bolo, den Herr Mornet am 3. September 1917 für den Militärgouverneur von Paris verfaßte:

„... das grundlegende Aktenstück in dem Material zum Fall Bolo", schreibt der Regierungskommissar beim dritten Kriegsgericht, „besteht aus einem Bericht ohne Unterschrift, der dem Außenminister am 25. Januar 1917 durch Herrn Beau, den Gesandten in Bern, übermittelt wurde ... Eine vertrauliche Note ohne Unterschrift, datiert vom 21. August 1916, gerichtet an den englischen Gesandten Grant Duff, die bei den Akten liegt, ist nichts als die fast bis in die letzten Einzelheiten hinein getreue Wiedergabe des oben erwähnten Berichtes(!)".

rundung der Nachforschungen zu schreiten, noch vor Beanspruchung der Militärgerichte, dann hat sie doch zum mindesten allen Grund, das Individuum, das ihr dieses Mal mit unzweideutiger Bestimmtheit angezeigt wird, engstens mit Mißtrauen zu umgeben. Jedoch — im Oktober 1916 wird Bolo im Elysée empfangen; ein persönlicher Freund des Präsidenten der Republik bringt ihn hin; er setzt dem Oberhaupt des Staates einen Plan auseinander, den er geschmiedet hat: zusammen mit Charles Humbert will er sich zum König von Spanien begeben. Niemand wird gewarnt, nicht einmal Alfons der Dreizehnte, man läßt die Dinge laufen, schaut zu, wartet — und hofft, ohne Frage.

Je weiter aber die Untersuchung sich abrollt, um so gründlicher sieht man diese Hoffnungen zusammenbrechen. Nichts! „Bolo wird vor dem Kriegsgericht sich erklären," so schreit man in den nationalistischen Kreisen. Der dritte Kriegsgerichtshof verurteilt im Februar 1918 den Abenteurer zum Tode, ohne daß im Laufe der Verhandlungen der geringste Zwischenfall sich ereignet hätte. „Er hat noch nicht zu sprechen gewagt," fällt der Chor der Sykophanten, der Angeber und Zuträger, ein, „denn er hofft noch, Caillaux werde mit Hilfe seiner Beziehungen, seines Einflusses, der Macht, die er tief aus dem Gefängnis heraus ausübt, ihn retten. Er wird alles sagen, wenn er sich einmal dessen bewußt wird, daß es kein anderes Mittel gibt, um der letzten Sühne zu entschlüpfen." Und hinter den Mauern der Santé rollt sich ein scheußliches und geheimnisvolles Drama ab. Stimmen gellen aus dem Schatten: „Sprich, sprich," sagt man dem Unglückseligen. „Liefere uns den Mann aus, den wir haben wollen. Das ist der Kaufpreis für dein Leben." Vergebens! Inzwischen sind alle in der Rechtsordnung vorgesehenen Möglichkeiten der Berufung gegen ein Kriegsgerichtsurteil erschöpft worden. Bleibt nur noch das Be-

gnadigungsgesuch. In einer der großen Zeitungen erscheint eine Notiz, die besagt, daß, falls der Präsident der Republik sich unerbittlich zeigt, Bolo sein Leben verlängern kann — nur wenn seine Zeugenschaft für die gerade anhängigen großen Prozesse wesentlich scheinen sollte. Diese Einladung wird dem zum Tode Verurteilten vor Augen gehalten — der den Vorschriften zuwider, infolge höherer Befehle, die Erlaubnis hat, in seiner Zelle Zeitungen zu lesen. Fast zur gleichen Zeit trifft die Entscheidung des Präsidenten der Republik ein. Und während die Traditionen, im Einklang mit der Menschlichkeit, verlangen, daß die Verweigerung einer Begnadigung dem Verurteilten und seinen Rechtsanwälten erst einige Stunden vor der Hinrichtung zur Kenntnis gebracht werde, melden nun die Zeitungen, daß Maître Albert Salles seinen Besuch im Elysée gemacht, und daß das Staatsoberhaupt dem Verteidiger Bolos mitgeteilt habe, die Gerechtigkeit werde ihren Lauf nehmen. Der Unglückfälige liest diese Nachricht in den Blättern, die man ihm bringt; sein Advokat gibt die Erläuterungen. Wird er nun sprechen? Ja! Ja! „Ein ungeheurer Fall. — Bolo macht Enthüllungen.“ Von neuen sensationellen Überschriften solcher Art wimmelt es über den Zeitungen. Bald aber muß man den Ton dämpfen. Der Abenteurer stößt nichts als gehässigen Stumpfsinn hervor, nicht eine einzige von seinen Aussagen hält dem Widerspruch stand; die Zeugen, die er anruft, strafen sie allesamt Lügen. Nicht für einen Augenblick behauptet er übrigens, Deutschland gegenüber der Agent irgendeiner Persönlichkeit gewesen zu sein. Und das Ganze versickert in einem inhaltlich derart niedrigen und albernen Gestammel, daß die Behörden sich gezwungen sehen, Asche zu streuen über diesen Kothaufen. Immerhin möchte man weiter hoffen, auch ohne den geringsten Hoffnungsschimmer. Man bleibt dem armen Teufel dicht auf der Pelle, die Ohren offen, um ein Wort zu

erhaschen, die Hand am Telephon, um den Befehl zu nochmaligem Aufschub der Hinrichtung gleich weiterzugeben. Nichts! Die Erpressung mit dem Tode ist mißglückt!

Wird man glücklicher sein bei der Sache mit dem Duval-Scheck, die man mit Behagen den Fall „Bonnet Rouge" genannt hat?

„Bonnet Rouge"! Duval! Die Reaktionäre haben ihre ganze Gerissenheit aufgeboten, um eine Zeitung, beinahe eine ganze politische Partei und einen Mann in den gleichen Mißkredit einzuspinnen, in ein und dasselbe hochverräterische Unternehmen einzubeziehen. Einige Worte zur Erinnerung an die Tatsachen. Duval, kaufmännischer Verwalter des „Bonnet Rouge", zu dem einer seiner Freunde, Herr Marion, ihn gebracht hat, kommt im Mai 1917 aus der Schweiz zurück. Bei der Durchsuchung an der Grenze wird er im Besitz eines auf Paris ausgestellten Schecks gefunden, der zunächst zurückbehalten, dann aber, nach verschiedenen Zwischenfällen, zurückerstattet wird. Die Regierung wird benachrichtigt und ordnet eine Nachforschung an, deren erste Ergebnisse zu der Annahme führen, das Geld sei ungesetzlichen Ursprunges. Duval wird verhaftet, des Handels und später des Einvernehmens mit dem Feinde bezichtigt. Einige Wochen später wird Almereyda, der Direktor des „Bonnet Rouge", seinerseits verhaftet, weil man — ein einfacher Vorwand — bei einer Haussuchung in seinem Bureau Aufzeichnungen über die militärische Lage einer unserer Armeen entdeckt hat, wie sie zu jener Zeit in allen Redaktionsstuben sich herumtrieben. Almereyda, schwer krank, stirbt in der Krankenstube von Fresnes einige Tage nach seiner Einkerkerung, ohne in der Lage gewesen zu sein, sich in Rede und Gegenrede über die Umstände auszusprechen, unter denen Duval

ihm seine Mitwirkung zur Verfügung gestellt hat. In den Monaten September und Oktober 1917 werden nacheinander Marion, der Freund Duvals, und die Publizisten Landau und Goldsky, ehemalige Redakteure am „Bonnet Rouge“, festgenommen, die eine Zeitung, die „Tranchée Républicaine“, gegründet haben, der Duval nach Aussage der Anklage die mäßige Summe von zehntausend Franken zur Verfügung gestellt haben soll. Fast gleichzeitig bezichtigt man Herrn Leymarie, ehemaligen Direktor des Allgemeinen Sicherheitsdienstes und persönlichen Freund von Malvy, der Mitschuld am Handel mit dem Feinde, weil er Duval die Erlangung eines Passes für die Schweiz erleichtert, insbesondere jedoch, weil er dem Obersten Goubet, dem Chef der II. Abteilung, geraten haben soll, den in Bellegarde beschlagnahmten Scheck zurückzuerstatten. In der Tat, ein seltsames Vorkommnis — hütet man sich doch, vom Oberst Goubet Rechenschaft zu verlangen, der den Scheck zurückgegeben hat und für den Vorgang verantwortlich ist. Ein seltsames Vorkommnis — noch seltsamer vom rechtlichen Standpunkte aus. Daß Leymarie in Ausübung seiner Amtstätigkeit aus Unvorsichtigkeit Fehler gemacht hat, ist sehr wohl möglich, wenn nicht sicher. Mit vollem Recht hat er zu seiner Verteidigung darauf hingewiesen, daß ein mit Arbeit überhäufter Ministerialdirektor Irrtümern dieser Art leicht zum Opfer fällt. Daß solche Fehler Bußen auf dem Verwaltungswege nach sich ziehen können, versteht sich von selbst. Daß aber ein Gerichtshof je befugt sein kann, sich damit zu befassen, wird niemand zugeben, der das Verwaltungsrecht und das öffentliche Recht beherrscht, niemand, der den Artikel 75 der Verfassung vom Jahre VIII kennt, die Gesetze der Revolution, die noch immer in Kraft sind und es den Gerichtsbehörden ausdrücklich „bei Strafe für Pflichtverletzung“ verwehren, von Akten der Verwaltung Kenntnis zu nehmen.

Würde der Grundsatz, den man hier zum ersten Male zur Geltung zu bringen vermochte, wirklich angenommen, dann würde es in unserem Lande keine Regierung mehr geben, da die Gerichtshöfe sich doch das Recht anmaßen könnten, die Beamten, die sie etwa unvorsichtiger Handlungen, begangen in Ausübung ihres Amtes, für schuldig erachteten, vor ihre Schranken zu rufen und zu verurteilen; da es ihnen auf diese Weise gelingen würde — genau wie den Parlamenten der vergangenen Regierungsform —, Verwaltung und Regierung des Landes unter ihre Kontrolle zu bringen. Eine Parenthese, zweifellos; aber eine Zwischenbemerkung, die man sich nicht ersparen kann, wenn man zeigen will, in welch leidenschaftsbeherrschter Atmosphäre sich die Sache mit dem Scheck anbahnte und abspielte!

Ein Fall, verwickelter als der Fall Bolo, aber gleichwohl ihm einigermaßen ähnlich. Freilich ist kein Vergleich möglich zwischen dem niedrigen Abenteurer, dessen Bildnis ich umrissen habe, und dem hochwertigen Menschen, als der nach dem Aussagen aller, die ihm nähergekommen sind, die ihn gehört haben — wozu ich nicht gehöre —, Duval zu gelten hat. Beide haben indessen französischen Zeitungen deutsches Geld zugetragen. Es ist mir wohl bewußt, daß Duval bis zum Ende in erschütternden Sätzen seine Unschuld beteuert hat, ich halte mir vor Augen, daß er in prachtvoller Haltung in den Tod gegangen ist, und daß ich Menschen von höchster Gewissenhaftigkeit kenne, die an seine Schuld nicht glauben. Auch stehe ich der Einsicht offen, daß ein Justizirrtum leicht vorkommen kann, und daß man Duval gegenüber nicht so unbedingt schlüssige Beweise in der Hand hat, wie sie Bolo gegenüber die amerikanischen Telegramme in Fülle lieferten, insbesondere aber die Sachverständigenberichte und die Kapitalverschiebungen bei Banken. Aber so sehr ich auch darum besorgt bin, in diesem Buche, in dem ich aufstehe gegen die Verletzung von Recht und Billigkeit, nichts zu schrei-

ben, womit ich irgend jemandem, wer es auch sei, Unrecht tun könnte — nicht eine Zeile, nicht ein Wort —, so kann ich doch, ich gestehe es, nicht annehmen, daß Duval in seinen Auseinandersetzungen der Wahrheit treu bleibt, wenn er, sei es durch unwahrscheinliche Gewinne aus einem ebenso verschrobenen wie totgeborenen Geschäft, dem Unternehmen von San-Stefano, sei es durch finanzielle Operationen, die dem gesunden Menschenverstand zuwiderlaufen, die Herkunft der Million rechtfertigen zu können vorgibt, die durch seine Hände ging und die er von dem Mannheimer Bankier Marx erhielt, einem ausgemachten Agenten der Wilhelmstraße, zu dem er vor dem Kriege in Beziehungen stand und den er seit Eröffnung der Feindseligkeiten noch öfter traf.

Diese Machenschaften treten in eine Analogie, die aufs Ganze greift, zu denen des Bolo, wenn der Geschäftsfreund jenes Marx in der Presse, die er subventionierte, keine Mittäterschaft gefunden hat! Nun, nichts vermag zu beweisen, daß Almereyda die Herkunft der Kapitalien gekannt hat, die ihm gebracht wurden, und die nur einen verschwindenden Bruchteil der Summen ausmachten, die er erntete. Nichts vermag zu beweisen, daß Landau und Goldsky, die ein hartes Urteil traf, die aber Opfer sind, in der Tat für ihre Zeitung „La Tranchée Républicaine" von Duval Geld erhalten haben. Vor allem ist nicht erwiesen, daß sie die geringste Kenntnis gehabt haben von den Bedingungen, unter denen ihr vorgeblicher Kommanditär sich mit Geld versorgte. Und das allein ist von Belang.

Allein, es lag im Interesse der Nationalisten, die höher hinaufzielten als auf Landau, auf Goldsky, ja, als auf Almereyda, den Glauben zu erwecken, „Bonnet Rouge" sei eine Werkstatt des Verrats geworden. Sie bemühten sich darum, indem sie aus der Vergangenheit des Almereyda, aus der Zerrüttung seines Privatlebens Kapital schlugen. Eine Ver-

gangenheit, die unbedingt zu verteidigen ist: wenn man eine Verurteilung nach dem Strafgesetzbuch beiseite läßt — und was ist das für eine Verurteilung! wegen der Summe von zwanzig Franken, die der Sohn seines Meisters den Eltern unterschlagen und die er im Alter von fünfzehn Jahren angenommen hatte, um seine Miete zu zahlen! —, so war ja diese Vergangenheit ganz einfach die eines Hervé-Schülers. Für den Vorkämpfer des Antimilitarismus angeworben, hatte Almereyda dieselben politischen Verurteilungen über sich ergehen lassen wie sein Führer. Zerrüttung im Privatleben dafür nicht zu leugnen — doch habe ich mir sagen lassen, daß es in Paris eine gewisse Anzahl von Leuten gebe, darunter sogar einige Direktoren konservativer Zeitungen, die in dieser Hinsicht keinen Grund gehabt hätten, Almereyda zu beneiden. Wie leicht ist es, die öffentliche Meinung zu bluffen, einen ungünstigen Eindruck hervorrufen, wenn man groß Aufhebens macht von solchen Tatsachen, wenn man auf den Splitter in des Nächsten Auge weist! Das ist nicht die Frage, auf die es ankommt. Was gibt es für Beweisgründe zur Rechtfertigung der nationalistischen Aussagen? Was war „Bonnet Rouge"?

Als Blatt der fortgeschrittenen Linken predigt es vor dem Kriege die deutsch-französische Annäherung wie viele andere auch — die Zeitung Gustave Hervés voran; nach der Kriegserklärung zeigt sich „Bonnet Rouge" glühend patriotisch, selbst militaristisch — bis zum März 1916. Von diesem Augenblicke an biegt die Linie der Zeitung ein, das ist unverkennbar. Doch die pazifistischen Artikel, die sie gelegentlich veröffentlicht, sind nicht schärfer betont als andere, die in anderen Blättern vor dieser Zeit erscheinen und bis zur Einstellung der Feindseligkeiten weitererscheinen. Ohne Frage veröffentlicht Duval, der damals bei der Zeitung eintritt, in ihr unter dem Pseudonym „Monsieur Badin" Glossen, von denen die Zensur ein gut Teil hätte

ausmerzen sollen, aber diese Artikelchen mit ihrer zugleich beißenden und verschleierten Ironie, zu fein geschrieben, um das große Publikum berühren zu können, sind ohne Tragweite. Sie sind bei der Redaktion unbemerkt durchgeschlüpft. Sie erscheinen heute als tastende Versuche. Duval sondierte mit Vorsicht das Terrain. Er bereitete die Wege für den Tag, an dem ihm gelänge, was sicherlich seine Absicht war: sich des „Bonnet Rouge" zu bemächtigen. Inzwischen kein durchgeführter Feldzug auf dem Gebiet der äußeren Politik! Kein Feldzug mit dem Ziel nationaler Zersetzung! Nichts, was sich mit der methodischen Anschwärzung der Machthaber vergleichen ließe, die „L'Homme Enchaîné" fortgesetzt unternimmt, zur großen Freude der „Gazette des Ardennes", wie wir noch sehen werden. Nichts, was sich mit den Quertreibereien des Herrn Clemenceau gegen die Expedition nach Saloniki vergleichen ließe, die solche Besorgnis erregten. Die Zeitung ist ein Potpourri, in dem es von Artikeln wimmelt, die einander widersprechen. Man fühlt, daß sie ohne Leitung ist, daß sie, in der Ausdrucksweise gesprochen, deren sich mehrere Zeugen vor der Schranke bedienten, eine Schießbude geworden ist, in der in Abwesenheit des seit 1916 leidenden Almereyda alles mit großem Halloh bunt durcheinander schießt!

Nur auf dem Gebiet der inneren Politik hat „Bonnet Rouge" eine Richtlinie. Es bekämpft mit Leidenschaft die „Action Française". Nach der Aussage eines Zeugen, der viel mit ihm verkehrte, hat Almereyda, nachdem er der „Heiligen Union" sein Opfer gebracht, sich sehr bald aufgelehnt gegen das, was er einen Betrug nannte, da, wie er sagte, die Republikaner vom ersten Tage an davon ausgeschlossen wurden. Er gehört zu den Leuten, die glauben, daß die „Action Française" ihre gegen die Regierungsform gerichteten Absichten unter der Maske eines überschwänglichen Patriotismus verfolge; daß ihre Ver-

fechter daran gedacht haben, am Tage nach Charleroi die Republik zu stürzen, unter Betörung des Landes durch die falsche Nachricht vom Verrat, den Generäle von notorisch republikanischer Gesinnung begangen haben sollten; daß sie im Jahre 1916 nicht den Erfolg unserer Waffen erstreben, sondern die Erschöpfung der Nation, aus der, denken sie, das Königstum als heilende Macht sich erheben wird. Wahrscheinlich Übertreibungen — ich habe es schon betont —, doch was will das heißen! „Bonnet Rouge" zieht wütend gegen die Royalisten zu Felde. Gewisse Leute, die mit Almereyda verkehrt haben, versichern sogar, daß er infolge eines Rückfalls in seine anarchistische Denkart einen Handstreich gegen die „Action Française" plante. Er soll zu jemandem, der mir kürzlich darüber geschrieben hat, gesagt haben:

„Nach Beendigung des Krieges wird sofort die ‚Action Française' durch einen Akt bündiger Vorstadtjustiz verschwinden. Sie wird auf einen Hieb für den Mord an Jaurès, für die gesamte Vergangenheit und die gesamte Gegenwart zahlen."

Dieselbe Persönlichkeit bemerkt dazu:

„Für mich, der ich aufmerksam den unerbittlichen Zweikampf zwischen der ‚Action Française' und dem ‚Bonnet Rouge' verfolgt habe, liegt es auf der Hand, daß die Royalisten gegen Almereyda die Entscheidungspartie spielten und daß sie diese um jeden Preis vor Kriegsende gewinnen mußten. Dank dem Fall Duval, der zu guter Stunde zum Klappen kam, dank dem Eingreifen des Herrn Clemenceau, der sich darauf vorbereitete, die Zügel zu ergreifen, und das ganze Anklagesystem des Herrn Daudet auf eigene Rechnung übernahm, hat die ‚Action Française' diese Partie zu gewinnen vermocht."

Was man auch von diesen Behauptungen halten mag, wie man auch die Katzbalgereien zwischen „Bonnet Rouge" und „Action Française" beurteilen mag — in denen ich meiner-

seits ernstliche Unzuträglichkeiten sah, und zwar so ausgesprochen, daß ich zu wiederholten Malen in den Wandelgängen der Kammer gesagt habe, ich würde, wenn ich die Regierung wäre, auf der Stelle diese Zeitungen alle beide bis zur Beendigung des Krieges verbieten —, was konnte bei alledem zu dem Schluß berechtigen, daß „Bonnet Rouge“ eine Werkstatt des Verrats sei? Wo waren die Tatsachen, die dem Schluß zur Stütze dienen konnten, daß die Unternehmung unter der Führung desjenigen Politikers stehe, den man treffen wollte?

Nicht ein einziger Beweis als Stütze, wohlverstanden. Immerhin hat jener Politiker mit Almereyda in Briefwechsel gestanden. Nichts als belanglose Billets! Die Redakteure des Blattes sollen von ihm Anweisungen erhalten, zum mindesten Wind von seinen Absichten gehabt haben? Kein einziger von ihnen weiß etwas davon. Der Redaktionssekretär versichert sogar, der Einfluß des Herrn Caillaux habe sich im „Bonnet Rouge“ niemals fühlbar gemacht, habe keinerlei Druck auf Almereyda ausgeübt.

Hat er — dieser unangreifbare Politiker — denn wenigstens Duval gekannt?

Zu meinem Glück hat er dieser Persönlichkeit mit Mißtrauen gegenübergestanden, seit er im August 1916 von ihrer Existenz erfuhr, nicht etwa aus Argwohn wegen der Schiebungen in der Schweiz — von denen er nichts ahnte —, sondern weil er ein unsauberes Geschäft witterte in der Unternehmung von San-Stephano, in die er, wie jedermann, Duval verwickelt wußte, und auch weil er ihn politisch im Verdacht hatte, da ihm wohl bekannt war, daß er lange Zeit hindurch den nationalistischen Kreisen angehört hatte.

Im April 1917 hat man diesen Mann überraschend in seiner Wohnung in Mamers eingeführt, und er hat seine Mißstimmung darüber durch eine bewußt angenommene Pose an den

Tag gelegt, indem er nicht ein einziges Mal an den Geschäftsführer des „Bonnet Rouge“ das Wort richtete; dieser hat denn auch seinem Unwillen darüber in besonders heftigen Worten vor Zeugen [1]) Ausdruck gegeben.

Aufgemerkt! Trotz allem aufgemerkt! Es ist zum Verzweifeln! Landau und Goldsky müssen zwischen Caillaux und Duval vermittelt haben. Man sucht. Nichts. Man entdeckt nur, daß jener Politiker, als er Ende August 1916 von den bedenklichen Gerüchten unterrichtet wurde, die über „Bonnet Rouge“ in Umlauf gerieten, höchst natürlicherweise von Landau und Almereyda Aufklärung verlangt und dem Leiter der Zeitung geraten hat, sich mit dem Minister des Innern und dem Ministerpräsidenten auszusprechen, um jegliches Mißverständnis zu zerstreuen.

„‚Bonnet Rouge‘ war also Ihr Organ?“ fragt man ihn.

Und er gibt zur Antwort: „Keineswegs, aber es verteidigte mich, wenn die Presse der Reaktion mich angriff, — zuvörderst aus Dankbarkeit (vor dem Kriege hatte ich es pekuniär unterstützt, was mein gutes Recht war), insbesondere aber, weil ich ein Mann der Linken bin, und weil Almereyda, sowohl aus Überzeugung wie auch aus taktischen Gründen, sich jedesmal, wenn ein Mann von republikanischer Gesinnung durch die reaktionäre Presse in Händel gezerrt wurde, für ihn ins Mittel legte. Ich mache mir durchaus klar,“ sagt er weiter, „daß man darauf abzielt, mich mit Schmutz zu bespritzen durch den Hinweis auf meine vorgebliche Solidarität mit dem ‚Bonnet Rouge‘, aber diese Solidarität ist für die öffentliche Meinung fabriziert worden durch die Versicherung, daß sie wirklich bestehe, die gewisse Zeitungen Tag für Tag wiederholten. Wahr ist, daß dieses Blatt oftmals

[1]) Aussagen der Herren Robert Dell und De Borthays.

meine Verteidigung übernahm der ‚Action Française' und der rechtsstehenden Presse gegenüber, daß ich infolgedessen alles, was die fragliche Zeitung betraf, aufmerksam verfolgte. Darum forschte ich auch im August 1916 nach, ob es an ihrer Leitung nicht doch etwas auszusetzen gebe. Aus dem gleichen Grunde aber rückte ich — da die redaktionelle Schwenkung des Blattes mir nicht entgangen war, noch weniger das Auftauchen widerspruchsvoller und unausgesprochener Beiträge — allmählich immer weiter von ihm ab, so daß Almereyda im April oder Mai 1917 dem Unterpräfekten Romani gegenüber — dieser hat darüber ausgesagt — bemerken konnte, Malvy und ich ließen ihn im Stiche, wir suchten das Weite. Habe ich denn übrigens, wie viele Parlamentarier es taten, für ‚Bonnet Rouge' geschrieben? Steht mein Name auf der Mitarbeiterliste der Zeitung? Sie machen mir — oder man macht mir — Beziehungen zu Almereyda zum Vorwurf. Aber wie hätte ich denn den Direktor einer linksstehenden Zeitung nicht kennen sollen, wo hier meine Sympathien mit denen einer großen Partei zusammentrafen? Wie hätte die Tür meines Arbeitszimmers ihm verschlossen bleiben können, während sie doch den Direktoren oder den Redakteuren der Zeitungen jeglicher Schattierung offen stand? Überdies hat er sich niemals an meiner Tafel niedergelassen. Niemals habe ich anderen Umgang mit ihm gehabt als den im politischen Leben unvermeidlichen, der in den Wandelgängen der Volksvertretungen, in den Arbeitszimmern der Männer des öffentlichen Lebens sich abspielt. Und dann, um schließlich den Kreis der Überlegung weiter zu ziehen, wären selbst gewisse Artikel meiner Eingebung entsprungen — welche denn? ich fordere Sie heraus, machen Sie Angaben —, hätte ich gar der Zeitung ihre Note gegeben — was denn für eine? wieso? unter welchen Umständen? Sie stehen vor der Unmöglichkeit, es zu sagen —, dann hätte ich doch nur von einem Rechte Ge-

brauch gemacht, das ich als Politiker beanspruchen darf. Habe ich um die Rolle gewußt, die Duval spielte? Habe ich die Herkunft seines Geldes gekannt? Sie können es nicht behaupten. Sie wagen es nicht. Und das ist die Frage, um die alles sich dreht."

Keine Antwort natürlich. Immerhin, man muß zum Schluß kommen damit. Man kann die Untersuchung nicht endlos hinschleppen.

Der Tag des Verhörs kommt. Herr Caillaux wird von der Verteidigung als Zeuge hineingezogen. Man versucht mit einigen Jämmerlichkeiten zu trödeln und zu kramen. „Sie haben der ‚Tranchée Républicaine' 600 Franken gegeben," sagt man zu ihm. „Ganz richtig. Ich habe einer Zeitung der Linken, die in der Entstehung begriffen war, einen Obolus gespendet, wie es oft bei mir vorgekommen ist, daß ich Blättern bei ihrer Gründung einige hundert Franken gab. Herr Parson hat, als Vertreter des Herrn Loucheur, der ‚Tranchée' 6000 Franken gegeben." Keine Erwiderung. „Als Sie im August 1916 Landau zu sich bestellt hatten, haben Sie ihn gefragt: ‚Wer ist dieser Duval, der den Mannheimer Marx kennt?'" „Niemals habe ich mit Landau oder mit irgend jemandem sonst von Marx aus Mannheim gesprochen, um dessen Existenz ich nicht wußte." „Niemals," fäll Landau ein, „hat Herr Caillaux mir von Marx aus Mannheim gesprochen."

Vorhang! Der zweite Akt der Tragödie ist aus. Noch einmal ist die „Amalgamierung" mißlungen; man wagt nicht, es mit der Erpressung durch Todesfurcht zu versuchen, deren Fruchtlosigkeit man voraussieht. Wo soll man nun einhaken? Ist es wirklich so ganz unmöglich, eine Verbindung herzustellen zwischen dem Politiker, auf den man jagt, und irgendwelchen Hochverrätern? Ah! Die italienische Affäre! Cavallini...

Eines Tages im November 1916 faßt einer meiner Kollegen, Herr Loustalot, Abgeordneter von Les Landes, mich im Vorübergehen in der Salle des Pas-Perdus ab und bittet mich, einmal mit ihm in Gesellschaft eines Italieners zu speisen, eines bedeutenden Würdenträgers der Freimaurerei, der mehrere Legislaturperioden hindurch Abgeordneter gewesen und aufs beste empfohlen sei, namentlich durch den ehemaligen Minister Martini. Es heißt, man bedürfe meiner Ratschläge für eine französisch-italienische Bank, die man zu gründen gedenke, und die für beide Länder von allgemeinem Interesse sein soll. Am 13. November speise ich im Restaurant Larue mit den Herren Cavallini und Loustalot. Zwei weitere Persönlichkeiten — von denen ich die eine, Herrn Arturo Levi, niemals, die andere, Herrn Paul Comby, erst in der „Santé" wiedergesehen habe — lassen sich an der gleichen Tafel nieder. Unterhaltung alltäglich, das übliche Pariser Tischgespräch. Zwei Worte von Herrn Cavallini über ein Projekt: eine zweisprachige Zeitung „Paris-Rome". Man fragt mich um meine Ansicht. Ich zucke die Schultern. Gegen Ende der Mahlzeit wird „bankgesimpelt". Ich glaube wahrzunehmen, daß mein Partner bei der Unterredung auf diesem Gebiete höchst unzulänglich bewandert ist. Ich — — — mache mich aus dem Staube.

Zwei Tage später gewahre ich in der Kammer im Saal der Vier Säulen, in den die gewöhnlichen Sterblichen nur selten eindringen, Herrn Cavallini im Gespräch mit Abgeordneten. Er kehrt nach Rom zurück, wo meine Frau vereinsamt und leidend weilt; er weiß es; er läßt mich durch Herrn Loustalot um ein Wort zur Einführung bei ihr bitten. Ich weigere mich zunächst, überlege mir dann, daß mir für Herrn Cavallini, der mir als Finanzmann einen höchst mittelmäßigen, als Mann von Welt aber einen äußerst liebenswürdigen Eindruck gemacht hat, einer meiner Kammerkollegen gutgesagt hat, daß ich ihn im Gespräch

mit anderen Kollegen sehe — und ich besinne mich halb und halb eines anderen: „Ich will an meine Frau schreiben. Sie wird ihn empfangen, wenn sie will. Wenn sie nicht will, wird sie ihn nicht empfangen.“ Die Briefe, die ich aus Rom erhalte, lassen mich wissen, daß Frau Caillaux den Besuch des Major Cavallini gehabt, der ihr verschiedene Persönlichkeiten vorgestellt hat: die Marchesa Ricci, die Marchesa di Castel Delfino, den Fürsten Sciarra Colonna, den Major Villa (einen sehr hohen Beamten) und den Major Re Riccardi, den ich einmal im Arbeitszimmer des Herrn Clemenceau getroffen habe.

Wie ich am 11. Dezember meine Frau in Italien wieder aufsuche, überrascht es mich nicht, daß am Bahnhof von Turin Herr Re Riccardi mich begrüßt, der auf der Durchreise sich in der Hauptstadt des Piemont aufhält, ebensowenig, daß Herr Cavallini mich in Rom auf dem Bahnhof erwartet, wie es in Italien üblich ist. Ich rechne indessen nicht mit einem Aufenthalt in Rom. In unserem vertraulichen Briefwechsel haben wir, meine Frau und ich, die Frage erörtert, ob ich mich nicht geradenwegs nach Neapel begeben soll, dessen Klima auf meine Gesundheit günstig einwirken muß. Ich habe mich für einen Aufenthalt in Rom entschieden, um der ermattenden Wirkung einer zu ausgedehnten Reise aus dem Wege zu gehen. Ich möchte gern am nächsten oder am übernächsten Tage weiterreisen. Man stellt mir vor Augen, die gesellschaftliche Schicklichkeit verbiete es mir, ein Diner abzulehnen, das Herr Cavallini mir geben will, und ein Frühstück, zu dem mich Herr Re Riccardi einlädt. Ich strecke die Waffen vor dieser höchst einfachen und gerechten Erwägung. Ein Diner, ein Frühstück oder zwei — im Verlauf dieser Mahlzeiten verlege ich mich darauf, immer wieder zu sagen, was mein innerstes Empfinden ist: daß eine enge Vereinigung zwischen Frankreich und Italien unerläßlich sei, und dieses Thema auszuspinnen —, ein Gespräch

mit Herrn Martini, zu dem ich mich auf Zureden eines gewissen Herrn Brunicardi, eines ehemaligen Abgeordneten, hin bereit finde, der mir durch Herrn Cavallini vorgestellt wird und der mir versichert, daß der gewesene Kolonialminister im Kabinett Salandra den lebhaftesten Wunsch hege, mich kennen zu lernen — das ist die Bilanz meiner Durchreise durch Rom.

In Neapel, wo ich acht Tage später bin, denke ich nur daran, meine kurzen Parlamentsferien durch Ausflüge auszunutzen. Ich sehe mich allerdings veranlaßt, Herrn Scarfoglio bei mir zu empfangen, den Direktor der neapolitanischen Zeitung „Il Mattino“, der meiner Frau bei Gelegenheit in Rom vorgestellt wurde, und einmal bei ihm zu speisen. Ohne Frage war Herr Scarfoglio Neutralist — aber er ist zugleich ein Schriftsteller, wie man selten einen findet, und der größte Journalist des zeitgenössischen Italien. Ich habe durchaus keinen Grund zur Grobheit ihm gegenüber, und eine solche wäre es gewesen, hätte ich mich geweigert, ihn zu empfangen und mich einige Augenblicke bei ihm zu Tische zu setzen, was zu nichts verpflichtet. Eine Höflichkeit — heute erwiesen, morgen vergessen! In Neapel suchen mich ferner Herr Cavallini mir der Marchesa Ricci und Herr Brunicardi auf. Eine hartnäckige Beharrlichkeit, die mir ein wenig zu weit zu gehen scheint, aber jeder von ihnen findet einen einleuchtenden Vorwand für seinen Besuch.

So falle ich denn aus den Wolken, wie ich erfahre, daß ein wüster Pressefeldzug gegen mich einsetzt, daß man mir irgendwelche unsinnige Machenschaften zugunsten eines Sonderfriedens vorwirft — der liebe Gott mag wissen, ob ich jemals von einem solchen gesprochen! Ich merke wohl, wo die Intrigue ihren Herd hat. Um ihr entgegenzuwirken, reise ich in aller Hast wieder ab, nicht ohne vorher telegraphisch und brieflich dementiert zu haben.

Bei meiner Durchfahrt durch Rom, auf der Rückreise nach

Frankreich, warnt man mich vor Herrn Cavallini und seinen Freunden. Man stellt ihn mir als Neutralisten, vor allem aber als wurmstichiges Subjekt dar. Ich führe dagegen seine französischen Beziehungen ins Feld und wende ein, daß er unmittelbar nach meinem Eintreffen in Italien gemeinsam mit Herrn Re Riccardi den Polizeipräfekten, den Direktor des öffentlichen Sicherheitsdienstes, bei mir eingeführt hat. Ich kann mir nicht vorstellen, daß dieser hohe Beamte, der Kommandeur Vigliani, sich als Bürge für unerwünschte Elemente hergeben würde. Zu alledem verlange ich Beweise. Man gibt mir keine. Wohl gibt man noch an, Herr Cavallini stehe in Beziehungen zum Ex-Khediven von Ägypten — doch ist mir dabei eingefallen (und man bestreitet das nicht), daß seine Beziehungen zur Khediven-Familie älteren Datums sind und daß er mit Abbas Hilmi während seines Aufenthaltes in der Schweiz nur in vollem Einvernehmen mit der italienischen Regierung zusammengetroffen ist, die ihn mit Missionen bei dem entthronten Herrscher betraut hatte. Immerhin sehe ich mich nunmehr gezwungen, anzuerkennen, daß der Ruf des Herrn Cavallini in gewissen politischen oder geschäftlichen Kreisen recht fragwürdig ist, und es scheint mir nicht ratsam, in freundschaftlicher Verbindung mit ihm zu bleiben. Da er sich aber mir und besonders den Meinigen gegenüber immer nur von der liebenswürdigsten Seite gezeigt hat, da ich ihn in Gesprächen niemals auch nur bei einem zweideutigen Worte, einer einzigen verdächtigen Äußerung überrascht habe — das Gegenteil ist der Fall —, da ich ihm alles in allem nichts vorzuwerfen habe, abgesehen von einer Verfehlung gegen den gesellschaftlichen Takt, bei der ich mich nicht aufhalten will — erachte ich einen schroffen Bruch als meiner nicht würdig. Da bietet sich eine Gelegenheit, die Beziehungen zu „lockern", die ich als zufällige Bahn- und Badeortbekannschaft ansehe. Ich beeile mich, diese Gelegenheit zu ergreifen. Frau Caillaux muß

im Mai 1917 die Quellen von Montecatini in der Nähe von Florenz gebrauchen. Ich schreibe an Herrn Cavallini und bitte ihn, mit meiner Frau während ihres Aufenthalts in Italien in keinerlei Verbindung zu treten. Er antwortet mir ziemlich kühl, und jeglicher Briefwechsel bricht ab.

Das ist in summarischer Zusammenfassung jene berühmte italienische Reise mitsamt ihren Folgen, um die man so viel Geschrei gemacht hat. In einem anderen Kapitel werde ich bei Darstellung des politischen Prozesses, mit dem sich die Vertreter der Anklage zum Schluß doch zufrieden geben müssen, die erschrecklichen Narrenspäße des Pulcinello-Romans beleuchten, der gegen mich aus verschwommenem Klatsch von Diplomaten zusammengebraut wurde, die sich für die „Karriere" rächen wollten, deren Größe ich offenbar 1911, im Falle Agadir, verkannt hatte, die vor allem aber ihr Parteimütchen an mir kühlen wollten.

Doch im Augenblick handelt es sich noch nicht um einen politischen Prozeß. Worauf man fahndet, was man finden will, das ist der Hochverratsversuch. Da entdeckt man nun, daß Cavallini mit Bolo in Verbindung stand, und daß er ihm am 1. April 1915 die Millionen des Khediven von Ägypten brachte. „Ganz einfach die Rückerstattung einer Summe, die ich Abbas Hilmi am Vorabend des Krieges geliehen hatte," versichert Bolo, der dabei bleibt, er habe nur eine Million erhalten. Kindischer Erklärungsversuch — um so lächerlicher, als Bolo, bevor der Zufall einer Zeugenaussage darauf führte, von diesem vorgeblichen Darlehen — dessen Beschaffung ihm beträchtliche Schwierigkeiten bereitet haben würde — niemals gesprochen hat. Ein um so weniger zulässiger Erklärungsversuch, als der Abenteurer, der alles Schriftliche aufbewahrt, nicht den geringsten Brief vorweisen kann, der seinen angeblichen Schuldanspruch an den Khediven glaubhaft machen könnte. Wie Cavallini später vor dem Kriegs-

gericht in Rom vernommen wird, erklärt er, er habe an Bolo auf Heller und Pfennig die Summe übermittelt, die der Khedive ihm anvertraut habe und deren Herkunft ihm ebenso unbekannt gewesen sei wie ihre Bestimmung. Erst einige Wochen später, sagt er, sollte er Bolos Rolle durchschauen, und er versichert, er habe die Machenschaften des Abenteurers augenblicklich sowohl nach Frankreich und England wie auch in Italien gemeldet. Kein Gegenüberstellen Cavallinis mit Bolo; keine Erörterung mit Rede und Gegenrede vor einem Gerichtshof! Cavallini wird in Frankreich unter Anklage gestellt, während er in Italien im Gefängnis sitzt, er wird in contumaciam gleichzeitig mit Bolo durch den dritten Kriegsgerichtshof zu Tode verurteilt.

Inzwischen werden nicht allein gegen Cavallini, sondern auch gegen die Marchesa Ricci, gegen Brunicardi, gegen Re Riccardi usw. durch die italienische Militärgerichtsbarkeit Verfolgungen aufgenommen, und zwar auf Antrag der französischen Regierung, wie ein Brief beweist, den Mre. de Moro-Giafferie im Laufe seines Plaidoyers vor dem Staatsgerichtshof verlas und den ich wörtlich wiedergebe.

MINISTERIUM DES ÄUSSEREN

DIREKTION DER ADMINISTRATIVEN UND TECHNISCHEN ANGELEGENHEITEN

ADMINISTRATIVE STREITSACHEN

3. BUREAU

Paris, den 28. Dezember 1917

Der Minister des Äußeren an den Herrn Unterstaatssekretär für Kriegsgerichtsbarkeit. (Kabinett des Unterstaatssekretariats Nr. 2115. Kabinett.)

In Beantwortung Ihres Briefes vom 20. November d. Js., von dessen Inhalt die italienische Regierung alsbald

in Kenntnis gesetzt worden ist, beehre ich mich, Sie gemäß einer Mitteilung unseres Botschafters in Rom davon zu unterrichten, daß das Königliche Ministerium des Auswärtigen keinen Behinderungsgrund kennt für die Eröffnung eines Strafverfahrens gegen Cavallini auf französischem Boden, wegen Einvernehmens mit dem Feinde.

Im übrigen scheint es dem Baron Sonnino, die Initiative zu Verfolgungen, die einzuleiten sind auf Grund urkundlichen Materials, das die französische Justiz bereitgestellt hat, könne mit einigem Vorteil in Italien ergriffen werden. Doch behält er sich vor, vor seiner offiziellen Antwort an Herrn Barrère den Ministerpräsidenten zu Rate zu ziehen.

Bei Eintreffen einer Nachricht werde ich sofort Sorge tragen, Ihnen die Meinung der Königlichen Regierung mitzuteilen.

Für den Minister, im Auftrag:

Der Bevollmächtigte Ministerialdirektor

Maurice Herbette.

Das Verfahren, das mich und andere Politiker treffen soll, wird also an den Haaren herbeigezogen. Man bezichtigt alle oder doch fast alle Personen, mit denen ich bei meiner Durchreise in Italien zufällig zusammengetroffen bin, des Hochverrats und will damit in den Augen der öffentlichen Meinung alles so hinstellen, als habe ich bei meiner Durchreise in Italien nur mit Verrätern verkehrt. Im gleichen Zuge schlägt man Zeugenaussagen nieder, die für die Anklage unbequem gewesen wären.

So fängt es an! Die Folge erhofft man sich so:

Genau wie Cavallini in Frankreich unter Anklage gestellt und in contumaciam verurteilt worden ist, so soll ich meinerseits —

darauf rechnet man — vor das Kriegsgericht in Rom gestellt und in Abwesenheit abgeurteilt werden; dann wird man nur noch bei einem Kriegsgerichtshof mit Sitz in Paris die Bestätigung des Todesurteils zu beantragen brauchen, das in Italien gefällt worden ist, ohne daß ich, der ich in Frankreich im Kerker sitze, mich habe verteidigen können. Diesen Plan gibt Herr de Robertis an — halb und halb gesteht er ihn ein —, jener italienische Beamte im Kriegsdienst, der das Amt eines Untersuchungsrichters in Rom versieht und in dessen Methoden wir bereits einen Einblick gegeben haben. Vor Hauptmann Bouchardon berufen, um über die Umstände auszusagen, unter denen mein Geldschrank in Florenz geöffnet worden ist, gibt er an, ich würde ohne Frage aufgefordert werden, vor der italienischen Gerichtsbarkeit Rechenschaft abzulegen, genau wie Cavallini es vor der französischen Justiz tun mußte.

Doch wieder einmal bricht alles zusammen.

So lebhaft die italienischen Behörden auch ermuntert sein mögen — ihr Gewissen verbietet ihnen, den Anregungen zu folgen, die aus der Aussage des Herrn de Robertis überdeutlich hervorgehen. Die Abteilung für Anklagen vor dem Kriegsgericht in Rom beschloß im Mai 1918 Cavallini, Brunicardi, Re Riccardi usw. vor Gericht zu stellen — die alle des Hochverrats bezichtigt waren. Ich werde nicht allein aus dem Spiele gelassen: in der Anklageschrift wird ausdrücklich und ausführlich dargelegt, daß gegen mich nichts ermittelt worden sei, daß ich im Verlauf meiner italienischen Reise das Spielzeug einer Bande gewesen zu sein scheine, die „ein Interesse daran hatte, mich als einen Rekruten hinzustellen, den sie für Deutschland geworben, und mich von Stadt zu Stadt spazieren zu führen als schönste Trophäe ihrer Propaganda, ihrer Tätigkeit im Solde der Mittelmächte". Was bleibt bestehen von diesen Einschätzungen, die nicht gegen mich — man stellt mich als ge-

leimten Gimpel dar, was gewiß ärgerlich ist, was aber keineswegs die Ehrenhaftigkeit befleckt —, sondern gegen die Beschuldigten sich richten? Der Cavallini-Prozeß beginnt im Dezember 1918 vor dem Kriegsgericht, er läuft sieben oder acht Monate lang, und mit dem Fortschreiten der Verhöre, mit der Häufung der Aussagen wird, während fast täglich Zwischenfälle, darunter gewisse besonders schwerwiegende eintreten, das Gebäude rissig, das die Anklage aufgezimmert hat. Bald droht es in Trümmer zu fallen. Man warnt. Dem Kriegsgericht wird durch ein Gesetz die Zuständigkeit entzogen. Die Beklagten werden vor die Strafkammer geschickt. Eine neue Untersuchung wird eingeleitet. Sie endet mit der Einstellung des Verfahrens gegen alle Beschuldigten, die größtenteils schon viele Monate vorher vorläufig auf freien Fuß gesetzt worden sind. Man richtet es allerdings so ein, daß diese Einstellung erst eintritt nach dem Spruch des Staatsgerichtes gegen mich. Doch das wird Stoff bieten für Darlegungen in einem anderen Kapitel. Im Augenblick genügt mir die Feststellung, daß die Verräter, mit denen man mich zuerst in einen Topf hat werfen wollen, daß die Schurken, die jene Bande bildeten, deren Spielzeug ich gewesen sein soll, von der Justiz ihres Landes für unschuldig erklärt werden.

Dies neue Unternehmen, dessen Umriß die Anklage gab, scheitert kläglich — und es war eins von den gefährlichsten; zielte es doch auf nichts Geringeres ab als darauf, mir die Möglichkeiten zur Verteidigung zu rauben. Die „Amalgamierung" gelingt in Italien ebensowenig wie in Frankreich.

Trotzdem: noch eine letzte Anstrengung!

Der Abgeordnete Loustalot hat sich im Januar 1917 in die Schweiz begeben in Begleitung des Herrn Paul Comby, der ihm

Sekretärdienste leistete — um auszuspüren, ob es nicht möglich wäre, mit der Türkei zu einem Sonderfrieden zu gelangen, sie durch Vermittelung des Khediven den Mittelmächten abspenstig zu machen. Cavallini erwartet den Abgeordneten von Les Landes in Lausanne und bringt ihn mit Abbas Hilmi in Verbindung. Nach einer kurzen Unterhaltung stellen die Herren Loustalot und Comby fest, daß ihr Unterfangen utopisch ist. Sie kehren nach Paris zurück. Loustalot erklärt, er habe den Ministerpräsidenten — damals war es Briand — von vornherein über seinen Reiseplan und über das Ziel, um das er sich bemühte, unterrichtet. Er gibt zu, daß der Chef der Regierung ihm von einer Zusammenkunft mit dem Khediven abgeraten habe, ohne ihm eine solche zu untersagen — doch hält er fest an der Behauptung, er habe Herrn Tissier, den Kabinettsdirektor des Ministerpräsidiums — der allerdings die Tatsache bestreitet — von seiner Absicht verständigt, den erhaltenen Warnungen zuwider zu handeln, und habe ihm das Datum seiner Abreise im voraus angezeigt mit dem Hinweis darauf, daß die Regierung, falls sie in diesem Versuch ernsthafte Unzuträglichkeiten erblickte, ihm ja einfach die geforderten Pässe verweigern könnte. Weiter sagt der Abgeordete von Les Landes aus, er habe bei seiner Rückkunft der Regierung mündlich über seine Reise Rechenschaft abgelegt [1]).

---

[1]) Diese Reise stand zugleich mit dem Projekt einer französisch-italienischen Bank im Zusammenhang, von dem man mir gesprochen hatte, und von dem ich abgerückt war. Loustalot benutzte seinen Besuch beim Khediven als Gelegenheit zu einer Konferenz mit Cavallini über diesen Plan. Zwischen dem Abgeordneten von Les Landes und dem ehemaligen italienischen Abgeordneten entspann sich ein Briefwechsel über diesen Gegenstand. Wohlverstanden, von mir ist dabei nicht die Rede gewesen. Es hätte auch von mir nur gesprochen werden können, wenn man mit meinem Namen ein Spiel hätte

„Lückenhafte und unzulässige Erklärungsversuche," bedeutet die Anklage den Beschuldigten. „Sie sind im Interesse des Herrn Caillaux in die Schweiz gegangen." — „Herr Caillaux", sagt Loustalot, „ist nicht im entferntesten in diese Angelegenheit verwickelt gewesen; er hat nichts von ihr gewußt." — „Ich habe Herrn Caillaux in meinem Leben nur einmal gesehen," sagt Herr Comby, „und zwar bei dem Frühstück im Restaurant Larue. Er hat mich nicht ins Gespräch gezogen." — „Aber", gibt die Anklage zurück, „es ist doch undenkbar, daß man im Verlauf dieses Frühstücks nicht von dem Khediven gesprochen hat und von der Reise in die Schweiz, die doch bereits geplant war." — „Fragen Sie alle Teilnehmer an der Mahlzeit," wird erwidert. Und alle Teilnehmer bestätigen nun die Behauptungen der Herren Loustalot und Comby, die völlig mit den meinigen übereinstimmen. Cavallini bringt zum Überfluß noch scharf und klar zum Ausdruck, daß er mir niemals von der geplanten Zusammenkunft mit Loustalot in Lausanne gesprochen hat.

„Aber hören Sie doch! Das ist ja nicht Ihr Ernst," sagt zu Loustalot der Leutnant Jousselin, in dessen Händen die Untersuchung liegt. Und später hat in meiner Gegenwart der Abgeordnete von Les Landes dem Senator Herrn Pérès, dem Vorsitzenden der Untersuchungskommission beim Gerichtshof, auseinandergesetzt, wie monatelang der Beamte, der mit der Untersuchung für den dritten Kriegsgerichtshof betraut war, Versprechung auf Versprechung häufte und ihm unmittelbare Ein-

treiben wollen, und das kann ich nicht glauben. Herr Loustalot hat in der Tat anerkannt, daß ich von all diesen Verhandlungen nichts gewußt habe. Ein einziges Mal, im April 1917, spielte er in den Wandelgängen der Kammer mir gegenüber auf einen Brief aus Italien über diese Bankaffäre an, den er soeben erhalten hatte — und nach seinem eigenen Geständnis wehrte ich die Sache in ungewöhnlich heftigen Ausdrücken von mir ab.

stellung des Verfahrens zusicherte, sowie eine verbindliche Bescheinigung und Festlegung dieser Einstellung, wenn er nur zugeben wollte, daß er mein Abgesandter in der Schweiz gewesen sei. Da er dies nicht zugibt, hält man ihn weiter im Gefängnis fest.

Man wendet sich nun Herrn Comby zu, der, durch falsche Auskünfte verwirrt, in der Furcht vor einer Bloßstellung durch ein Abenteuer, in dem er nur die Rolle eines stummen Zuhörers gespielt, lange bevor er unter Anklage gestellt wurde, Angaben — übrigens ganz unbestimmter Art — über die vorgeblichen Beziehungen zwischen Loustalot und mir gemacht hat. Comby, der später anerkennt, daß er sich hat irreführen lassen, kann natürlich nichts Bestimmtes sagen zu all dem gewöhnlichen Geschwätz, auf dessen Wiederholung er sich beschränkt hat. Jousselin indessen läßt nicht locker. Ich entnehme dem abschließenden Verhör, dem Comby am 9. Oktober 1918 unterzogen wurde, die folgenden Stellen:

Frage: „Hat Abbas Hilmi nicht im Laufe des Gesprächs die Frage gestellt, ob Loustalot gut mit Caillaux bekannt sei — und hat Cavallini nicht geanwortet: ‚Aber, Exzellenz, Loustalot ist gleichsam Caillaux in Person?‘ Loustalot leugnet, daß diese Äußerungen in seiner Gegenwart gewechselt wurden.“

Antwort: „Der Khedive hat von den französischen Politikern gesprochen. Er meinte, Painlevé würde Minister werden, und das hat mich außerordentlich verblüfft. Dann hat er in der Tat irgendwann zu Loustalot gesagt: ‚Kennen Sie Caillaux?‘ Cavallini ist ihm hastig in die Rede gefallen mit den Worten: ‚Ja! Ja, er kennt ihn gut!‘ Mir schien es, als habe Cavallini ein Interesse daran, ein neues Aushängeschild zu finden für Loustalot, der gerade matt gesetzt worden war, denn der Khedive hatte eben erfahren, daß er nicht der Abgesandte Briands sei. Der Khedive sagte dazu: ‚Ihr Caillaux ist recht unpopulär!‘“

Frage: „Wir erinnern Sie an den Wortlaut Ihrer Erklärung vom 6. Februar, die von der abweicht, die Sie uns heute abgeben. Nach allem, was Sie damals sagten, soll der Khedive an Cavallini die Frage gerichtet haben: ‚Kennt Herr Caillaux Loustalot näher?'"

Antwort: „Um Ihnen einen Gefallen zu tun, habe ich Ihnen das gesagt, haben Sie mich doch zu wiederholten Malen aufgefordert, Ihnen zu sagen, was ich irgend Nachteiliges über Caillaux wüßte, den ich ja gar nicht kenne."

Frage: „Ich habe Sie in jeder Hinsicht und namentlich im Hinblick auf Herrn Caillaux aufgefordert, mir die volle Wahrheit zu sagen."

Was hat es zu sagen, ob der Khedive an Loustalot oder an Cavallini die Frage nach meiner Bekanntschaft mit dem Abgeordneten von Les Landes gerichtet hat? Höchst natürlich, diese Neugierde — im Augenblick, wo man von den französischen Politikern spricht, von Briand, von Painlevé. Die Erwägung meiner geringen Popularität, die Comby dem Abbas Hilmi in den Mund legt, beweist im übrigen, bis zu welchem Grade ich dieser ganzen Geschichte fremd gegenüberstehe. Das aber steht nicht in Frage! Das geradezu Unfaßliche ist dieses: daß ein Protokoll aus einem Verhör die Antwort eines Beschuldigten an einen Richter wiedergeben kann, die ich hervorgehoben: „Um Ihnen einen Gefallen zu tun, habe ich Ihnen das gesagt" — versichert Comby —, „haben Sie mich doch zu wiederholten Malen aufgefordert, Ihnen zu sagen, was ich irgend Nachteiliges wüßte über Caillaux, den ich ja gar nicht kenne." Noch unglaublicher ist jedoch, daß der Beamte sich kaum dagegen wehrt, daß seine Antwort ein halbes Geständnis einschließt: „Ich habe Sie in jeder Hinsicht und namentlich im Hinblick auf Herrn Caillaux aufgefordert, mir die Wahrheit zu sagen."

Comby bleibt vierzehn Monate lang im Gefängnis. Loustalot bleibt siebenzehn Monate lang eingesperrt. Man setzt sie provisorisch auf freien Fuß und gewährt ihnen dann die Gunst einer Einstellung des Verfahrens, wie man sich gezwungen sieht zu der Feststellung, daß man nichts Nachteiliges über mich aus ihnen herausquetschen kann.

Unmöglich, mich zusammenzukoppeln mit Bolo, mit Duval oder auch mit Cavallini und Genossen, mit irgendeinem von diesen wirklichen oder vorgeblichen Verrätern. Unmöglich, die „Amalgamierung" zu bewerkstelligen. Unmöglich die Behauptung, ich hätte Sendlinge zum Khediven geschickt.

Und ich fasse nun wieder das Dilemma ins Auge.

Entweder ich bin mit den Deutschen in Verbindung getreten, bin ihr „Mann" gewesen — ich erröte bei diesen Zeilen —: dann muß ich notwendigerweise auf dem Laufenden sein über alle Unternehmungen, welche die öffentliche Meinung für einen teutonischen Frieden präparieren sollen: dann setze ich Bolo in Bewegung, fasse ich Fuß im „Journal" durch seine Vermittelung; dann wirke ich durch Duval auf „Bonnet Rouge" ein, gebe ich Cavallini die Richtung. Vergebens jedoch erschöpft man alle Formen der ordentlichen und außerordentlichen Fragestellung, vergebens nimmt man seine Zuflucht zur Ausübung jeglicher Art von Druck, zur Erpressung mit dem Tode. Nichts! nichts! nichts!

Die zweite Möglichkeit in diesem Dilemma drängt sich dem Denken auf: bin ich nicht auf dem Laufenden gewesen über das Aus- und Eingehen dieser oder jener Leute beim Khediven — ganz gleich, ob es verdächtig ist oder harmlos —, dann stehe ich damit auch außerhalb der Partie, die Deutschland spielt. Daß man mich ausgespielt hat, daß Abenteurer Mißbrauch getrieben

haben mit meinem Namen — möglich, obwohl auch das nicht erwiesen ist. Daß man mir Fallen gestellt hat, das ist gewiß. Was aber außer Zweifel steht, ist, daß ich in keinem Falle auf den Leim gegangen bin, würde man doch sonst eine Spur entdecken in den laufenden großen Prozessen — und man findet nicht den Schatten davon. Wie kann man nun noch behaupten, ich sei „der geometrische Ort des Verrats"? Und sowie ich das nicht mehr bin, was bleibt dann noch übrig?

Es bleibt das eine, sagt die Anklage, daß Deutschland auf Herrn Caillaux gezählt haben soll, in dem Bestreben, für sich einen günstigen Frieden zu erwirken. Es bleibt noch dieses: daß Deutschland ihm gegenüber Annäherungsversuche gemacht hat. Es bleibt schließlich, daß dieses Vertrauen wachgerufen worden durch „seine Haltung".

So steht denn der politische Prozeß am Horizont, der Prozeß wegen Gesinnung und politischer Richtung.

Nach der Hinrichtung Bolos und Duvals, nach der Entscheidung des Kriegsgerichts in Rom, die mich aus der Cavallini-Affäre hat ausscheiden lassen, nach vergeblichem Hin- und Herwenden der Herren Loustalot und Comby auf dem Folterrost der Verhörs werden die Amtspersonen des dritten Kriegsgerichts gewahr, daß sie sich mit diesem mageren Ergebnis begnügen müssen. Zweifellos leistet man nun noch nicht völlig Verzicht. Zweifellos muß das leidenschaftliche Verlangen nach Aufdeckung des großen Verrats noch weitere krampfige Bewegungen hervorrufen, die im Prozeß gegen Lenoir und in seiner Hinrichtung auslaufen. Doch das können nur noch Zuckungen im Todeskampf sein. Der große Fall ist tot. Man geht Schritt für Schritt dem Gesinnungsprozeß entgegen.

Fünftes Kapitel.

Die Schwenkung in der Untersuchung — Die öffentliche Meinung in Deutschland — Meine vorgeblichen politischen Unterredungen — Die argentinische Geschichte — Die Sache Lipscher und ihre Folgen — Einstellung des Verfahrens oder Staatsgericht.

„Deutschland hat auf Herrn Caillaux gezählt in dem Bestreben, für sich einen günstigen Frieden zu erwirken," sagt die Anklage. In dieser Formulierung stimmt das nicht. Eine Richtigstellung ist erforderlich. Daß die Sozialisten, die Liberalen, selbst gewisse gemäßigte Konservative von jenseits des Rheins, ja, zum Teil sogar die hohen Zivilbeamten des Reichs — abgesehen natürlich von den Alldeutschen — gehofft haben, meine Rückkehr zur Macht würde die Möglichkeit für einen Versöhnungsfrieden schaffen, der allerdings — das machten sie sich klar — Zugeständnisse von seiten Deutschlands, Opfer jedoch — mit diesem Gedanken schmeichelten sie sich — nur in gewissen Grenzen mit sich bringen würde: dies alles ist wahr. Nicht minder wahr ist jedoch, daß die einen wie die anderen sich in meiner Denkart getäuscht haben.

Hätte die Strömung in der öffentlichen Meinung, die sich im Jahre 1917 abzeichnete und fast den Sieg davon getragen hätte, mir wirklich das Steuer in die Hand gedrückt — mein Wunsch war es nicht, erstrebt habe ich es niemals —, dann würde ich mich bereit gefunden haben einen Frieden ins Auge zu fassen nur unter der Bedingung, daß dieser Friede sich aufgebaut hätte auf dem dreifachen Grundsatz: keine Annexionen, keine Kriegsentschädigung als Strafmaßnahme, Selbstbestimmungsrecht der

Völker. Um Schluß zu machen mit jeglicher Zweideutigkeit, hatte ich zum Überfluß noch Sorge getragen, zu verschiedenen Malen öffentlich in aller Schärfe zu erklären — ich habe das bereits betont —, daß keine Erörterung mehr zulässig sei über Elsaß-Lothringen, das glatt und schlichtweg Frankreich wieder einverleibt werden müsse. Ich hatte gleichfalls in Reden, die ich 1916 und 1917 hielt, durchblicken lassen, daß die Vorbedingung für einen dauerhaften Frieden die Demokratisierung Europas unter der moralischen Führung Frankreichs sei. Ein Friede der Vernunft, ein Friede der Mäßigung, der notwendigerweise hinausgelaufen wäre auf die Aufrechterhaltung eines organisch geordneten Europa, der ein riesenhaftes Anschwellen der Imperialismen ausgeschlossen haben würde, zum größten Vorteil für mein Vaterland; ein Versöhnungsfriede, wenn man so will — jeder Friede, der nicht auf beiden Seiten eine Bemühung um den Ausgleich mit sich zieht, ist ja in Wirklichkeit nur ein Waffenstillstand, bringt es nur zu zeitweiliger Einstellung der Feindseligkeiten —; ein französischer Friede auf jeden Fall — hätte er doch dauernd den Interessen meines Landes entsprochen —; ein Friede, grundverschieden von dem Frieden, wie ihn die breite Masse in Deutschland — selbst in ihren den Alldeutschen fernstehenden Teilen — sich erhoffte!

Wie konnte man mir nun Absichten unterstellen, die auch nur um einen Deut von den bezeichneten abwichen? Leicht erklärlich: die nationalistische Presse hatte aus mir ein Phantom gemacht, das mit meinem Wesen nichts zu tun hatte; im Interesse der Partei hatte sie mit reichlichem Aufwand von Verleumdungen eine Legende geschaffen und mich darin eingewickelt. Im Jahre 1911 hatte die Sagenbildung zu blühen begonnen, im Gefolge der Krise von Agadir. Aber gewiß hatten sich die Ereignisse in jener Zeit doch nicht zum Vorteil für die Deutschen gewandt! In meinem Buche über Agadir habe ich dargestellt, wie sehr die

Vereinbarung vom 4. November sie ernüchterte und enttäuschte. Ich habe gesprochen von der lange nachhallenden Entlassung des Unterstaatssekretärs für die Kolonien, von den leidenschaftlichen Angriffen auf den Kanzler im Reichstag, von der Wut der Alldeutschen. Doch wie man jenseits des Rheins gewahrte, daß in Frankreich die Nationalistenpartei losbrach gegen den Urheber des Vertrages, da griff höchst natürlicherweise bei den Deutschen eine Revision des Urteils Platz, nicht zwar in Hinsicht auf den Vertrag selbst, wohl aber seinem Wegbereiter gegenüber. Die gleiche Wandlung würde bei uns sich vollzogen haben beispielsweise dem Fürsten Bülow gegenüber, wäre dieser infolge der Algeciras-Akte zur Demission gezwungen und trotz der scharfen Gegnerschaft, mit der er seine Partie gespielt hatte, mit Strenge gefälligen Verhaltens uns gegenüber geziehen worden. Die Kommentare, denen meine Haltung zwischen 1911 und 1914 in der rechtsstehenden Presse unterzogen wurde, bestärkten Deutschlands öffentliche Meinung in der Überzeugung, ich verfolge eine Politik der Vereinigung unserer beiden Länder, während ich doch — ich werde es unermündlich wiederholen — mich schlichtweg bemühte, die Politik europäischer Versöhnung zur Geltung zu bringen, die meine Vorgänger in der Regierung geübt hatten und die mir allein geeignet schien, dem Konflikt vorzubeugen, den ich an der Blickgrenze aufsteigen sah. Der Eindruck, den man von meiner Denkart aus der Vorkriegszeit hatte, wurde in den Jahren 1914 und noch 1915 noch gefestigt durch die Veröffentlichung einerseits der sogenannten „Belgischen Dokumente", andererseits der letzten Unterredung zwischen Jaurès und Konrad Haußmann, dem Reichstagsmitglied und Parteiführer.

Wie man weiß, beschlagnahmten die Deutschen bei der Besetzung Brüssels die vertraulichen Berichte, die Belgiens Gesandte in Paris, London und Berlin von 1904 bis 1914 an das belgische Auswärtige Amt gerichtet hatten. Sie brachten sie un-

verzüglich zur Veröffentlichung, überglücklich, feststellen und kundtun zu können, daß die Abgesandten Belgiens sämtlich ihre Regierung auf die Gefahren hingewiesen hatten, mit denen ihrer Ansicht nach die Politik der Poincaré, Delcassé usw. in Frankreich und Iswolskis in Rußland den Weltfrieden bedrohte. Unter diesen Dokumenten, deren Inhalt ich keiner Würdigung unterziehen will, finden sich Berichte des Baron Guillaume, des belgischen Gesandten in Paris, in denen meine Politik in Gegensatz gestellt wird zu derjenigen, die man dem Präsidenten der Republik und seinen Freunden zuschreibt. Hier folgt ein Auszug aus dem wichtigsten dieser Berichte.

Paris, den 16. Januar 1914.

Baron Guillaume, belgischer Gesandter in Paris, an Herrn Davignon, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.

„... Es scheint mir gewiß, daß es für uns von größerem Interesse wäre, wenn wir einen Erfolg der Politik bemerkten, die Caillaux[1]) verfolgt — und mit ihm die Radikalen und die Radikal-Sozialisten. Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß Poincaré, Delcassé, Millerand mit ihren Freunden die Erfinder und Macher der nationalistischen und chauvinistischen Kokardenpolitik sind, deren Wichtigkeit wir feststellen mußten. Das ist eine Gefahr für Europa und für Belgien. Ich sehe darin die größte Gefahr, die heute den europäischen Frieden bedroht, nicht etwa, weil ich mich berechtigt fühlte, bei der Regierung der Republik Geneigtheit zur überlegten und absichtlichen Friedensstörung vorauszusetzen — ich glaube vielmehr an das Gegenteil —, sondern weil die Haltung, die das Kabinett Barthou angenommen hat, meiner Ansicht nach die entscheidende Ursache ist für ein Anwachsen militaristischer Tendenzen in Deutschland.

[1]) Der belgische Gesandte stellt meine Politik derjenigen Briands und seiner Freunde gegenüber.

„Die kriegerischen Narreteien der Türkei und das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit scheinen mir die einzigen Gefahren darzustellen, die für den europäischen Frieden fürchten lassen...

„... Caillaux hat gegen die dreijährige Dienstzeit gestimmt; zahlreich sind die Politiker, die ihn in dieser Hinsicht unterstützen und seine Ansicht teilen. Der Ministerpräsident hat, unter dem Druck, der von den hohen Herren der Republik ausging, loyale Respektierung des Gesetzes über die dreijährige Dienstzeit versprochen; aber man darf ohne Übertreibung annehmen, daß in seinen und seiner Freunde Gedankengängen auch weiterhin die Absicht eingeschlossen bleibt, den gegenwärtigen Zustand in seinen Härten beträchtlich zu mildern.

„Caillaux — er ist in Wirklichkeit der Ministerpräsident — ist bekanntermaßen in seinen Gefühlen einer Annäherung an Deutschland zugeneigt; er verdient Bewunderung als Kenner seines Landes und weiß, daß, abgesehen von den politisierenden Generalstäben, von einer Handvoll Chauvinisten, einer anderen Handvoll Leuten, die ihre Ideenrichtung und ihre Vorzugsneigungen nicht einzugestehen wagen, die überwiegende Mehrheit unter den Franzosen — den Bauern, den Kaufleuten und Industriellen — nur mit Ungeduld das Anschwellen der ihnen auferlegten Angaben und persönlichen Lasten erträgt.

„Der eigentliche Wahlkampf soll nun beginnen; ich zweifele nicht daran, daß die Ergebnisse aus dieser neigungsmäßigen Grundanlage den Wirkungen der durch Briand eingeleiteten Gruppenbildung die Wage halten werden. Man sucht mit allen Mitteln die Politik des Herrn Caillaux zu entwerten; man will es verhindern, daß er die kommende Wahl gewinnt; niemand dürfte zur Stunde schon mit den Ergebnissen dieses Kampfes rechnen können; doch legte ich Wert darauf, Ihnen vor Augen zu führen, daß wir als Belgier den Sturz des Herrn

Caillaux gewißlich nicht wünschen dürfen. Dieser Staatsmann kann gefährlich werden für die Finanzen des Landes, er kann Spaltungen herbeiführen, die schädlich und bedauerlich sein würden für Frankreichs innere Politik, aber ich halte dafür, daß er, wenn er am Steuer sitzt, die Schärfe der internationalen Rivalitäten abschleifen und eine bessere Grundlage für die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland schaffen wird.

„Ich bin usw...."

Nun ein Abschnitt aus einem Bericht, der im deutschen „März" erschien und in allen großen Zeitungen nachgedruckt wurde, und der eine Unterredung wiedergibt, die zwei Monate vor Kriegsausbruch Konrad Haußmann mit Jaurès bei der interparlamentarischen Konferenz in Basel gehabt haben soll, zu der sich die beiden begeben hatten.

„Jaurès war Frankreichs Gewissen. Er war der große Feind des Rachekrieges, der nicht glücklich auslaufen konnte und ohne erreichbares Ziel war. Als vaterlandsliebender Staatsmann von durchdringendem Blick setzte er seine Zukunftshoffnungen auf die Idee, daß Frankreich sich einmal aus der russischen Umschlingung lösen würde... Ich habe das von ihm selbst.

„Es war genau zwei Monate vor dem Morde an Jaurès, zwei Tage vor der Eröffnung der Kammersitzung mit den neugewählten Abgeordneten. Wir waren beide nach Basel gekommen...

„Ich erkundigte mich nach den leitenden Persönlichkeiten, die man an die Spitze der Regierung hätte stellen können. Jaurès umriß mir die Persönlichkeit der verschiedenen Ministerpräsidenten aus den letzten Jahren und sagte mir wörtlich: ‚Der fähigste Mann, den wir in Frankreich haben, ist Caillaux.' Caillaux hätte, so meinte Jaurès, nicht allein die Fähigkeiten,

sondern auch Blick, Wille, Charakter. Eben darum würde er so heftig befehdet. Wenn seine Frau verurteilt würde in dem Prozeß, dessen Verhandlungen bevorstanden, dann würde das ein Hindernis bilden für seinen erneuten Geschäftsantritt.

„Ich erwiderte, daß bei dem vorliegenden Tatbestand eine Frau selbst vor deutschen Geschworenen auf Freispruch rechnen dürfte, um so bestimmter also vor französischen Geschworenen. ‚Die Pariser Geschworenen sind oftmals Nationalisten', sagte mir Jaurès, ‚und Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie leidenschaftlich unsere Nationalisten sind. Aber ich wünschte, Sie hätten recht. Caillaux, gerade Caillaux könnte eine feste und saubere Politik machen.'

„Ich sagte, der schmerzlich vermißte Herr von Kiderlen-Wächter habe mir mit Achtung von der Tatkraft und der Anständigkeit des Herrn Caillaux, des früheren Ministerpräsidenten gesprochen..."

Wie hätte es wohl anders sein können, daß die Deutschen, als sie in einem vertraulichen Bericht des belgischen Gesandten in Frankreich an seine Regierung lasen, ich sei „bekanntermaßen in meinen Gefühlen einer Annäherung an Deutschland zugeneigt", diese Ausdrücke nicht nach dem Buchstaben gedeutet hätten? Und als sie aus dem Munde eines ihrer angesehenen Politiker erfuhren, daß Jaurès für eine tiefgreifende Umstellung in der französischen Bündnispolitik sei und auf mich zähle für die Durchführung einer „festen und sauberen Politik" — mußten sie da nicht zu dem Schluß gelangen, ich hätte vor dem Kriege eine veränderte Gruppierung der europäischen Mächte in Aussicht genommen?

Als aber nach der Eröffnung der Feindseligkeiten das rechtsrheinische Publikum zu alledem noch in seinen Zeitungen las, daß ich in Frankreich oder in der von Franzosen inspirierten und gelenkten neutralen Presse beschuldigt werde, mich am Vorabend der Marneschlacht oder am Tage darauf um einen Kom-

promißfrieden bemüht, der republikanischen Regierung einen solchen nahegelegt zu haben, als es auf dem gleichen Wege erfuhr, man habe mir eine Mission im Ausland übertragen, um meinen vorgeblichen Intriguen den Riegel vorzuschieben — mußte nicht ganz besonders in diesem Falle das deutsche Publikum den Informationen Glauben schenken, da es sich doch schwerlich vorstellen konnte, daß die französische Regierung, der die Zensur als Waffe zur Verfügung stand, sie in Frankreich zur Veröffentlichung zugelassen oder sie in neutralen Ländern ohne Beantwortung durch ein Dementi von seiten ihrer Vertreter hätte erscheinen lassen — wenn sie nicht eben der Wahrheit entsprochen hätten? Niemand — abgesehen von den Eingeweihten — konnte ahnen, daß man Kapital schlug aus meinem Aufenthalt beim Heere oder in weiter Ferne, aus den Umständen, die mir eine Verteidigung unmöglich machten, ja, die mir zum Teil die häßlichen Angriffe, deren Zielpunkt ich war, gar nicht zur Kenntnis gelangen ließen, um mich zu erdrücken unter der Wucht der grausamsten Verleumdungen. Und ich habe das Recht, mich gegen meine Ankläger zu wenden und sie meinerseits eines Verbrechens zu bezichtigen: eines Verbrechens nicht nur an einem Menschen, nein, auch am Vaterlande.

Verbrechen an einem Menschen: man gibt ihn gleichzeitig der öffentlichen Rachsucht und den Unternehmungen des Feindes preis; man läßt unter seinen Schritten Fallen aufklaffen, in die er hineinstolpern muß, wenn seine Vorsicht nicht ohne Unterlaß auf dem Posten ist. Und wenn es ihm gelingt, sich zu decken, dann muß er sich in acht nehmen. Tausende von Augen sind fortan auf ihn gerichtet, Tausende von Ohren am Hörrohr — man lauert auf einen Satz, ein Wort, eine Geste. Läßt er aus Vaterlandsliebe Befürchtungen für die Zukunft seines Landes durchblicken: sofort wird man daraus den Schluß ziehen, daß alle gegen ihn gerichteten Anklagen gerechtfertigt sind. Versteht man

schlecht oder falsch diesen oder jenen Satz, den er etwa gelegentlich einmal äußert im Hingleiten eines vertraulichen Gesprächs: sofort wird man sich beeilen, diesen Zufallsaussprüchen einen häßlichen Sinn zu unterschieben... Schweigt er, so verschleiert er seine Absichten... Spricht er öffentlich, so sagt er nicht die Wahrheit. Und so wird ein Netz von Verleumdungen gesponnen und immer enger gespannt, so wird der Politiker für den nächsten Scheiterhaufen bestimmt.

Unendlich viel schwerer noch das Verbrechen am Vaterland! Die Menschen wiegen nicht schwer. In den Stürmen der Geschichte ist es vorgekommen, daß man dem Wohle des Vaterlandes Menschen opferte. Das ist hier nicht der Fall. Was sage ich! Das genaue Gegenteil geschieht. Um ihrer Rachsucht und ihrem Haß Genüge zu tun, stellt sich die nationalistische Partei in Deutschlands Dienst. Sie erweckt den Glauben, einer der ersten Politiker fasse einen Separatfrieden ins Auge, und redet so der öffentlichen Meinung in Deutschland ein, daß Frankreichs Lage ganz besonders schwierig sei. Sie frischt die Stimmung des Feindes auf, teilt ihm wertvolle Ermutigung mit, steht ihm bei seinen Unternehmungen bei und hilft mit beim Vordringen seiner Waffen.

Muß ich mich schärfer und bestimmter ausdrücken, um allgemein bekannte Tatsachen zu erklären, welche die Anklage nicht einen Augenblick lang zu bestreiten gewagt — welche sie nur zu ignorieren sich bemüht hat? Ich bin bereit, ein Buch zu überladen, das ich allerdings lieber entlasten möchte, und will einige Artikel anführen, einige Zwischenfälle darlegen.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß ich knapp nach Beginn des Krieges aus der Heiligen Union ausgeschlossen wurde. Schon am 20. und 21. August 1914 greift die „Libre Parole“ mich an wegen meiner Wiedereinstellung in den Schatzmeisterdienst beim Heer. Dieselbe Zeitung wirft mir am 29. August

vor, ich habe den Ausschluß des Herrn Barthou aus dem soeben gebildeten Ministerium erzwungen. Viel schwerer noch wiegt folgendes: am 27. August erklärt die „Action Française“, sie wisse es Herrn Clemenceau zu danken, daß er mich von der Regierung habe abdrängen lassen, weil ich verdächtig sei wegen meiner Tendenzen und meiner Vergangenheit. Die erste Etappe ist abgesteckt. Nun läßt man der deutschen Presse das Wort. Am 17. Oktober 1914 beginnt die „Frankfurter Zeitung“ in einem Artikel, den die Wiener „Neue Freie Presse“ nachdruckt, meine vorgebliche weise Einsicht, meine sogenannten gesunden Ideen in Gegensatz zu stellen zu den Ideen der Machthaber. Diese Artikel werden aufgenommen und kommentiert in der „Action Française“ vom 11. November und im „Echo de Paris“ vom 16. November. Die ganze Presse der Rechten tritt in die gleichen Fußtapfen. Sie gibt zu verstehen, daß in meiner Denkart, wie die deutsche Presse, inspiriert durch die „Action Française“, sie umrissen, die wahre Ursache zu suchen sei für meine Abreise nach Amerika. Und was gedruckt wird, ist nichts im Vergleich mit den unglaublichen Geschichten, die in den politischen Kreisen und in gewissen Redaktionsräumen umlaufen, um von hier aus, noch ärger vergröbert und aufgebauscht, ihren Weg in die Öffentlichkeit zu nehmen. Seit Monat August kreisen von Mund zu Mund Nachrichten über mich, lahm und häßlich zugleich, denen viele jedoch Glauben schenken, die alle weiter erzählen genau wie die Dinge, die man über die Generäle Sarrail, Percin usw. ausstreut. Diese Nachrichten werden durch Reisende herumgetragen, durch neutrale Journalisten weiter berichtet, und gelangen naturgemäß auch nach Deutschland.

Ein Beispiel unter vielen: am 19. November veröffentlicht das „Hamburger Fremdenblatt“ eine Information, deren Ursprungsort allein schon auf die französische Quelle verweist.

„Genf, 17. November. — Das Geheimnis, in dem die un-

vermittelte Reise des Ehepaares Caillaux nach Südamerika unterzutauchen schien, ist jetzt entschleiert. Herr Joseph Caillaux, der das Amt eines Generalzahlmeisters in der französischen Armee betreute, wurde kürzlich mit 14 Tagen Arrest bestraft, weil er ohne Urlaub das Kampfgebiet verlassen und sich nach Paris begeben hatte.

„Infolge dieses Ereignisses setzten die nationalistischen Zeitungen der französischen Hauptstadt mit einem heftigen Feldzug gegen Herrn Caillaux ein, der, so versicherten sie, in deutschen Diensten stehe und es erwirken wolle, daß Frankreich sich von seinen Verbündeten trenne und einen Friedensvertrag mit Deutschland schließe. Herr Caillaux wurde vor die Alternative gestellt, entweder zu bleiben und wahrscheinlich vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, oder aber nach Südamerika zu reisen unter dem Vorwand einer Handelsmission. Herr Caillaux gab der letztgenannten Lösung den Vorzug."

So sind also unsere Feinde informiert über das Gerücht, das in Frankreich verbreitet wird — nämlich, daß ich die Bündnisse meines Landes zerreißen wolle, um es zu einem Separatfrieden mit Deutschland zu treiben. Das ist genau die Anklage, die dann im Dezember 1917 gegen mich erhoben werden sollte. Sie ist fertig formuliert, noch bevor irgendeine von den in irgendeinem Moment der Untersuchung mir zur Last gelegten vorgeblichen Tatsachen sich hätte ereignen können.

Der Anstoß ist gegeben! Am 21. November 1914 veröffentlicht unter dem bezeichnenden Titel „Deportierung des Herrn Caillaux" die „Neue Freie Presse", das bedeutendste deutschsprachige Blatt im alten Österreich-Ungarn (vor dem Kriege hatte es französische Mitarbeiter, unter denen der treueste Herr Georges Clemenceau war), einen langen Artikel, in dem alle die Klatsch-

geschichten eingesprengt sind, die in der französischen Presse durchsickern oder in den nationalistischen Redaktionsstuben umlaufen. Über diesen Artikel wird unverzüglich nach Frankreich berichtet; Zeitungen geben Auszüge daraus. Da die Zensur seine ungekürzte Wiedergabe verbietet, druckt man ihn in Traktatform, um ihn im ganzen Lande zu verbreiten; meine politischen Gegner tragen also kein Bedenken, als Kampfmittel gegen mich einen Artikel zu verwenden, dem ihre eigenen Erfindungen das Gepräge geben.

Die „Neue Freie Presse" fährt fort. Anfang Januar 1915 bringt sie einen Artikel, in dem sie einen Vergleich anstellt zwischen dem Grafen Witte, dem ehemaligen russischen Ministerpräsidenten, und mir; sie gibt an, wir wollten beide den Separatfrieden und eine Annäherung an Deutschland. Der „Figaro" vom 20. Januar 1915 zitiert und kommentiert den Artikel.

Einige Tage später, genau am 30. Januar 1915, veröffentlicht eine Schweizer Zeitung, die nahe der französischen Grenze gedruckt wird, der „Démocrate" in Delémont (er wird bekanntermaßen von der französischen Regierung mit Geldmitteln unterstützt und verpachtet zu gleicher Zeit seinen Anzeigenteil an die deutsche Firma Haasenstein und Vogler) einen langen Artikel unter dem Titel: „Eine verkappte Verbannung. Die Untergründe der Reise des Herrn Caillaux."

Hier werden die Anklagen genau und scharf gefaßt. Ich soll vor dem Kriege das Kongogebiet an Deutschland „gegeben" haben; ich soll nach der Marneschlacht deutsche Vorschläge „übermittelt" haben, die auf einen Separatfrieden gezielt hätten um den Preis der Abtretung Belgiens an Deutschland und des Abfalls von unseren Verbündeten; ja, vor dem Marnesieg soll ich „geneigt" gewesen sein, Briey, Nancy, Madagaskar, Marokko „abzutreten" und eine Entschädigung zu zahlen, um den Vormarsch des deutschen Heeres zum Stehen zu bringen.

Dieses Gewirr von lahmem Geschwätz wird teilweise wiedergegeben in der „République du Var“ (Herr Clemenceau vertritt im Senat das Département du Var). Es macht dann die Runde durch die reaktionäre Presse in Paris und in der Provinz. Fraglos kann das noch nicht genügen. Das abscheuliche Machwerk wird in Maschinenschrift vervielfältigt, in Traktatform gedruckt und in Frankreich, an der Front wie im Hinterland, in Tausenden von Exemplaren verteilt. Natürlich gelangt es auch in die deutsche Presse. Fortan ist es jenseits des Rheins eine ausgemachte Tatsache, daß ich einen Separatfrieden gepredigt habe vor und nach der Marneschlacht, daß ich daran gedacht habe, unsere Bündnisse zu zerreißen [1]).

Vergebens protestiere ich sofort nach meiner Rückkehr aus Amerika nach Frankreich. Vergebens rechne ich mit all diesen niedrigen Verleumdungen ab in dem offenen Brief, den ich am 15. März 1915 an meine Wähler richtete und von dem ich bereits gesprochen habe. Die „Action Française“ erwidert am 17. März und führt gegen mich Artikel ins Feld, die erschienen sind in der „Frankfurter Zeitung“ und in der „Neuen Freien Presse“ — Artikel, die ihre Freunde und sie selbst zum Aufschießen gebracht haben.

---

[1]) Trotz meines Dementis rufen die deutschen Zeitungen fortan von Zeit zu Zeit ihren Lesern diese Idiotie ins Gedächtnis. Selbst Schriftsteller, die wegen ihrer Kenntnisse in den auswärtigen Angelegenheiten in bestem Rufe stehen, wie etwa der Verfasser der wöchentlichen Rundschau über äußere Politik in der „Kreuz-Zeitung“, bringen immer von neuem diese Dummheit. Herr Otto Hoetzsch schreibt am 21. Juli 1915 in seiner Wochenrundschau über äußere Politik in der „Kreuz-Zeitung“: „Hier und da läßt sich in der französischen Presse eine Stimme wie die des ehemaligen Ministers Caillaux vernehmen, der schon im September letzten Jahres den Frieden schließen wollte.“

Und das gleiche Spiel soll nun ins Unendliche so fortgehen: die deutsche Presse soll sich der Angriffe bemächtigen, welche französische Zeitungen gegen mich unternehmen — und diese sollen immerfort lügen, die gleichen Erfindungen stets von neuem durcheinanderrühren, bis die ewige Wiederholung allein ihnen in den Augen der leichtgläubigen und unüberlegten Masse Wahrscheinlichkeitswert verleiht. Die Lobreden, die eben auf diese Verleumdungen hin die deutschen Zeitungen mir widmen sollen, sollen in Frankreich zum Zwecke der Vernichtung meines Kredits austrompetet werden. Das muß ein Schlagballspiel ergeben zwischen den beiderseitigen Pressen: der Ball soll hin und wieder schnellen über die Schützengräben hinweg.

Wer wird also jetzt noch wagen, sich über die Tendenzen zu wundern, welche die öffentliche Meinung in Deutschland mir fortan zuschreibt? Wen kann es noch überraschen, daß der Tagesbefehl irgendeines deutschen Armeekommandanten, der bei gefallenen Soldaten gefunden wurde, dringend davor warnte, durch Machwerke voller Lobreden, wie sie in unsere Gräben hinübergeworfen wurden, Herrn Caillaux und andere „nicht ganz und gar deutschfeindliche" französische Politiker zu kompromittieren? Wen bringt es noch in Erstaunen, daß im Mai oder Juni 1916 in der Budgetkommission des Reichstages der Reichskanzler oder der Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten geäußert haben soll, die Kriegsereignisse würden demnächst eine neue Wendung nehmen, ich würde wieder zur Macht gelangen und den Frieden schließen? Man soll von mir gesagt haben: „Es ist unser Mann." Was ist daran Ungewöhnliches? Man hatte es ja von allen Seiten ausgeschrieen. Und dabei muß der Zwischenfall mitsamt der Formulierung des Ausspruches noch richtiggestellt werden, wie Herr Abbé Delsor, heute Senator, damals Reichstagsabgeordneter, welcher der Sitzung der Budgetkommission bei-

gewohnt hatte, ganz richtig zu bedenken gegeben [1]). Wen könnte es endlich noch überraschen, daß Deutschland versucht hat, meine Gesinnung zu überwachen, daß es mir Sendlinge auf den Hals geschickt hat?

Hat es das getan? Ich zögere noch, bevor ich es glaube, doch wenn wirklich in Amerika der junge Graf Minotto mitsamt jenem Lipscher und dem geheimnisvollen Unbekannten, der auf ihn folgte, teutonische Abgesandte gewesen sind mit dem Auftrage, nach meinen Absichten zu forschen, wenn nicht — ich fühle mich zu dieser Annahme gedrängt — der eine ein intriganter Schwätzer gewesen ist und die anderen auf eigene Rechnung geabenteuert haben, soweit sie nicht von französischen Polizeileuten ihre Richtlinien empfingen — dann haben diese Zwischenfälle, die dank der Reserve, aus der ich nicht heraustrat, jede Bedeutung

[1]) Der Herr Abbé Delsor hat mit vollendeter Loyalität scharf und bestimmt gesagt, wie er den Satz: „Er ist unser Mann", der in der Budgetkommission geäußert wurde, verstanden hatte. „Ich muß sagen," hat er vor der Untersuchungsinstanz erklärt, „daß diese Äußerung auf mich keinen großen Eindruck gemacht hat. Zu jener Zeit habe ich ihr keine Beachtung geschenkt, und in meinen Augen beweist das nicht, daß Herr Caillaux Machenschaften mit den Deutschen betrieben hat. Diese Art Äußerungen schienen uns zu jenen Einschläferungsmitteln zu gehören, welche die deutsche Regierung dem Parlament verabreichte, um die Beunruhigungen zu zerstreuen, die Amerika ihm verursachte. Der Satz: ‚Caillaux ist unser Mann', besagt, daß Herr Caillaux der Politiker ist, der geneigt sein dürfte, Frieden zu schließen, daß seine Denkart, seine besondere Veranlagung, ihn dem Frieden zutreiben, und zwar dem Friedensschluß in einem Sinne, der Deutschland gefallen würde! So habe ich ihn ausgelegt. Er bedeutete nicht: Caillaux steht in unseren Diensten." — Herr Thumann, ein ehemaliger Reichstagsabgeordneter, hat sich in gleichem Sinne ausgelassen.

verloren haben, einzig und allein in dem Geisteszustand ihren Ursprung, der in Deutschland durch die Presse und die Lenker der Nationalistenpartei geschaffen worden. Sie haben dafür die Verantwortung zu tragen, wie sie auch verantwortlich sind für die Idee, welche die Deutschen von mir hatten: ihre Haltung, nicht die meinige, hat dieser Idee ihre Richtung gegeben.

Noch einige Seiten über jene Geschichten, in denen die Untersuchung, nachdem sie aus den Affären Bolo, Duval, Cavallini usw. Strauchholz geschlagen hatte, mit Leidenschaft Beweise für politische Besprechungen zwischen dem Feinde und mir zu entdecken suchte! Einige Seiten nur, da die Beschuldigungen, die in dieser Hinsicht gegen mich gerichtet wurden, nacheinander im Nichts der Beweise zusammenbrachen und das Staatsgericht an Belastungsmaterial gegen mich nur den Vorwurf vorgeblicher Unvorsichtigkeiten in Händen behielt, wie sie, so sollte man denken, jedem einmal unterlaufen können, von denen ich aber zum Überfluß noch nachweisen kann, daß sie gar nicht vorhanden sind und daß sie, wäre dem auch nicht so, doch auf keinen Fall eine strafrechtliche Behandlung hätten rechtfertigen können.

Ich treffe in Rio de Janeiro im Dezember 1914 ein, mit zwiefachem Auftrag von seiten der französischen Regierung: ich soll nach Mitteln suchen, die kaufmännischen Beziehungen zwischen Frankreich und Brasilien zur Entwickelung zu bringen, ich soll die Nahrungsmittel und Produkte erkunden, an deren Kauf wir ein Interesse haben können. Ich muß andererseits die Frage unserer telegraphischen Kabel studieren, prüfen, ob es nicht angebracht wäre, ihr Netz auszudehnen, und bestimmen, wie, auf welchen Wegen und vermittels welcher Methoden die deutschen Depeschen nach Südamerika gelangen. Herr Thomson, der Handelsminister, hat die Güte gehabt, mir bei meiner Rückkehr

nach Frankreich für die geleisteten Dienste zu danken. Er hat vor dem Gerichtshof darüber ausgesagt und genau ausgeführt, daß meine Berichte ein ganz besonders zweckdienliches Resultat ergeben hätten, durch die Richtungsänderung in unserer südamerikanischen Wirtschaftspolitik, die sie herbeiführten. Vor meinem Kommen neigte die französische Regierung dazu, Käufe hauptsächlich in Argentinien zu tätigen und Brasilien und Uruguay ein wenig links liegen zu lassen. Ich gab zu bedenken, daß man sich einem vielleicht folgenschwangeren politischen Irrtum hingebe, daß die Sympathien für Frankreich zurzeit in Brasilien und Uruguay weit wärmer seien als in Argentinien, und daß es eine schlechte Taktik bedeute, wenn man seine Freunde entmutige durch Begünstigung anderer, die sich reserviert verhielten. Ich setzte außerdem noch die Regierung in Kenntnis von Praktiken, welche die Deutschen, wie ich nach aufmerksamen Nachforschungen entdeckte, anwandten, um mit Südamerika verkehren zu können.

Dienste von einigem Wert denke ich! — denen ich nun das Geschwätz gegenüberstellen möchte, das die Depesche des Herrn von Luxburg, des deutschen Geschäftsträgers in Buenos Ayres, an seine Regierung enthält. Ich gebe hier den Text des Telegramms wieder.

4. Februar 1915.

„Caillaux hat, nach kurzem Aufenthalt, Buenos Ayres verlassen. Reist direkt Frankreich offensichtlich wegen Desclaux-Skandal[1]), in dem er persönlichen Angriff erblickt. Von Präsident und Regierung mit Ausnahme Briand spricht er

---

[1]) Ich wurde vom Desclaux-Skandal erst am Tage vor meiner Abreise aus Buenos Ayres unterrichtet. Meine Plätze auf dem Schiff waren seit acht Tagen belegt. Herr von Luxburg oder sein Informationsstab hat von diesem ersten Satze an — ich liefere dafür den Beweis aus der Materie — seiner Einbildungskraft freien Lauf gelassen.

verächtlich. Durchschaut absolut englische Politik. Stellt völlige Niederschmetterung Frankreichs nicht in Rechnung. Faßt Krieg jetzt auf als englischen Existenzkampf. Obgleich er viel von ‚Indiskretionen und plumper Politik Wilhelmsstraße' spricht und auch an deutsche Grausamkeiten zu glauben vorgab, hat er in politischer Orientierung kaum bemerkenswerte Schwenkung gemacht. Caillaux empfänglich gewesen für indirekte Höflichkeitsbezeugungen von meiner Seite, betont nachdrücklich, daß große Vorsicht geboten für den Fall, daß französische Regierung ihn auch hier beobachten läßt. Er mahnt Vorsicht[1]) betreffs Überschwang an Lobreden, die unsere Presse ihm widmet, insbesondere ‚Neue Freie Presse', wünscht dagegen Mittelmeer- und Marokko-Vertrag kritisiert. Unsere Lobpreisungen verderben ihm Situation in Frankreich.

Aufnahme Caillaux hier kühl. Sein Brasilienbericht nichts Neues. Wird in Frankreich zunächst in Wahlkreis wohnen. Fürchtet Paris und Schicksal Jaurès.

Luxburg."

Gemengsel von Informationen, unter denen sich einiges Richtige findet neben vielen reinen Phantasieprodukten! Möglich, daß ich von den „Indiskretionen und der plumpen Politik der Wilhelmsstraße" gesprochen habe. Bestimmt habe ich mich mit

---

[1]) In dem Text, der nach meiner Verhaftung der Presse mitgeteilt wurde, hatte man geschrieben: „Er mahnt uns zur Vorsicht." Der Sinn des Satzes war also verändert. Es schien, als habe ich dem deutschen Gesandten eine Mitteilung gemacht, während bei Durchsicht des genauen Wortlautes doch klar werden mußte, daß ich alle, mit denen ich mich unterhielt, zur Vorsicht mahnte gegenüber den Presse-Campagnen, von denen ich gesprochen habe. Der „Irrtum" fiel nicht — ich muß es erklären — der französischen Regierung zur Last. Er war entgegenkommenderweise in den Vereinigten Staaten verschuldet worden.

allen, die mich anhörten, über die deutschen Grausamkeiten unterhalten. Ich habe dagegen niemals jene blödsinnige Überlegung angestellt, daß der Krieg ein Kampf für Englands Existenz sei. Ebensowenig habe ich mich empfänglich zeigen können für „indirekte" Höflichkeitsbezeugungen von seiten des Herrn von Luxburg, aus dem einfachen Grunde, weil ich niemals auch nur das Geringste von ihnen erfahren. Wenn es auch gewiß ist, daß ich im Gespräch zur Vorsicht gemahnt habe gegenüber den Lobreden, die unter den bereits dargelegten Umständen die deutschen Zeitungen, im besonderen die „Neue Freie Presse", mir widmeten und über die man mich häufig befragte, wenn ich gesagt habe, daß unsere Feinde, wenn sie aufrichtig wären, die französisch-deutsche Vereinbarung kritisieren müßten, wenn ich schließlich — es kann schon sein — noch gesagt habe, daß diese Lobsprüche mir meine Stellung in Frankreich verdürben — dann habe ich doch niemals gebeten oder bitten lassen, man solle damit ein Ende machen. Herr von Luxburg sagt das übrigens auch gar nicht — er würde es nicht unterlassen haben, wenn die Sache anders gelegen hätte. Endlich wüßte ich nicht, daß ich „verächtlich gesprochen habe vom Präsidenten und der Regierung mit Ausnahme des Herrn Briand". Die Sache ist um so unwahrscheinlicher, als Herr Briand zu jener Zeit mein politischer Gegner war, während ich mit den Herren Malvy, Thomson, Augagneur, Sarraut usw. ausgezeichnet zu stehen glaubte. „Ich soll kaum eine bemerkenswerte Schwenkung gemacht haben in meiner politischen Orientierung," sagt der deutsche Gesandte. Für jeden, der weiß, wie ein Diplomat, der sich angenehm machen möchte, an seine Regierung schreibt, bedeutet dieser Satz, daß ich in meiner politischen Orientierung umgeschwenkt bin, ohne indessen meinen Prinzipien entsagt zu haben. Die Wahrheit liegt einfacher als diese gedrechselten Formulierungen. Vor dem Kriege war ich Anhänger der euro-

päischen Versöhnung — nach Eintritt des Krieges habe ich immer noch gedacht, daß man eines Tages auf diese große Politik werde zurückgreifen müssen; vor dem Kriege stand ich Deutschland mißtrauisch gegenüber — nach Eröffnung der Feindseligkeiten hat sich dieses Mißtrauen beträchtlich gesteigert.

Doch was hat die Einschätzung oder die Meinung des Herrn von Luxburg zu bedeuten? Was liegt an den Auskünften, die er durch seine Informatoren erhielt? Habe ich mich mit ihm oder durch seine Vermittelung mit der deutschen Regierung verständigt? Niemand in aller Welt kann es behaupten, und zwar aus zwei schlagenden Gründen: Bestände die geringste Berührung zwischen uns, so würde der deutsche Gesandte nicht verfehlen, es zu telegraphieren. Er kabelt im Gegenteil, daß er sich hat beschränken müssen auf seine berühmten indirekten Höflichkeitsbezeugungen, von denen ich niemals etwas gewußt habe. Der zweite Grund — er ist noch entscheidender, ich habe ihn bereits ans Licht gehoben, und er erstickt jede Erörterung — liegt in den Worten „Kaperung höchst wünschenswert" in dem zweiten Telegramm, dessen Text ich nunmehr vollständig wiedergeben will.

5. Februar 1915.

Marineattaché an Admiralitäts-Generalstab.

„Havanna drahtet: Rio de Janeiro telegraphiert: Dampfer ‚Araguaya' abgefahren 30. Januar von Buenos Ayres. Kapitän Träger wichtiger Papiere. Kaperung höchst wünschenswert, Caillaux an Bord. Im Falle Kaperung Caillaux unauffällig höflich und zuvorkommend zu behandeln. Können Sie unsere Kreuzer benachrichtigen?"

Muß ich nochmals sagen, daß die Depesche, falls irgendwelche direkte oder indirekte Beziehungen zwischen den Deutschen und mir bestanden hätten, folgendermaßen abgefaßt worden

wäre: „Obwohl Kapitän Träger wichtiger Papiere, Kaperung sorgfältig vermeiden: Caillaux an Bord“? Im Gegenteil: man will meiner Person habhaft werden.

Was haben also diese Depeschen zu bedeuten? ganz einfach, daß man mich hat ausspähen lassen, daß Herr von Luxburg seiner Regierung die wahren oder falschen Auskünfte übermittelt, die er über mich eingezogen hat, daß der deutsche Gesandte schließlich sein Werk krönen möchte durch eine Tat, die einigen Widerhall finden würde in der Welt: Kaperung höchst wünschenswert. Wer waren die Informatoren des Reichsvertreters? Ich bin sicher, daß es mehrere gab. Gewißheit habe ich indessen nur in Anbetracht des Grafen Minotto, der gestanden hat. Ich will später von seiner Aussage sprechen, die von Unrichtigkeiten strotzt, die zugleich unzusammenhängend und ... harmlos ist; ich will auch sprechen von den Umständen, unter denen sie gemacht wurde. Für den Augenblick beschränke ich mich darauf, zu erzählen, wie ich ihn kennen gelernt, was ich erfahren, was ich mit eigenen Augen gesehen habe und was seitdem Dokumente mir über ihn berichtet haben.

Eines Tages stellt in Rio de Janeiro bei einem Diner, das Herr Farquhar, ein großer amerikanischer Geschäftsmann, mir gibt, der Botschafter der Vereinigten Staaten in Brasilien, Herr Morgan, mir einen jungen Italiener vor mit den schmeichelhaftesten Wendungen: es ist der Graf Minotto, aus einer venetianischen Patrizierfamilie, er reist für eine ganz große New Yorker Bank, die Guaranty City Trust Co. Das Verhältnis zwischen dem Botschafter und diesem jungen Manne ist derart vertraut, daß dieser bei dem Diplomaten wohnt, daß er alle week's ends in der Villa Petropolis verbringt, über der das Sternenbanner weht. Wie ich einige Tage später nach Sao-Paolo reise, sehe ich den Grafen Minotto in den Zug steigen. Ganz einfach! Herr Farquhar, der Eigentümer der Eisenbahnlinien ist, mit denen ich

umherreisen muß, der sein Bahnnetz, das gerade in bedenklicher Lage ist, dem Vertreter eines der größten amerikanischen Kredit-Institute gegenüber zur Geltung bringen will, hat Minotto den verschiedenen mich begleitenden Persönlichkeiten, Ingenieuren oder sonstigen Leuten, beigeordnet. Nichts Verdächtiges in seinen Allüren, ganz im Gegenteil! Ich habe verschiedene Reisegefährten, von denen der eine, Herr d'Oliveira, die brasilianische Regierung vertritt. Im Laufe der Gespräche, die sich höchst natürlicherweise anspinnen, trägt Minotto die freundlichsten Gefühle für Frankreich zur Schau. Sie scheinen mir um so aufrichtiger, als er Sorge trägt, Frau Caillaux bei der ersten Gelegenheit beizubringen, daß er mit einer Französin aus sehr guter Familie verlobt ist und daß er in einigen Monaten nach Paris kommen wird, um sie zu heiraten. Er beweist es durch Vorzeigen von Briefen. Ich trenne mich von meinen Reisegefährten in Santos, wo ich mich nach Uruguay einschiffe. Während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Montevideo bekomme ich Minotto zu Gesicht, der für vierundzwanzig Stunden auf der Durchreise da ist. Wie ich dann, um meine Umfrage über die Kabeltelegraphen zum Abschluß zu bringen, auf genau acht Tage nach Buenos Ayres gehe [1]), treffe ich dort Minotto wieder, der mich, um mir einige Höflichkeiten zu erweisen, zum Frühstück eingeladen hat. Ich sehe ihn einige Male während dieses kurzen Aufenthaltes. Gewiß deutet Minotto im Verlaufe einer Spazierfahrt im Automobil mir an — im Gespräch über die diplomatischen Kreise, in denen er in Argentinien wie in Bra-

[1]) Ich konnte nicht umhin, mich nach Buenos Ayres zu begeben, das in Südamerika der Knotenpunkt für Kabel und Luftleitungen ist. Ich ergriff übrigens die Vorsichtsmaßregel, im voraus Herrn Thomson zu fragen, ob er nicht eine Unzuträglichkeit in meiner Reise nach Argentinien erblicke. Ich bestieg das Schiff nach Buenos Ayres erst, als ich die Zustimmung des Ministers besaß.

silien verkehrt —, daß er zu wissen glaubt, der deutsche Gesandte, Herr von Luxburg, hege den äußerst lebhaften Wunsch, mit mir zu plaudern. Aber er bringt diese Mitteilung, der er den Charakter einer Information verleiht, mit einer Geschicklichkeit vor, die ich erst heute zu ermessen vermag und die von solcher Art ist, daß ich eher in Lachen ausbreche, als daß ich mich entrüste. Einige Tage später spricht Minotto nochmals mir gegenüber den Namen Luxburg aus: er kündigt mir an, der Dampfer, auf dem ich mich einschiffen soll, laufe Gefahr, gekapert zu werden, und wenn ich es wünsche, könne er sich ins Mittel legen, um von Herrn von Luxburg Empfehlungsbriefe an die Kapitäne deutscher Kreuzer zu erlangen. Dieses Mal werde ich rot vor Wut. Ich erkläre Minotto, daß, wenn er mir noch einmal von Luxburg spricht, ich ihn vor die Türe setzen und niemals in meinem Leben wieder sehen werde. Er bittet mich um Verzeihung, die Augen voll Tränen; er entschuldigt sich mit solcher Bewegtheit, daß ich mir denke, er habe sich den eigenartigen Charakter seiner Anregung nicht klar gemacht. Ich bin um so eher zur Nachsicht geneigt, als ich gemerkt zu haben glaube, wer er ist. Minotto ist ein blutjunger Italiener, höchst intelligent, höchst bezaubernd, zu gleicher Zeit einschmeichelnd, geschmeidig, bestrebt, sich überall lieb Kind zu machen, allseitig Dienste zu erweisen. Er hat mir eine wirtschaftliche und finanzielle Belehrung verschafft, die nicht ohne Interesse ist. Ich habe ihn zum Sprechen gebracht und dabei erfahren, welche Absichten die Großbanken der Vereinigten Staaten in bezug auf Südamerika haben. Ich stelle mir die Sache so vor, daß er, in seinem Wunsche sich zur Geltung zu bringen, in seiner Leidenschaft zum Einspringen, im übrigen noch hingerissen durch seinen jugendlichen Leichtsinn, über die Grenzen hinausgeschossen ist.

Das ist nun in der Tat das psychische Bild Minottos, wie es aus Briefen hervortritt, die später in Amerika bei Herrn Hugo

Schmidt beschlagnahmt wurden, bei dem großen deutschen Geschäftsmann, dessen Sekretär er vor dem Kriege einige Monate lang war — natürlich posaunte er das nicht aus. „Er hat ein gewisses Talent, die Leute zu beschwatzen," schreibt Hugo Schmidt. „Auf seiner letzten Reise hat er seiner Gewohnheit gemäß versucht, sich Beziehungen zu aller Welt zu verschaffen." Und weiter: „Wie vollendet der junge Mann auch sein mag, man kann ihm nicht völlig trauen, denn man ist nie sicher, daß er nicht alles, was man ihm etwa gesagt hat, schnurstraks gerade den Leuten berichtet, denen man es verheimlichen will." Und so fort. Auf jeden Fall gelingt es Minotto wunderbar, Beziehungen anzubandeln. In Buenos Ayres wie in Rio wird er beladen mit Empfehlungsschreiben, von denen einige vom Marquis Imperiali, dem italienischen Botschafter in London, unterzeichnet sind. Einige Zeit nach meiner Abreise aus Buenos Ayres gibt er dem Herrn Mac Ador, dem Schwiegersohn des Präsidenten Wilson, ein großes Diner und reist mit ihm auf einem amerikanischen Kriegsschiff. Wie er dann sechs Monate später nach Paris kommt, gelingt es ihm, sich durch Herrn Mabilleau, mit dessen Familie er eng verbunden ist, Finanzleuten vorstellen zu lassen und die Schwelle zum Kabinett des Herrn Pallain, des Leiters der Banque de France, zu überschreiten, mit dem er sich dann über große Finanzfragen unterhält und an den er nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten einen Bericht schickt — aufgefordert oder unaufgefordert — über die besten Methoden einer Plazierung der anglo-französischen Gutscheine in New York und bei den Banken am Platze.

War Minotto ganz einfach — diese Hypothese habe ich bereits geprägt — ein intriganter Schwätzer? Ich wäre durchaus zu dieser Annahme geneigt. Nur eins bringt mich in Verwirrung: eine gewisse Depesche des deutschen Gesandten in Rio, die aufgefangen wurde. Der deutsche Vertreter meldet darin seiner Re-

gierung im Dezember 1914 meine Ankunft und macht auf meine „im deutschen Interesse unerwünschte" Tätigkeit aufmerksam. Er fordert die Eröffnung eines Kredits von hunderttausend Mark an, um meine Bemühungen überwachen und im Notfalle durchkreuzen zu können. Ich kann es mir nicht versagen, eine Verknüpfung von Ursache und Wirkung aufzudecken in der Verbindung dieser Mitteilung mit Minottos Zudringlichkeiten, obwohl ich — das muß ich anerkennen — keinerlei Beweise dafür habe.

Was für ein Mensch aber auch immer dieser junge Italiener gewesen sein möge — in einem anderen Kapitel werden wir sehen, welch ein eigenartiges Geschick ihm zugestoßen ist —, inwiefern bin ich verantwortlich für seine Machenschaften? Was konnte mich tatsächlich ihm gegenüber mißtrauisch machen? Die Informationen über Herrn von Luxburg, die er mir gegeben? Ich habe dargestellt, mit welcher Geschicklichkeit er mir die eine eingeflößt, mit welcher Geschmeidigkeit er sich wegen der anderen entschuldigt hatte — alle, die Leute von seiner Rasse und seiner geistigen Veranlagung kennen gelernt haben, werden sich das vorstellen können. Die Protektionen, die ihm zugute kamen, gaben mir andererseits derartige Garantien, daß ich unbestimmten Warnungen vor ihm, wenn sie mir etwa zugekommen wären, nur geringe Bedeutung beigemessen haben würde. Ich würde mir gesagt haben und sagte mir auch, daß ein Botschafter der Vereinigten Staaten mit einer zweifelhaften Persönlichkeit nicht in enger Freundschaft verbunden sein würde. Ich sagte mir zudem, daß eine hochachtbare französische Familie, die ich persönlich kannte, nicht daran gedacht haben würde, einen Mann in ihren Schoß aufzunehmen, dessen sie nicht sicher gewesen wäre.

Und was hat im übrigen dies alles zu bedeuten? Was liegt daran, was für ein Mensch Minotto war oder nicht war? Unmöglich die Behauptung, ich habe durch seine Vermittelung

Machenschaften angezettelt! Kaperung höchst wünschenswert... Ist es ihm gelungen, mir Auskünfte von Wert für Deutschland zu entlocken? Man braucht nur das Sammelsurium von Schwätzereien zu lesen, aus dem das Telegramm Luxburg besteht. Ich soll Minotto gegenüber schlecht gesprochen haben vom Präsidenten und der Regierung der Republik? Ach du lieber Gott! welch ein gewaltiges Verbrechen, wenn ich es wirklich getan habe! Schüttete der „Homme Enchaîné", der zu jener Zeit erschien und den die „Gazette des Ardennes" gewissenhaft wiedergab, nicht Tag für Tag einen Kübel voll Schmähungen aus über Herrn Poincaré und seine Minister? Ich soll zur Vorsicht gemahnt haben hinsichtlich der Lobreden, mit denen die deutsche Presse, inspiriert durch die französische Nationalistenpresse, mich überspülte. Und weiter? Was wäre natürlicher und logischer? Am 15. März protestierte ich in einem urbi et orbi bekannten öffentlichen Brief lebhaft gegen diesen abscheulichen Feldzug. Herr von Luxburg soll also Anfang Februar erfahren haben, was ich am 16. oder 17. März dem ganzen Erdkreis erklärte? Wirklich ein schöner Vorsprung! Und was das Pikanteste ist: die Deutschen beeilten sich... fortzufahren — sie taten genau das Gegenteil von dem, was ich wünschte, so sehr waren sie darum besorgt, mir zu Diensten zu sein!

Aber ich will nichts vorwegnehmen von einer Entwicklung, die zu ihrer Zeit dran kommen soll. Ich komme nun zu den Geschichten mit Lipscher.

Die Geschichten mit Lipscher! Sie lassen sich in einem Satz zusammenfassen: ein Industrieritter versucht sich in „Beutelschneiderei". Lipscher verdient keine andere Bezeichnung. Während der Campagne im „Figaro" im Januar 1914 stellt sich ein Individuum im Finanzministerium in meinem Kabinett vor.

Er hält, so sagt er zu dem Sekretär, der ihn empfängt, den Beweis in Händen für die Käuflichkeit des Calmette, der für 30 000 Franken jährlich vom Grafen Tisza, dem ungarischen Premierminister, gekauft worden ist. Er bietet Beweisstücke an, die seine Behauptungen rechtfertigen sollen. Man erstattet mir Bericht. Ich lehne ab: ich bekämpfe meine Gegner nicht mit den Waffen, deren sie sich ohne Zaudern gegen mich bedienen würden, wenn sie von dieser Art welche haben könnten. Und dann, wer ist dieser Lipscher, dessen Karte man mir zeigt? ... Aber einige Tage später öffnet sich die Tür meines Kabinetts, dieses Mal mit beiden Flügeln, vor dem Grafen Karolyi, der mich um eine Audienz gebeten hat. Das Haupt der ungarischen Unabhängigkeitspartei bestätigt Lipschers Behauptungen; er sagt mir, wie schmerzlich es ihn und seine Freunde berührt — da sie sich doch bemühen, ihr Land aus dem Dreibund zu lösen —, eine französische Zeitung, den „Figaro", gegen sie die teutonische Politik des Grafen Tisza unterstützen zu sehen. Er verheimlicht mir nicht, daß der „Figaro" oder vielmehr sein Direktor gekauft worden ist und daß er den Beweis dafür erhalten hat durch den Mann, der den Vermittler spielte zwischen Tisza und Calmette, durch Lipscher, der inzwischen in den Sold der Unabhängigkeitspartei getreten ist. Ich höre zu, ich leiste keine Folge. Erst als einige Monate darauf die Presse der Rechten, um meine Frau zur Verurteilung zu bringen, sich befleißigt, das Andenken des „Figaro"-Direktors mit einem Strahlenkranz zu umgeben, erst da liegt mir mit vollem Recht eine Richtigstellung am Herzen. Ich lasse Lipscher kommen, und der liefert mir — gratis, muß ich sagen — die beiden Briefe aus, welche das Übereinkommen zwischen dem ungarischen Premierminister und Herrn Calmette als volle Wirklichkeit bestätigen. Ich erstrebe gleichzeitig ein Wiedersehen mit dem Grafen Karolyi, der die Güte hat, mich im Juni 1914 in meinem Domizil aufzusuchen. Er läßt mich

wissen, daß er an Tisza eine Interpellation richten zu lassen gedenkt wegen der dem „Figaro“ ausgesetzten Subvention, und bietet mir an, er wolle vor den Assisen von der Seine zwei oder drei Abgeordnete von der Unabhängigkeitspartei aussagen lassen, welche die Interpellation in Szene gesetzt oder daran teilgenommen haben würden. Ich nehme an; die ungarischen Abgeordneten kommen nach Frankreich. Indessen verzichtet die Verteidigung im letzten Augenblick auf ihre Zeugenaussage infolge der gespannten Beziehungen zwischen Frankreich und Österreich-Ungarn. Einige Tage nach Abschluß des Prozesses bricht der Krieg aus, und ich bleibe Lipschers Schuldner für die Summe von 1500 oder von 2000 Franken, die ihm an Unkosten entstanden sind.

Ich dachte lange Zeit nicht daran, daß ich etwas hören würde von dem Manne, dem gegenüber Graf Karolyi mich zur Vorsicht ermahnt hatte und dessen erstaunliche Fähigkeiten im Bluffen und Lügen ich wahrgenommen hatte. Aber da kommt mir im Mai 1915 ein Brief aus der Schweiz zu Händen. Lipscher verlangt mich zu sehen. Nicht einen Augenblick lang kommt es mir in den Sinn zu antworten. Weitere Briefe im September und im Oktober! In einem fast unverständlichen Jargon ist darin von Benedikt die Rede, von Jadot, besonders aber von Oskar. Ich merke dunkel heraus, daß Lipscher sich als Träger von Friedensvorschlägen hinstellt, aber bei diesem Individuum schlägt das ins Lächerliche. Ich werfe die Briefe natürlich in den Papierkorb; nur belästigt mich diese Briefstellerei ein wenig, ich frage mich, wie ich mit ihr ein Ende machen soll.

Nun stellt sich gegen Ende Oktober 1915 in meinem Kabinett — unter einem Vorwande, der mir völlig aus dem Gedächtnis entschwunden ist — eine Frau vor, die ich mit der ganzen Flut der gewohnten Bittsteller empfange. „Sie kommen wegen einer Empfehlung, Madame?“ — diese stereotype Formel entschlüpft

meinen Lippen. „Ach nein, mein Herr, ich bin die Verlobte des Herrn Lipscher.“ Ich fahre auf: „Die Verlobte des Herrn Lipscher!... Dann werden Sie mir jetzt sagen, was die Briefe zu bedeuten haben, die er mir schreibt.“

Und die Besucherin, mit Namen Thérèse Duvergé, gibt mir den Schlüssel zu der Korrespondenz mit der Enthüllung, daß Oskar — dieser Name kehrt in jedem Briefe wieder — die Bezeichnung ist für den Baron von Lancken, den früheren deutschen Gesandtschaftsrat in Paris, der gerade Zivilgouverneur von Belgien ist. Thérèse Duvergé versichert mir, daß Lipscher vom Baron von Lancken die Mission erhalten, der französischen Regierung halbamtlich Friedensvorschläge zu unterbreiten; zu diesem Ende kommt sie zu mir mit der Bitte um einen Geleitbrief für ihn. Ich höre sie an. Ich frage sie aus. Ich versuche herauszubekommen, ob Lipscher wirklich vom Baron von Lancken, der — ich glaube, ich erfuhr das in meiner Regierungszeit — ein direkter Agent, fast ein Vertrauter des Kaisers ist, den Auftrag hat, Annäherungsarbeiten einzuleiten. Dann würde die Sache von Wichtigkeit sein. Immerhin bin ich skeptisch, es scheint mir ungewöhnlich, daß ein Individuum wie dieser Mann mit einer so großen Rolle bedacht wird. Meine Bedenken werden zur Gewißheit, als die Duvergé die unbestimmten Auskünfte, die sie mir gibt, mit einem Ausstrecken der Hand beschließt: sie ist äußerst geldbedürftig; Lipscher hat ihr nichts geben können; sie verlangt von mir die Summe, die ich ihrem „Verlobten“ schulde. Ich bin im klaren. Gemeiner Versuch von „Beutelschneiderei“. Ich antworte, daß ich hinsichtlich der Bitte um einen Geleitbrief sehen will, was dabei zu tun ist, daß ich fraglos mit der Regierung darüber sprechen werde, daß ich andererseits prüfen werde, wie ich der Bitte um eine Unterstützung Folge leisten kann. Am selben Tage noch spreche ich im Ministerium des Inneren vor. In kurzen Worten sage

ich Herrn Malvy, daß ein österreichisch-ungarischer Untertan, der sich Journalist nennt, einen Geleitbrief verlangt, um vorgebliche Friedensvorschläge zu überbringen, daß die Sache aber keineswegs ernst zu nehmen ist und daß ich der Ansicht bin, man solle glattweg ablehnen: „Versteht sich von selbst," antwortet der Minister des Inneren. „Sie können ja mit Viviani darüber sprechen, wenn Sie es für angebracht halten," sage ich. Die Angelegenheit ist in zwei Minuten geregelt mit Achselzucken auf beiden Seiten.

Aber dieser Lipscher, den seine Maitresse von der Erfolglosigkeit ihrer Einleitungsversuche in Kenntnis gesetzt hat, hält sich nicht für geschlagen. Er schreibt mir aus Holland, wo er sich aufhält, einen Brief, in dem er seine Ware anpreist und ... um Geld bittet. Dieses Mal ist es zu viel. Ich muß unbedingt den Schlußstrich ziehen. Ich entschließe mich, selbst an den Burschen zu schreiben, um ihm den Befehl zur Einstellung jeglicher Korrespondenz kundzutun. Bevor ich den Brief als eingeschriebene Sendung zur Post gebe, ergreife ich eine doppelte Vorsichtsmaßregel. Ich bitte das Haupt der Regierung — zurzeit ist es Herr Briand — mir einige Minuten zu schenken für eine Unterredung in der Kammer. Ich lese ihm den Brief an Lipscher vor, mit dem ich ihn abblitzen lasse. Eine ganz kurze Zusammenkunft, die der Ministerpräsident, der mit einigen Worten den Text billigte, den ich ihm unterbreitete, aus dem Gedächtnis verloren haben mag — ich begreife das wohl —, die mir jedoch im Geiste gegenwärtig ist, als habe sie gestern stattgefunden. Nach der anderen Seite hin empfange ich Thérèse Duvergé noch ein zweites Mal. Ich gebe ihr mein Mißfallen zu erkennen an dem Briefe, den Lipscher mir geschrieben hat und dem soeben ein zweites, durch die Postkontrolle geöffnetes Schreiben gefolgt ist. Ich bitte sie, ihren „Verlobten" nachdrücklich aufzufordern, er solle sich ruhig verhalten, und um ihn zu prompter Erfüllung des Auftrages anzuhalten, zugleich um mir Leute vom Halse zu

schaffen, die, das merke ich wohl, nach nichts denn nach Geld angeln, überreiche ich ihr eine Summe von fünfhundert Franken. Uff! das ist erledigt, sage ich mir, wie ich sie hinausbefördere. Doch nicht ganz.

Lipscher antwortet auf meinen Brief. Er neigt sich vor meinem Willen; er erklärt, er werde mir nicht mehr von irgendwelchen Fragen der Friedensmöglichkeiten sprechen, da „ich ihm auf der ganzen Linie opponiere", aber er bettelt nochmals um Geld oder aber, statt des Geldes, um eine Empfehlung, die es ihm ermöglichen würde, in der Schweiz eine Stellung bei einer Bank zu finden. Er stellt mir diese Antwort durch Vermittelung seiner Maitresse zu, ohne Frage, um dieser erneut eine Gelegenheit zur Rücksprache mit mir zu verschaffen. Thérèse Duvergé stellt sich einmal, zweimal bei mir ein, ohne empfangen zu werden. Ich habe Weisungen gegeben ... Es gelingt ihr indessen, an irgendeinem Tage im Dezember 1915 in meinen Warteraum zu schlüpfen — sie stößt die Dienstfrau beiseite, die dieserhalb einen scharfen Verweis erhält. Ich empfange sie für einige Minuten. Sie beschränkt sich darauf, in durchaus geziemlichen Ausdrücken übrigens, die Bewerbung um eine Stellung in der Schweiz zu formulieren, die in Lipschers Briefe enthalten ist. Ich antworte ihr ausweichend. Ich habe sie nicht wiedergesehen.

Epilog: Herr Malvy bringt mir einige Tage nach dem dritten Besuch der Thérèse Duvergé die Nachricht, daß eine Frau, die Maitresse eines österreichisch-ungarischen Untertan, um meinen Wohnsitz streicht und einzudringen versucht. „Ihr Liebhaber hat einen drolligen Namen," sagt er mir, „Li ..... Li ....." — „Ja, zum Kuckuck! Lipscher! das Individuum, von dem ich Ihnen gesprochen habe. Ich weiß wohl von allem, was Sie mir sagen. Ich habe Weisungen gegeben, daß meine Tür dieser Frau verschlossen bleiben soll. Aber ich werde sie noch verschärfen." Das tue ich auch; ich benachrichtige zwei oder drei Tage darauf den

Minister des Inneren von dieser Maßnahme; auch erzähle ich ihm bei gleicher Gelegenheit, daß ich Lipscher brieflich gebeten habe, er möge mich in Ruhe lassen, und daß ich Herrn Briand das Schreiben unterbreitet habe.

Das ist die ganze dunkle Geschichte, die — ich will es hartnäckig wiederholen — nichts darstellt als eine ganz gewöhnliche „Beutelschneiderei". Der Industrieritter Lipscher hat versucht, aus den Verwicklungen der internationalen Lage Vorteil zu ziehen. Er ist auf die Idee gekommen, bei französischen Politikern mit vorgeblichen deutschen Friedensvorschlägen hausieren zu gehen. Die Deutschen versichern — und ich bin geneigt zu glauben, was die „Kölnische Zeitung" darüber schreibt —, er habe ihnen gegenüber auf französische Friedensvorschläge gepocht, als deren Träger er sich ausgab. Das klassische Spiel! noch viele haben es so gehandhabt. Herr Malvy hat niedergelegt, es gebe beim Allgemeinen Sicherheitsdienst fünfzig Aktensammlungen über analoge Affären. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß kein Abenteurer die Kühnheit in der Spitzbüberei so weit getrieben hat wie Lipscher. Ist er nicht auf den Einfall gekommen, der Thérèse Duvergé Entwürfe zu Briefen zu schicken, welche sie dann abschreiben, unterzeichnen und ihm so zurückschicken muß — Briefe, in denen von vorgetäuschten Zusammenkünften erzählt wird, die sie mit mir gehabt haben soll? Er legt seiner Maitresse mit einem erstaunlichen Zynismus dar, daß diese lügnerischen Briefe ihm dazu dienen sollen, von den Deutschen Geld zu erpressen.

Wie aber kann die Anklage, die von diesen Dingen weiß, die im Besitz des durch die Polizei abgefangenen Briefwechsels Lipscher-Duvergé ist, — wie kann sie nur einen Augenblick an einem so jämmerlichen, so simplen Abenteuer festhalten? Vor allem aber: wie kann sie auch nur den geringsten Zweifel hegen an der absoluten Korrektheit meiner Haltung, wenn sie in eben diesen beschlagnahmten Briefen Lipscher seine Mißstimmung —

besser gesagt: seine Wut — über mich ausströmen lassen sieht, wenn sie ihn schreiben sieht, daß „nichts zu machen ist mit Joseph", wenn sie liest, wie er seine Maitresse bittet, sie möge sich mir zu nähern suchen, um mir einige Worte zu entreißen? Es geht aus diesen Papieren nicht allein hervor, daß ich auf keine Unterredung von irgendeiner Art eingegangen bin, es springt auch noch heraus, daß ich nicht einmal die geringste Unvorsichtigkeit mir habe zuschulden kommen lassen, da Lipscher noch nach dem letzten Besuch, den Thérèse Duvergé mir abgestattet, an seine Maitresse schreibt: „Sieh zu, daß Du erkundest, was er von dem großen Geschäfte denkt." (Brief vom 19. Dezember 1915.)

Jedoch — ich habe es schon durchblicken lassen — man verheimlicht mir diese Aktenstücke Monate und Monate lang. Ein Zufall nur — der Prozeß Malvy — soll mich von ihrer Existenz unterrichten. Hätte die Untersuchungskommission des Staatsgerichts sie nicht herangezogen, um Belastungsmaterial gegen den ehemaligen Minister des Inneren darin zu suchen, dann hätte ich sie ohne Frage niemals kennen gelernt, und man hätte jene scheußliche Handlung begangen, Dokumente zu unterschlagen oder zum mindesten zu übergehen, die selbst die Hypothesen noch zusammenbrechen ließen, die man etwa aufstellen mochte. Auf jeden Fall ist gewiß, daß vom Monat Januar 1918 an bis Ende Juli der Hauptmann Bouchardon mich von Zeit zu Zeit über die Affäre Lipscher verhört und vergeblich versucht, mich in Widersprüche zu verwickeln, während doch die Anklage unbedingt schon in einer Schublade den schlagenden Beweis liegen haben muß für die absolute Korrektheit meiner Haltung. Mit dem Tage, an dem die Behörde sich gezwungen sieht, die aufgefangenen Briefe mitzuteilen, hört er auf, mich zu befragen.

Der Streich — mit vielem Bedacht vorbereitet — ist fehlgeschlagen! An Lipschers Seite arbeitete ein Individuum, von dem ich heute noch nicht weiß, ob er ganz einfach ein Polizeispitzel,

oder ob er nicht zugleich ein Informator und ein Sozius Lipschers, vielleicht gar ein Spion ist. Im August 1914 meldete prompt ein Mann mit Namen Beauquier, der in der Affäre Calmette-Tisza mit Lipscher zusammengearbeitet und nach eigenem Geständnis die Briefe aufgesetzt hatte, die den Kontrakt zwischen dem ungarischen Ministerpräsidenten und dem Zeitungsdirektor darstellen — meldete dieser Mann der Redaktion des „Figaro“ die Anwesenheit seines Freundes Lipscher in Brüssel, der sich mit Eröffnung der Feindseligkeiten dort eingefunden hatte. Beauquier behauptete, Lipscher habe die französischen Kampflinien überschritten mit Hilfe eines Geleitbriefes, den ich ihm hätte ausstellen lassen. Einige Monate später schrieb der gleiche Beauquier, den in einem Polizeibericht der Inspektor Gerbe als „Herrn Beauquier von der Zeitung ‚Figaro‘“ bezeichnet, an den Allgemeinen Sicherheitsdienst, um Lipscher anzuzeigen und zu versichern, dieser habe zu mir in Beziehungen gestanden. Dieser Brief wurde befördert im gleichen Augenblick, in dem Lipscher seine erste Botschaft an mich richtete. Im September 1915 macht Beauquier dem Sicherheitsdienst eine neue Anzeige, die um einige Tage dem zweiten Briefe Lipschers an mich vorangeht.

Doch all dieses ergibt nichts, da ich mich in Stummheit verschanze. Was ist zu tun? Her mit den „stärksten Mitteln“! Thérèse Duvergé wird vom Haag nach Paris geschickt. Merkwürdige Reise, ganz seltsam — um nicht zu sagen: sorgsam — vorbereitet. Im Augenblick der Eröffnung der Feindseligkeiten hält sich Thérèse Duvergé in Brüssel auf, wo sie mit ihrem Liebhaber zusammenwohnt. Es handelt sich darum, sie nach Holland gelangen zu lassen, um sie alsdann nach Frankreich zurückzubringen. Doch man muß einen Paß von der deutschen Kommandantur haben. Wie soll man sich den verschaffen? Thérèse Duvergé sagt später selbst, sie habe ihn Herrn Beau-

quier zu verdanken, der in Brüssel verblieben ist und zu den deutschen Beamten in ausgezeichneten Beziehungen steht. Ein Zipfel des Schleiers lüftet sich! Beauquier ist in Frankreich, wo er sich damit befaßt, mich zu denunzieren, Frau Beauquier ist in Brüssel, und ihr Gatte korrespondiert mit ihr „durch Vermittelung eines holländischen Parfumeurs“, so sagt sie später zum Hauptmann Bouchardon. „Der Name dieses Parfumeurs?“ fragt der Beamte. „Ich kann mich nicht entsinnen,“ erwidert Beauquier. Die Justiz erachtete diese Antwort als reichlich befriedigend!

Da sitzt also Thérèse Duvergé im Haag dank der deutschen Kommandantur und der Frau Beauquier. Eine erste Etappe! Lipscher, der sich dort mit ihr niedergelassen hat, sucht den französischen Gesandten, Herrn Allizé, auf, den Schwager des Herrn Herbette, den ehemaligen Kabinettchef des Herrn de Selves. Er bittet ihn um einen Paß, um mich in Paris treffen und mir Friedensvorschläge überbringen zu können. Abgelehnt — mit vollem Recht! Doch einige Wochen später wird der Thérèse Duvergé, von der man weiß, daß sie Lipschers Maitresse ist, das Papier bewilligt, das ihr die Rückkehr nach Frankreich ermöglichen soll! Thérèse Duvergé hält nicht hinter dem Berge damit, daß ihre Reise das Ziel hat, zu Lipschers Gunsten einen Geleitbrief zu erlangen. Sie erklärt es dem Polizeikommissar in Dieppe, der sie bei ihrer Ankunft verhört. Keine Warnung an mich... Die Falle ist gestellt. Thérèse Duvergé wird mir zugeleitet, ohne daß sie, glaube ich, ahnt, für welche Rolle man sie bestimmt hat. Doch Beauquier, in den Schatten geduckt, wartet und lauert. Er sucht Lipschers Freundin zu treffen. Er schreibt ihr von seinem Versuch, Nachrichten von seiner lieben Frau zu erhalten, die mit der Kommandantur in Verbindung steht und mit der er korrespondiert durch Vermittelung des holländischen Parfumeurs, dessen Name ihm

später aus dem Gedächtnis schwindet. Es gelingt ihm mit Thérèse Duvergé zusammenzukommen; er fragt sie aus; er wendet sie hin und her, aber natürlich — er kann nichts aus ihr herausziehen. Gleichwohl liefert er dann zunächst der Polizei, deren freiwilliger oder gedungener Hilfsarbeiter er ist, späterhin den Behörden verschiedene Berichte über vorgebliche Aussprüche, die mir entlockt sein sollen — aber einerseits sind all diese Erzählungen voll von Widersprüchen, andererseits versetzt ihm Thérèse Duvergé, die trotz dem Druck, dem sie ausgesetzt ist, späterhin ohne Schwanken richtig aussagt und bis auf Kleinigkeiten alles, was ich sage, bestätigt, ein Dementi über das andere. Voller Verzweiflung klammert sich Beauquier an die Behauptung, ich habe Lipscher durch Vermittelung seiner Maitresse ermahnt, er möge warten, ich habe dazu noch gesagt, man würde eines Tages vielleicht seine Dienste auswerten können. Eine Sprache, wie ich sie durchaus hätte führen können — hätte sie doch nur eine höfliche Ausflucht zum Ausdruck gebracht! Eine Sprache, wie sie indessen nicht über meine Lippen gekommen ist — Thérèse Duvergé erklärt es im Laufe einer Gegenüberstellung mit dem berühmten Beauquier, die am 4. Februar 1918 stattfindet.

Gleichwohl, man gibt die Sache nicht auf. Man kann sich nicht entschließen, nacheinander alle aufs beste aufgezogenen Machenschaften in sich zusammensinken zu lassen. Gewißlich hat man reichlich Klarheit über das wirkliche Antlitz der Dinge. Die aufgefangenen Briefe, die Fehlgeburt des Beauquierschen Überwachungsdienstes schreien die Wahrheit in die Welt! Aber wo fragt man denn nach Gerechtigkeit oder nach Wahrheit? Was man sucht, ist ein Weg zur Rechtfertigung einer politischen Anklage, denn mit einer solchen wird man sich schon zufrieden geben müssen. Wie soll man das machen? He! Lipscher!... Sollte Lipscher nicht Briefe von Herrn Caillaux in Händen haben,

sollte er nicht auf jeden Fall wertvolle Auskünfte geben können? Und eine ganze Wolke von Geheimpolizisten senkt sich über die Schweiz. Man tritt an Lipscher heran von zehn, von zwanzig verschiedenen Seiten, man verzeichnet mit Sorgfalt die phantastischsten Behauptungen eines Mannes, über dessen moralischen Habitus man doch immerhin im klaren ist. Aber da ist das Malheur! Man muß schon feststellen, daß Lipscher nichts auskramt als lauter Ammenmärchen. Ach! ohne Frage erfindet er köstliche Geschichten, von denen die reizvollste die von der vorgeblichen Konferrenz in Ouchy ist. Ich soll in Ouchy gewesen sein in Begleitung der Herren Paul Deschanel, Léon Bourgeois, Jean Dupuy, d'Estournelles de Constant, um mit den deutschen Delegierten zu konferieren. Ein Protokoll über diese schweizerischen Verhandlungen soll aufgenommen worden sein. Lipscher besitzt es zum Unglück nicht, aber das Papier existiert. Die Zusammenkünfte haben auf jeden Fall stattgefunden in einer Villa, die der Abenteurer beschreibt. Und ein Polizeikommissar läßt sich soweit herab, zwei ganze Wochen lang die geheimnisvolle Villa zu suchen, die er natürlich nicht entdeckt. Man errötet bis an die Haarwurzeln bei der Feststellung, wie weit die politische Leidenschaft führt! Man empfindet das gleiche Gefühl der Beschämung, wenn man in einem offiziellen, im Namen des Ministerpräsidenten und Kriegsministers unterzeichneten Aktenstück von dem an die Erkundungsdienststellen von Annemasse ergangenen Befehl liest, sämtliche finanziellen Verhandlungen mit Lipscher einzustellen, die darauf abzielten, ihm den Briefwechsel mit Herrn Caillaux abzukaufen. Ach ja! diese Korrespondenz — mit welcher Inbrunst fahndet man nach ihr! „Dreihunderttausend Francs für Sie, wenn Sie die Briefe hergeben," sagt man dem Industrieritter, der sich gebrüstet hat, er besitze zahlreiche Briefe von mir. Lipschers Antwort besteht natürlich darin, daß er kneift.

Diesmal ist's wohl erledigt! Zu Ende bis zu dem Augenblick, in dem später Herr Pérès, Senator und Präsident der Untersuchungskommission beim Gerichtshof, nach der Zeugenaussage dieses Menschen ausschickt. Doch wir sind noch nicht bei diesem Punkt angelangt in unserer Erzählung. Für den Augenblick operiert Herr Bouchardon, und die Behörde läßt sich nicht zu solchen Schritten herab. Der Referent hat ohne Frage gemerkt, daß dann oder wann einmal die aufgefangenen Briefe Lipschers an seine Maitresse zur Kenntnis der Verteidigung gelangen müssen. Er sucht sich also zu klammern an einen einigermaßen befremdlichen, im Grunde aber höchst alltäglichen Zwischenfall, der die Fortsetzung der Lipscher-Geschichte darstellt.

Eines Tages im Februar oder März 1916 ruft man mich im Hotel Ritz ans Telephon. Ein Schweizer Kaufmann ist am Apparat; er bittet um ein Rendezvous; er ist in der Lage, mir Auskünfte zu verschaffen über die Kurve der Exportgeschäfte zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft. Am nächsten Tage ist der vorgebliche Kaufmann um 11 Uhr bei mir. Es werden ein paar Worte getauscht, und er überreicht mir dann gleich zwei Stücke Papier in einem weißen Umschlag. Auf dem ersten lese ich in Maschinenschrift folgendes: „Lipscher scheint als Vermittler nicht erwünscht. Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung und bin autorisiert, nach Ihrem Wunsch Beziehungen herzustellen." Auf dem zweiten handschriftlich ein Name und eine Adresse: „H. A. Marx vertreten durch Herrn Professor Dr. Herbert, Weinerstraße 37, Bern." Ich habe genug, wie ich den Namen Lipscher lese. Wutentbrannt stehe ich auf. Das Individuum begreift beim ersten Blick und kommt mit merkwürdiger Geschwindigkeit zur Tür. „Sieh da!" sage ich mir, wie ich in mein Arbeitszimmer zurücktrete, „wieder ein Versuch der Lipscher-Bande. Diesen habe ich ja schließlich auf der Stelle liquidiert; ich habe mich unverzüglich dieses Neuankömmlings

entledigt.“ Ich lese die Zettel noch einmal durch, ohne an dem Namen Marx hängen zu bleiben, der mir nichts sagt. Ich will sie gerade ins Feuer werfen, da besinne ich mich. Nach alledem kann man nicht wissen, was noch kommen mag. Ersichtlich bin ich den Angriffen einer Reihe von Abenteurern ausgesetzt. Man muß sich vorsehen, alle zweckdienlichen Vorsichtsmaßnahmen ergreifen. Ich suche die Zettel wieder zusammen — ich habe sie schon zerknittert und in meinen Papierkorb geworfen — und reihe sie hinter einige der Briefe, die ich von Lipscher bekommen, in eine Tasche ein, auf die ich geschrieben habe: „Unterredungsvorschläge. — 1915. — Meine Absagen.“ Es kommt mir nicht in den Sinn, die Regierung von diesem flüchtigen Zwischenfall zu unterrichten, der nichts als die Folge der vorausgegangenen Geschichten ist. Diese scheinen mir keineswegs die Aufmerksamkeit der öffentlichen Gewalten zu bannen — so wenig, daß lange nach meinem Gespräch mit Herrn Malvy Thérèse Duvergé sich noch einmal bei mir eingestellt hat, vergebens, wie sich von selbst versteht. Man hat sie also keineswegs behelligt; man hat ihr nicht einmal Aufklärung abverlangt! Es liegt auf der Hand: an hohem Orte hält man diese Machenschaften für das, was sie sind, für einen klassischen Gelderpressungsversuch.

Herr Bouchardon häuft nichtsdestoweniger in dieser Hinsicht eine Spitzfindigkeit auf die andere — ich antworte darauf mit einem Hinweis, der mit diesen Jämmerlichkeiten aufräumt: ich hatte es in der Hand, die geringsten Spuren von dem merkwürdigen Besuch verschwinden zu lassen. Ich hätte mir nur eine Zigarette anzuzünden brauchen mit den Zetteln, die mir überreicht wurden. Weit entfernt davon, sie zu verbrennen, habe ich sie vielmehr mit Sorgfalt aufgehoben und unter Etikette gelegt in eine Aktenmappe, deren Aufschrift schon entscheidend ist. Gibt es einen klareren Beweis für guten Glauben und Rechtlichkeit!?

Blättern wir über all diese byzantinischen und kindischen Erörterungen hinweg, über diese zugleich grotesken und kläglichen Geschichten von Abenteurern samt Anhang, die mir in die Wohnung geschickt wurden durch offizielle oder geheime Kriminalisten. Zurück zu der wahren Streitfrage! Deutschlands Gefühle mir gegenüber — ich habe sie auf ihr wirkliches Maß gebracht — sind durch die Presse und die Nationalistenkreise Frankreichs bestimmt worden. Über diesen Punkt kann es keine Diskussion geben! Haben die Deutschen bei mir „anklopfen" lassen wollen, was recht fraglich bleibt, so ist das die Folge der Meinungen gewesen, die man ihnen eingehämmert, der Schwätzereien, die man ihnen von Frankreich her eingeblasen hatte. Das läßt sich ebensowenig bestreiten! Das Luxburg-Telegramm „Kaperung höchst wünschenswert ...", die abgefangenen Lipscher-Briefe, das Vorhandensein der Marxschen Zettel in meinem Geldschrank — dies alles erbringt den Beweis für die vollendete Korrektheit meiner Haltung. Eine Feststellung jedoch fegt vollends jene erbärmliche Schikane der Laubardemont von der „Action Française" hinfort: hätte ich in politischer Absicht, auf Ebnung der Wege für einen Frieden bedacht, den ich unbedingt hätte herbeiführen wollen, mit Deutschland in Gedankenaustausch gestanden, ja, hätte ich mich auch auf Fingerzeige beschränkt, hätte ich nur halbwegs auf die feingefädelten Äußerungen des Grafen Minotto gelauscht oder auf die dunklen Eröffnungen eines Lipscher, dann würde die deutsche mitsamt der deutschfreundlichen Presse sich nach meinen Wünschen gerichtet haben. Sie würde ihnen entgegenzukommen gesucht haben. Nun bringe ich zu häufig wiederholten Malen in der Presse, in der Öffentlichkeit den Ärger zum Ausdruck, den mir die Lobreden verursachen, die mir von den rechtsrheinischen Zeitungen gespendet werden. Unsere Feinde müssen also diese Campagne einstellen, da sie mich kränkt, da sie mir schadet, da sie aus meinem offenen Briefe vom 15. März

1915 wissen, daß ich sie für ein Manöver meiner politischen Gegner halte, das mich schädigen soll; sie müssen aufhören, meine staatsmännischen Qualitäten auszuschreien; sie müssen im Gegenteil mich angreifen, namentlich das Abkommen von 1911 kritisieren, dem Wunsche gemäß, den Herr von Luxburg mir zuschreibt. Unmöglich dies zu leugnen, so klar wie es ersichtlich ist!

Betrachten wir nun die Tatsachen!

Nicht ein einziger Artikel über die Affäre von Agadir in der deutschen Presse. Zu dieser Feststellung gelangt der Mann, den man mit den diesbezüglichen Erkundungen beauftragt — es ist niemand anders als Herr Haguenin, den das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten während des Krieges mit einer hohen Mission in Bern betraut hat und der heute einen wichtigen Posten in Berlin bekleidet.

Die deutschen und österreichischen Zeitungen sprechen von mir? Ja, ohne Frage. Um mich anzugreifen? Durchaus nicht; um mich zu loben, entgegen meinen Wünschen. Beispiele? Am 28. März 1915 überschüttet die „Frankfurter Zeitung" mich mit Blumen, stellt sie mich hin als den Mann, in dem der Widerstand der parlamentarischen Regierungsform gegen die Herrschaft einer Oligarchie sich verkörpert. Am 14. April 1915 bringt die „Kreuz-Zeitung" das gleiche Thema zur Abwicklung in einem von Lobsprüchen überquellenden Artikel. Die „Kölnische Zeitung" vom 16. April enthält eine ganze lange Abhandlung über die französische Politik — übrigens ist sie recht gut geschrieben —, in der gesagt wird, der einzige Staatsmann, den Frankreich besitze, „der einzige mit verhältnismäßig blankem Schild" sei Herr Caillaux. Folgt ein langer Abschnitt über meine vorgebliche Feindseligkeit England gegenüber, der nicht gerade geeignet ist, mir dienlich zu sein. Der Artikel schließt mit folgenden Ausdrücken: „Wäre Herr Caillaux am Steuer geblieben, wäre nicht die Tat

der Frau Caillaux dazwischen gekommen, so hätte das Komplott gegen den europäischen Frieden, in dem die großen Namen Rußlands und Englands, jedoch auch mehr als eine dunkle Existenz in Frankreich, eine Rolle spielten, sein Ziel nicht erreicht.“ Die gleiche Notiz in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ vom 23. Juli 1915, in der zu lesen steht: „Die Bande Raymond Poincaré, Barthou & Co. zittert insgeheim vor der von Tag zu Tag stärker hervorspringenden Volkstümlichkeit des Herrn Caillaux, des wahren, des einzigen französischen Staatsmannes . . . .“ Die „Neue Freie Presse“ spricht, obwohl das Luxburg-Telegramm vom 4. Februar 1915 auf sie abzielt, noch am 8. Juni und am 21. August des gleichen Jahres von mir. Sie stellt mich hin als den großen französischen Staatsmann, „der sich in Reserve hält für die schwierigen Lagen der Zukunft“. Und das geht bis ins Unendliche so weiter.

Auch schließt Herr Haguenin am 31. August 1918 die Erkundung, um die Herr Bouchardon ihn gebeten und die er mit peinlicher Achtsamkeit durchgeführt hat, mit folgenden entscheidenden Sätzen ab: „Es scheint uns erwiesen, daß nach der Luxburg-Depesche die feindliche Presse sich weiterhin über Herrn Caillaux genau so ungebunden und genau so günstig ausgesprochen hat wie vorher. Mit anderen Worten: die feindliche Presse scheint uns den Wünschen, die Herrn Caillaux in der Luxburg-Depesche zugeschrieben werden, nicht Rechnung getragen zu haben.“

Ebensowenig tritt infolge der sogenannten Annäherungsbestrebungen Lipschers und seiner Rivalen oder Spießgesellen eine Wandlung ein im Ton der deutschen Presse. Ein Zeuge der Anklage, Herr Seltz, heute Abgeordneter, während des Krieges Zeitungsdirektor im Elsaß, hat vor der Untersuchungsbehörde gesagt: „Man durfte den Namen des Herrn Caillaux anführen,

sowie man aber auch nur dem Anschein nach ungünstig von ihm sprach, wurde der Artikel durch die Zensur unterdrückt." Gibt es etwas Bezeichnenderes? Zu guter Letzt noch ein Beispiel: Am 29. Januar 1917 schreibt die „Rheinisch-Westfälische Zeitung": „Herr Caillaux ist der bestgehaßte Mann in Frankreich, weil er ein Gegner der von England gedungenen Lakaien wie Barthou, Briand, Poincaré und Konsorten ist. Die nationalistische Presse läßt gerade eine erneute Campagne gegen ihn los gelegentlich seiner Reise nach Italien. Der hervorragende Staatsmann erwidert usw...." und so fort [1]).

Wie kann man sich angesichts aller dieser Tatsachen, aller dieser Dokumente einbilden, daß das geringste Einverständnis, so entfernt man es sich auch vorstellen mag, zwischen den Deutschen und mir bestanden habe? Und wenn kein Kontakt irgendwelcher Art vorhanden gewesen ist — was für eine Beschuldigung kann dann noch Stich halten?

Doch die Einstellung des Verfahrens, die sich aufzwingt, bedeutet den Bankerott einer ganzen Politik, den Zusammenbruch der „Action Française" und der Diktatur Clemenceau. Vor

---

[1]) Erst im August 1917 schreibt dann die deutsche Zensur der Presse eine andere Haltung mir gegenüber vor. Doch in welchen Wendungen tut sie es? „Es ist wünschenswert," so steht in der Pressevorschrift vom 1. August 1917, „daß in der deutschen Presse weder die französischen Royalisten noch die französischen Klerikalen noch auch Caillaux und seine Freunde gelobt werden. Im Gegenteil, es ist zu wünschen, daß die Presse sie angreift ....." Die Quartiergemeinschaft mit den französischen Royalisten und Klerikalen, die man mir antut, erhellt aufs klarste den Charakter der Weisung an die Presse, die von allgemeiner Tragweite ist. Die Reichsregierung will alle die Leute schonen, von denen sie glaubt, daß sie in Frankreich Opposition machen. Keine besondere Bevorzugung hinsichtlich meiner. Ich werde auf die gleiche Ebene mit Léon Daudet gestellt.

das Staatsgericht mit den Akten! Eine neue Untersuchung, die sich ausdehnen soll bis auf die Vorkriegszeit, die bis 1911 zurückgehen soll, die es vielleicht ermöglichen wird, eine Verbindung herzustellen zwischen der deutschen Politik und der des Herrn Caillaux! Zum mindesten wird man Zeit gewinnen. Vielleicht werden unerwartete Enthüllungen vom Himmel fallen. Wenn das Wunder sich ereignet, dann wird man immer noch das Auskunftsmittel haben, einen dieser weitmaschigen Tendenzprozesse nachzumachen, die man in den wirrnisreichen Epochen unserer Geschichte gegen die Staatsmänner angestrengt hatte, die schuldig waren des Verbrechens, anders zu denken als die Herren der Stunde. Danton und Robespierre!

Sechstes Kapitel.

Der politische Prozeß
Die Untersuchung vor dem Staatsgericht — Die Vorkriegszeit — Die argentinischen Affären — Die Schweizer Affären — Die Geheimakten

Am 13. Oktober 1918 kommt das Dekret heraus, das mich wegen Komplotts gegen die Sicherheit des Staates nach außen vor das Staatsgericht überführt. Genau vor neun Monaten war ich verhaftet worden. Vor nahezu zehn Monaten hatte der Hauptmann Bouchardon mit seiner Untersuchung begonnen, die zu nicht weniger als 52 Verhören Anlaß gegeben. Seit Ende Juli war ich allerdings nicht mehr im Justizpalast gewesen. Der Untersuchungsbeamte hatte, da er den Bankerott der großen Idee des Herren Mornet, das Scheitern der „Amalgamierung" mit Leuten wie Bolo, Duval usw. mit hatte ansehen müssen, an die Affäre Lipscher sich zu heften gesucht. Letzter Versuch, eine kriegsgerichtliche Klage zu rechtfertigen! er scheitert mit dem Tage, an dem man mir Mitteilung machen muß von den aufgefangenen Briefen, an dem Herr Bouchardon sich gezwungen sieht, zuzugeben, daß — mit seinen eigenen Worten gesprochen — „Lipscher seine Pläne hat scheitern sehen". (Verhör vom 30. Juli 1918.)

Damit tritt Stille ein. Ich soll den Referenten beim dritten Kriegsgerichtshof nicht wiedersehen.

Zehn Wochen sollen immerhin noch verfließen zwischen dem 30. Juli und dem 13. Oktober. Zweifellos waren sie belastet mit zauderndem Überlegen der Regierung. Sollte man bis ans Ende gehen im Verbrechen? Sollte man mich vors Kriegsgericht stellen? Oder sollte man, im Gegenteil, Gerechtigkeit walten lassen? Man wagte es nicht, einen haßwürdigen Frevel auf sich

zu nehmen. Ebensowenig wagte man, hatte man den Willen, der Gerechtigkeit — der wahren — ihren Lauf zu lassen. Man entschloß sich zum politischen Prozeß.

Während die Wandelgänge des Palais, die ministeriellen Arbeitsräume erfüllt waren von jenen Ungewißheiten, deren Schwankungen, deren Hin und Her man eines Tages erkennen wird, wenn gewisse Aktenfächer sich öffnen werden, währenddessen stand ich grausame Leiden aus in dem Gefängnis, in dem ich eingemauert war inmitten der gewöhnlichen Häftlinge. Das Fieber der Schlacht hatte mich aufrechterhalten, während ich noch mit Herrn Bouchardon stritt. Es war gefallen, seitdem ich nicht mehr zum Justizpalast gerufen wurde. Der Rückschlag war eingetreten. Eine Art Verfall der Nervenkräfte warf mich nieder, während mein Gesundheitszustand von Tag zu Tag sich verschlechterte. Kaum schlief ich, ich fiel bisweilen in Ohnmacht, ich fühlte, daß mein Wille den Körper nicht mehr meisterte. Ende August fand eine ärztliche Untersuchung statt. Man mußte feststellen, daß die Spannung meiner Arterien höchst beunruhigend war, daß ich Luft haben mußte, Spaziergänge, eine elektrische Behandlung mit hoher Stromziffer. Einen Augenblick hegte ich die Hoffnung, man würde mir erlauben, von Zeit zu Zeit der Stickluft der Santé zu entweichen, ein wenig Luft schnappen zu gehen zwischen zwei Wärtern, man würde mir zum mindesten gestatten, einmal täglich im Val-de-Grâce die Pflege zu empfangen, die mein Zustand erheischte. Es würde sich nur um einen kurzen Spaziergang gehandelt haben, um einen einstündigen Gang zu einem Krankenhaus. Doch wie kurz, wie umhütet dies alles auch hätte sein mögen, dies Kommen und Gehen hätte mich doch aus dem Gefängnis der Seelenqual herausgeführt und meine Nerven entspannt. Ablehnung! Meiner Zelle gegenüber, in der Abteilung für strengste Überwachung, stellt man die elektrischen Apparate auf, die es ermöglichen sollen, mich nach der Methode

von Arsonval zu behandeln. Keinerlei Ausgang. — Ich habe schlimme Zähne. Es gibt kein zahnärztliches Atelier in der Santé. Ich bitte, mich zu einem beliebigen Zahnarzt führen zu lassen. Man kann die Wohnung, wenn man will auch die Straße, durch ein Regiment von Kriminalbeamten bewachen lassen. Ablehnung! — „Helfen Sie sich, wie Sie können!“ Eine einzige Milderung wird mir zugestanden: man erlaubt mir spazieren zu gehen in dem sogenannten Garten für die Politischen. In einem Winkel des Gefängnisses, zwischen unermeßlichen Mauern, liegt ein Garten von fünf bis zehn Metern in der Breite, von vierzig Metern in der Länge, in der einige Bäume frösteln und zwischen asphaltierten Wegen Gerippe von Büschen ihr Leben fristen. Auf dieser engen Erdfläche, die zwischen Gemäuer gezwängt ist und recht eigentlich einen Schacht darstellt, den das Wachpersonal den „Bärenzwinger“ getauft hat, darf ich im September mich täglich einige Stunden lang hinschleppen. Nur ein Vorzug: ich habe keinen Wärter mir zur Seite und kann auf eine Bank sinken, lange Augenblicke hindurch sitzen bleiben, den Kopf in die Hände vergraben, ohne die Qual einer Überwachung zu erdulden, die über meine geringsten Gebärden sich beugt. Indessen vergeht die Zeit. Trotz der Behandlung nach Arsonval läßt die Spannung meiner Arterien nicht nach, verbessert sich mein Gesundheitszustand kaum merklich.

Das Dekret, das mich vor das Staatsgericht überführt, bringt mir die Aufpeitschung, deren ich bedarf. Eine neue Schlacht am Horizont. Ich soll einer zweiten Untersuchung unterzogen werden. Ich will unbedingt den Nacken steif halten. Ich muß triumphieren. Mein Wille steift sich. Er wird meinen Körper beherrschen. Ich will durchhalten. Ich werde durchhalten.

Und dann: man kann mir jetzt nicht mehr die Behandlungsform für die politischen Gefangenen verweigern, da ich doch vor eine politische Gerichtsbarkeit berufen werden soll. Indessen, der

Geist der Verfolgung, der meine Gegner beseelt, ist so stark, daß man es ablehnt, mir alles zu gewähren, worauf ich ein Anrecht habe. Die politischen Häftlinge sind den Vorschriften nach berechtigt, den Besuch von Familienmitgliedern in ihrer Zelle und den von Freunden nach einer Liste, die sie einreichen, im Sprechraum zu bestimmten Stunden, ledig aller Überwachung, zu empfangen. Es ist ihnen gleichfalls gestattet, sich zusammenzufinden und nach Wunsch miteinander zu sprechen. Mir wird der Verkehr mit den anderen politischen Gefangenen untersagt. Nur meiner Frau wird der Besuch in meiner Zelle gestattet. Nach und nach, tropfenweise nur gesteht man dann einigen von meinen Freunden die Möglichkeit zu, sich mit mir zu treffen, auch ohne das häßliche Dabeisein eines Wärters. Auch diese Erlaubnis entzieht man ihnen dann noch von Zeit zu Zeit, ohne irgendeinen Grund, nach willkürlichem Belieben. Trotz diesen kleinlichen Kniffen — sie erniedrigen ihre Urheber — verschafft mir meine Überführung in die politische Abteilung, der man sich nicht widersetzen kann, eine gewisse Erleichterung. Endlich habe ich nicht mehr die Qual des ständig geöffneten Schalterfensters zu erdulden. Endlich kann ich im Dunkeln schlafen. Endlich bin ich von den Mördern fort, von den zu Tode Verurteilten. Endlich höre ich nicht mehr das Geheul der armen Teufel, die man in die „Kabuffs" gesperrt hat.

Und ein Arbeitsfieber ergreift mich. Das Requisitorium zur Prozeßeinleitung, das der Herr Generalprokurator Lescouvé am 27. Oktober 1918 vor dem Staatsgericht verliest, zeigt die Wege, welche die neue Untersuchung einschlägt. Ich nehme wahr, daß meine ganze Vorkriegspolitik, die ganze Agadiraffäre heraufbeschworen werden soll. Ein Freudenschauer! Ich werde Gelegenheit haben, das Werk darzulegen, auf das ich stolz bin. Ich stelle mir vor, daß ich zu einem Politiker sprechen soll, der mir lauschen wird; stelle mir vor, daß er die Schwierigkeiten des öffentlichen Lebens einzuschätzen vermag, daß er Verständnis

haben wird für die Gefährlichkeit der Fallen, die den in dieses Leben Verflochtenen gestellt werden, und der Hinterlist, mit der man ihnen Absichten unterschiebt, die sie niemals gehabt haben, und der Geschicklichkeit, mit der man ihre Worte, ihre Haltung, ihre Taten entstellt. Und so sammele ich denn Dokumente, studiere ich die Akten, die mein neuer Rechtsanwalt, Maître Moutet, mir bringt, der Nachfolger meines herzlieben Pascal Ceccaldi, den die Grippe in ein paar Tagen der Liebe seiner Familie und seiner Freunde entrissen hat.

Indessen, es vergehen Monate, ehe ich meine Verteidigung aufrollen kann. Herr Pérès, der zum Präsidenten der Untersuchungskommission am Staatsgericht ernannt worden ist infolge der Demission des Herrn Monis, meines Kollegen aus dem Kabinett Waldeck-Rousseau, meines Ministerpräsidenten vom Jahre 1911, studiert die umfangreichen Akten durch, die Herr Bouchardon ihm übergeben, und macht sich an eine ganz neue Untersuchung heran. Die Aktenstücke, die mir mit Ablauf der Forschung nach und nach durch meine Rechtsanwälte übermittelt werden, da das Gesetz von 1897 über das Untersuchungsverfahren mit Rede und Gegenrede nun endlich zur Anwendung gelangen muß, ermöglichen es mir, die Richtung seiner Arbeit zu verfolgen. Der Mann, der im Augenblick mit der Amtstätigkeit eines Untersuchungsrichters betraut ist, befleißigt sich, zu beweisen, daß ich vor dem Kriege im Verlauf der Ereignisse von Agadir wie auch in ihrer Folge eine persönliche Politik der Annäherung an Deutschland verfolgt habe. Ich fühle schon heraus, daß er mir aus den besten Gründen heraus — weil er nämlich nicht anders kann — zugestehen wird, daß ich in Friedenszeiten das Recht hatte zu dem Bestreben, einer Politik, wie ich sie gerade als den Interessen meines Landes entsprechend erachten mochte, den Triumph zu sichern. Aber ich merke auch, daß er unbedingt willens sein wird, aus meinen vorgeblichen Vorkriegsplänen Ar-

gumente zu ziehen, daß er behaupten wird, ich habe nach Ausbruch des Konfliktes bei der Politik verharrt, die mir zugeschrieben wird, ich habe, um sie ins Werk zu setzen, mich mit deutschen Agenten verabredet, ich habe mich um Unterstützung bemüht in einem gewissen verbündeten Lande. Und ich sehe, wie er sich anstrengt, die Untersuchung des Hauptmanns Bouchardon neu aufzuziehen; ich sehe, wie er sich nicht allein mit der italienischen, sondern auch mit der argentinischen Affäre abrackert, ja, sogar mit der grotesken Affäre Lipscher — durch Anwendung merkwürdiger Praktiken, wie der Referent beim dritten Kriegsgericht sie verschmäht hat. Und die Illusion, in die ich mich für einen Augenblick eingewiegt hatte, schwindet hin. Die Worte, die Herr Clemenceau am 16. Dezember vor dem Elferausschuß sprach, der beauftragt war mit der Prüfung des Antrages auf Aufhebung der parlamentarischen Immunität, die mich deckte, — diese Worte kommen mir in den Sinn. „Ich gestehe," sagte er, „daß ich, falls ich vor einer Anklage stehen sollte, wie man mir zu fürchten gab, das Staatsgericht mir sicher nicht wählen würde." Vor Jahren hatte er geäußert: „In der Politik gibt es keine Gerechtigkeit." Ich beginne zu fürchten, daß er recht hat. Ich habe es immerhin eilig, mich zu überzeugen. Aber immer noch nichts. Man beruft mich nicht zum Luxembourg.

Schließlich, nach einer Wartezeit von vier Monaten, beginnt die Verhandlung. Ich stehe Herrn Pérès gegenüber, von dem ich weiß, daß er als Advokat in Toulouse einige Jahre lang im Abgeordnetenhause gesessen hat, ohne dort auch nur im geringsten Figur zu machen, von dem ich weiß, daß er in den Senat gekommen ist auf den Schultern der Koalition aus den Rechtsparteien und den gemäßigten Republikanern, von dem ich schließlich auch weiß, welche Rolle er im Malvyprozeß gespielt hat. Ein Gegner! Was für ein Gegner? Es ist mir nicht möglich, mich seiner Züge zu entsinnen. Wenn ich tief in meiner Zelle meine

Erinnerungen sammele, dann kann ich mir nicht die Physiognomie dieses Mannes vors Auge rufen, den ich doch in den Wandelgängen des Palais Bourbon gestreift habe, mit dem ich ohne Frage habe sprechen müssen. Ich glaube ihn nicht zu kennen. Ich täusche mich. Ich stehe nicht an, es festzustellen.

Ich kenne aus der Geschichte jenen Laffémas, der beauftragt war mit einer Untersuchung über einen jungen Gesandten und ihm in strengem Ton eine Schwäche aus seinem Privatleben vorwarf, während er selbst sich in Schändlichkeiten wälzte und als verheirateter Mann von über sechzig Jahren bei einem Ehepaar herumbuhlte und den gefälligen Gatten auf Posten in der Verwaltung emporhob. Ich kenne den Präsidenten Harlay, der, um Ludwig XIV. zu Gefallen zu sein, einem von den obskuren Drahtziehern der Fronde den Kopf abschneiden ließ, jahrelang nach dem Erlöschen des Aufstandes und trotz der allgemeinen Amnestie, welche alle, die daran teilgenommen, schützen sollte. Harlay durfte zum Lohn sich das ihm anvertraute Vermögen eines seiner Freunde aneignen, der nach der Widerrufung des Ediktes von Nantes Hugenotte geblieben war. Ich kenne den Präsidenten de Mesmes, der unter der Regentschaft die Staatsgesetze durchbrach und seine Amtspflichten verletzte, um dem Duc du Maine zu Diensten zu sein, der ihm das Amt des Siegelbewahrers von Frankreich versprochen hatte. Ich kenne die Leute, die man unter der Herrschaft des Konvents „die Sumpfkröten" nannte, die Leute, welche heute Vergniaud und die Girondisten, morgen Danton und seine Freunde unter die Guillotine lieferten, die Leute, deren knechtischer, neidischer Geist sich leicht dazu bequemte, Staatsmänner verschwinden zu lassen, die Leute, die erst in Bewegung gerieten, als sie, da die wirklichen Köpfe hinweggemäht waren, fürchten mußten, daß nun der Durchschnitt an die Reihe komme, die Leute, die angesichts dieses Verfalltages den Schrei „außerhalb des Gesetzes" den Männern ins

Gesicht schleuderten, denen sie noch am Tage vorher Beifall gezollt hatten, einem Robespierre und einem Saint-Just, die in ihrer Art auch groß waren und an denen die „Sumpfkröten" das Kaliber noch mehr haßten als die Lehre. Ich kenne die Leute, die der Herzog Victor de Broglie in der Pairskammer mit den Ellenbogen traktierte, von denen er sagte, sie hätten der Revolution, dem Kaisertum, der legitimen Monarchie gedient, hätten gleicherweise an alle Türen gepocht, vor allen Türen gebettelt, und seien so „die Politiker mit gebrochenem Rückgrat". Und ich kenne Herrn Pérès.

Wir beginnen mit der Prüfung der Ereignisse von 1911. Fünf lange Sitzungen hindurch — sie ziehen sich hin durch die Monate Februar und März 1919 — bemühe ich mich, dem Präsidenten der Untersuchungskommission am Gerichtshof begreiflich zu machen, wie gefahrenschwanger die Lage Frankreichs zu jener Zeit war und wie, als ich Ende Juni 1911 an die Macht kam, die bedenkliche Aufgabe auf mir lastete, die marokkanische Frage zu regeln und eine von Irrtümern schwere Vergangenheit zu liquidieren, wie es mir gelang, einem Kriege vorzubeugen, der für Frankreich unheilvoll gewesen wäre, und den Rußland, sein Verbündeter, seiner eigenen Erklärung nach auf den Schlachtfeldern durchzuhalten außerstande war, wie ich es erreichte, das Désintéressement Deutschlands in Marokko zu erlangen und unsere Schutzherrschaft über das Scherifenreich zu sichern vermittels der Abtretung von Forsten und Sümpfen im Kongo, welche die dunklen Machenschaften aus dem skandalösen Geschäft der N'Goko-Sangha unseren Rivalen bereits zur Hälfte verpfändet hatten. Ein großer diplomatischer Erfolg, anerkannt, eingestanden durch die Deutschen! Ein unermeßlicher Dienst, den meine Regierung dem Lande erwiesen hat, da sie durch Hinauszögerung des Krieges Frankreich gerettet hat! Herr Pérès lauscht. Er kann nichts dagegen einwenden, aber er versteht nicht, er will

nicht verstehen. Er hat den Auftrag, sich an Einzelheiten zu klammern.

„Im Laufe der Unterhandlungen haben Sie offiziöse Informatoren verwandt, ohne sich an Ihren Außenminister zu halten," so sagt er mir dem Sinne nach.

„Ohne jede Frage: der Minister des Auswärtigen, den ich mir auf Rat des Herrn Clemenceau gewählt — das war ein Fehler von mir — und von dem ich mich nicht trennen konnte — man wechselt doch das Gespann nicht aus, während man durch die Furt fährt — dieser Minister hatte sich mein Vertrauen verscherzt am Tage nach der Geste von Agadir durch den Versuch, mir zum Trotz und gegen meinen Willen auf krummen Wegen die Entsendung von französischen und englischen Kriegsschiffen nach dem südlichen Marokko als Entgegnung auf das deutsche Schiff zu veranlassen. Wir würden damit den Deutschen auf den Leim gegangen sein, es hätte den Krieg bedeutet, zu dem die Umgebung des Herrn de Selves neigte, wie aus der Korrespondenz unseres Botschafters in Berlin, des Herrn Cambon, hervorgeht, die ich im Besitz habe und die ich Ihnen vorlege. Sie werden zum Überfluß noch daraus ersehen, daß unser Vertreter, der den Auftrag hatte, zu verhandeln, der die Politik der Mäßigung, des Maßhaltens zum Ausdruck brachte, auf die ich mich festgelegt hatte, sich alle Augenblicke darüber beklagt, daß man am Quai d'Orsay seine Bemühungen durchkreuzt (‚man fällt mir in den Rücken,' so schreibt er). Ich habe den Botschafter unterstützt gegenüber den Cliquen von eitlen und frivolen Großtuern, die den Außenminister einwickelten. Ich habe Herrn Cambon in seiner Arbeit Beistand geleistet durch Mittel, wie ich sie für geeignet hielt, wobei ich ihn fortwährend auf dem laufenden hielt über die paar Informationen, die mir zuflossen, wobei ich die ganze Zeit hindurch mich völlig im Einklang mit ihm befand. Und überdies, was hat dies alles zu bedeuten? War ich

Ministerpräsident oder war ich es nicht? Hatte ich nicht vor dem Parlament und vor der Nation die Verantwortung zu tragen für die äußere wie für die innere Politik? Mit welchem Rechte und auf welchen Artikel der Verfassung hin dürfte man sich anmaßen, das Haupt der Regierung den Bürokraten der ‚Karriere' zu unterstellen? Und schließlich, was liegt an den Einzelheiten der Unterhandlung? Einzig das Ergebnis zählt. Das Übereinkommen vom 4. November 1911 ist Zeile für Zeile, Wort für Wort durch den ganzen Ministerrat erörtert und gebilligt worden. Es ist mit erdrückender Mehrheit durch die Kammern ratifiziert worden. Führen Sie Prozeß gegen eine Regierung und gegen die Häuser, die sie unterstützt haben?"

„Ich bestreite nicht", so fällt Herr Pérès im Rückzugsgefecht ein, „die These, die Sie verfechten. Aber haben Sie nicht im Laufe offiziöser Unterhandlungen oder durch Weisungen, die Sie Herrn Cambon direkt erteilten, die Richtlinien unserer äußeren Politik umzulenken versucht?"

„Niemals ist mir so etwas in den Sinn gekommen, und Sie müssen schon den Sinn eines Briefes gewaltsam umbiegen, den ich an Herrn Cambon geschrieben und den er keineswegs aufgefaßt hat so wie Sie ihn verstehen wollen, um diese Hypothese zu wagen. Fragen Sie überdies den Botschafter sowie Herrn Fondère, der einige Tage lang die Rolle eines offiziösen Informators spielte. Der eine wie der andere wird Ihnen sagen, dessen bin ich gewiß, daß ich ihnen keineswegs die Weisungen gegeben habe, die Sie sich denken."

Vor der Untersuchung und bei der Verhandlung bestätigten der Botschafter und der ehemalige Gefährte von Brazza, der zufällig in die Unterhandlungen verwickelt war, in allen Punkten meine Behauptungen. Herr Pérès hielt nichtsdestoweniger seine Vermutungen aufrecht, doch vor dem Staatsgericht brach die Anklage so gründlich zusammen, daß der Generalprokurator dar=

auf verzichtete, die These von meinem vorgeblichen Streben nach einer Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland im Laufe der Verhandlungen von Agadir zu verfechten.

Unzulänglich unterrichtet auf außenpolitischem Gebiete, auf dem er sich nur mit dem Kleinkram abgab, den er durch die Brille vorgefaßter Urteile sah, war Herr Pérès noch weniger in den Finanzfragen bewandert. Feindlich der Einkommensteuer — versteht sich —, lebte er in der Vorstellung, ich habe, als ich sie in meiner Eigenschaft als Finanzminister in der Session 1913/14 im Senat zur Abstimmung brachte, „Politik nach deutschem Muster" gemacht — er gebrauchte diesen Ausdruck und schrieb ihn Herrn Ribot zu. Ich mußte ihm auseinandersetzen, daß die Einkommensteuer so, wie sie auf meine Initiative hin unserer Gesetzgebung eingefügt worden ist, sich weit eher den großen englischen Steuern — income-tax mit super-tax verbunden — näherte als der preußischen Einkommensteuer. Dann legte ich noch dar, daß ich zwar — ich verhehlte mir das nicht — Vorbilder in ausländischer Gesetzgebung gesucht, in der Hauptsache jedoch bei der Ausarbeitung des Reformprojekts, das ich durchs Ziel gebracht, aus der eigengesetzlichen Entwicklung unserer Fiskalwirtschaft meine Eingebungen bezogen habe, daß ich schließlich den Erfolg der Einkommensteuer nicht aus den von ihm angenommenen parteipolitischen Gründen erstrebt habe, sondern um Frankreich mit dem unerläßlichen Regulativ eines jeden solide aufgebauten Abgabensystems zu versehen, um uns zu wappnen mit dem einzigen Mechanismus, der die Ausmessung der Vermögen und infolgedessen die Einschränkung der plutokratischen Auswüchse ermöglichen konnte, wie sie in wirrnisreichen Epochen aufschießen. Ich glaube, Herr Pérès begriff. Er legte keinen Nachdruck mehr auf diese Sache. Er fahndete dafür leidenschaftlich nach dem Anteil, den ich an der Verteilung der Propagandagelder genommen haben mochte, zu der die ottomanischen

Anleihen Anlaß gaben, die 1913 und 1914 auf den Pariser Markt geworfen wurden. Man hatte ihm versichert, ich hätte eine Million erhalten oder hätte zum mindesten die Auszahlung einer Million an die Kassen der radikalen Partei verlangt. Durchsuchungen bei den Banken wurden angeordnet; ein Berg von Registern, von Rechnungen, von Scheckheften wurde beschlagnahmt. Zwei Sachverständige wurden zur Prüfung dieser Papiere bestellt. Ach! es lag mit diesem Unterfangen genau wie mit allem, was der Hauptmann Bouchardon in dem gleichen Ideenbereich unternommen hatte. In wieviel Banken hatte man nicht Durchsuchungen angestellt, um eine Spur von ungesetzlichen Transaktionen zu meinem Vorteil zu finden! Immer eine negative Bestätigung! Jedesmal wieder erklärten die Sachverständigen, Herr Caillaux sei weder eng noch locker mit den Transaktionen verknüpft gewesen, mit deren Prüfung sie beauftragt waren. Dafür entdeckten sie, daß eine Summe von drei Millionen, im voraus abgehoben von den Kapitalien der Anleihe, über die normale Propagandagebühr hinaus dem Reklameagenten Herrn Renier durch die ottomanische Regierung zugewiesen worden war, wofür er die französische Presse „zu einer günstigeren Auffassung von der wirtschaftlichen Lage der Türkei" bringen sollte. Herr Renier hatte sich zu diesem bedenklichen Verfahren herbeigelassen nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Regierung nichts dagegen einzuwenden hätte. Er hatte Herrn Pichon, Minister des Auswärtigen im Kabinett Barthou, um Rat gefragt, und dieser hatte seine volle Zustimmung gegeben zu einer so glücklichen Initiative. Hätte ich mich ähnlich verhalten — was würde man dazu gesagt haben? In seinem Bericht würde Herr Pérès, in seiner Anklageschrift würde der Generalprokurator mich bei der Begünstigung eines Bestechungsgeschäftes zum Vorteil einer mit Deutschland verbundenen Macht fest-

genagelt haben. Der Verrat hebt schon vor dem Kriege an! Ich würde leichtes Spiel haben, wollte ich nun den Spieß umdrehen und gegen meine politischen Gegner von gestern, gegen das Ministerium, das ich gestürzt habe, die Argumente ins Feld führen, die man unfehlbar gegen mich würde verwendet haben. Aber ich bin zu gutgläubig, um das zu tun. Man kann sich täuschen im politischen Leben. Es war eine Verirrung von Herrn Pichon, daß er die Emission von ottomanischen Anleihen erleichterte, aber ich zweifle nicht an seinen guten Absichten: er glaubte das Beste zu erwirken mit dem Versuch, die Türkei in den Bannkreis der französischen Politik zu ziehen. Ohne Frage tat er bitter unrecht daran, daß er Herrn Renier nicht entmutigte, aber ach! wie viele gleichlaufende Transaktionen wurden nicht von fremden Mächten unternommen, und wie leicht würde mir auch hier noch der Triumph zufallen, wenn ich zeigen wollte, wie die Zeitungen, die mich am schärfsten angegriffen haben, die glühend nationalistischen Zeitungen, begierig das Manna der ottomanischen Regierung ernten, die ein Jahr später im Kriege gegen Frankreich steht! Die Sachverständigen haben in ihrem Bericht die Liste der nutznießenden Zeitungen geliefert, die Liste der Zeitungsdirektoren, die persönlich Schecks empfangen haben — unter ihnen treten zum größten Teil die Leute auf, die jedem ersten besten ihren unbefleckten Patriotismus in die Ohren schreien. Diese Listen sind veröffentlicht und kommentiert worden. Ich will sie nicht wiedergeben.

Und damit sind nun die Nachforschungen über die Vorkriegszeit abgeschlossen. Vollständiger Mißerfolg! Vergebens kann nun Herr Pérès in dem Bericht, den er der Untersuchungskommission unterbreitet, nahezu die Hälfte seiner Darlegungen darauf verwenden, Hypothese auf Hypothese zu häufen, um glaubhaft zu machen, meine Politik sei von 1911 bis 1914 der deutschen Politik verbunden gewesen. Bei der Verhandlung bricht alles

zusammen. Nichts, rein gar nichts erhält man aufrecht — nicht einmal der Generalprokurator kann es.

Wir kommen nun zur Periode 1914 bis 1918. Der Präsident der Kommission greift die argentinische Affäre und die Geschichte mit Lipscher wieder auf — Dinge, über die ich mich lang und breit vor dem Referenten beim dritten Kriegsgericht ausgesprochen habe.

Zu meiner südamerikanischen Reise sind neue Aussagen gemacht worden, die mir vorgelegt werden: von Minotto und von einem Manne namens Rosenwald. Minotto ist wiederholt in Amerika vernommen worden. Bei einem Verhör in Santa Barbara in Kalifornien hat er im Februar 1918 in den bestimmtesten Ausdrücken versichert, „er habe niemals als Vermittler zwischen dem Grafen Luxburg und mir gedient". Das genügt, nicht wahr? Durchaus nicht. Antwort: man interniert ihn als verdächtig (es scheint, er ist der Sohn einer Deutschen) im Fort Oglerthoupe. Dort bleibt er monatelang sitzen, und währenddessen entspinnt sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen einem Mann namens Becker, einem Handelsagenten, augenblicklich betraut mit den Funktionen eines stellvertretenden General Attorney im Staate New York, und Herrn Jusserand, dem französischen Botschafter. Vergebens verlangen meine Berater und ich die Vorlegung dieser Korrespondenz. Unmöglich! erwidert man; und Herrn Becker, der von der französischen Regierung den Auftrag hat, die Angelegenheiten zu verfolgen, die sie interessieren — weil, so sagt man, die Prozeßordnung im Staate New York besondere Erleichterungen bietet für die Zeugenvernehmung, ohne Frage aber auch, weil in der Persönlichkeit dieses improvisierten Beamten gewisse Vorzüge beschlossen liegen — Herrn Becker gelingt es im September 1918, acht Monate nach dem Erscheinen der Luxburg-Telegramme, sieben Monate

nach der ersten Vernehmung Minottos, eine neue Aussage des jungen Italieners einzuheimsen. Eine Aussage voller .... Unrichtigkeiten, eine Aussage, deren Charakter sich leicht durchschauen läßt! Drei Tatsachen:

Herr Becker hebt an mit der Bitte an seinen Patienten, er möge anerkennen, daß er ihm nicht die Freilassung versprochen habe, was im übrigen auch nicht in seiner Macht liegen würde, da die Regierung der Vereinigten Staaten allein zuständig sei in dieser Sache, und daß — soweit er, Herr Becker, wisse — dem Grafen Minotto keinerlei Versprechungen gemacht worden seien. Der junge Mann geht darauf ein. Seine Gefangenschaft wurde nichtsdestoweniger einige Tage darauf gemildert. Im Laufe des Jahres 1919 wurde er völlig auf freien Fuß gesetzt. Niemals wurde er irgendwie zur Verantwortung gezogen, weder in Amerika noch in Frankreich. Erste Tatsache — einigermaßen bezeichnend, denke ich.

Zweite Tatsache: Herr Becker richtet an Minotto folgende Frage. „Wir haben, nicht wahr, tagelang in besonderen Unterredungen über die Frage verhandelt, ob es angebracht sei, daß Sie umfassende Enthüllungen machen über Ihre Beziehungen zu Herrn und Frau Caillaux. Nun, ist es also angebracht, daß Sie umfassende Enthüllungen machen?" Was! Ein Untersuchungsrichter erörtert in besonderen Unterredungen mit einem Zeugen Art und Umfang seiner Aussage! Entweder ich verstehe mich nicht mehr auf den Sinn der Wörter, oder es liegt ein abgekartetes Spiel vor, die Einfädelung einer Zeugenaussage durch Verabredung zwischen dem Gelegenheitsbeamten und dem Zeugen.

Dritte Tatsache: Minotto gibt die Machenschaft zu und kennzeichnet die Beweggründe, von denen er sich hat leiten lassen, durch den Abschluß, den er seiner Aussage gibt: er erklärt, er sei den größten Teil des Krieges hindurch äußerst deutschfreundlich gewesen, bei aller Anbetung Frankreich gegenüber

— o, diese wundervolle Logik! —, er habe sich dann aber in den Vereinigten Staaten verheiratet und in diesem Lande das Glück gefunden, seine Gefühle seien die eines treuen Amerikaners geworden, und er schätze sich glücklich, das beweisen zu können „durch einen Dienst, den er der Sache der Verbündeten leisten werde" (sic!). Das steht buchstäblich geschrieben.

Wie soll man sich so etwas erklären? Wer das letzte Werk von Upton Sinclair, dem großen amerikanischen Schriftsteller, gelesen hat, wird es ohne Frage begreifen. In „The Brass Check", Eine Studie über den amerikanischen Journalismus, entwickelt Upton Sinclair den Satz — die Verantwortung dafür muß ich selbstverständlich ihm überlassen —, daß es, abgesehen von verschwindenden Ausnahmen, in den Vereinigten Staaten keine unabhängige Presse gibt [1]). Er beschließt sein

---

[1]) Der Verfasser von „The Brass Check" versichert, ein alter, seinerzeit hochverehrter Journalist, John Swinton, Herausgeber der „New-York Tribune", habe bei einem Bankett, das seine Kollegen ihm gegeben hätten, in seiner Antwort auf einen Toast auf die unabhängige Presse gesagt:

„Es gibt in Amerika nichts, was einer unabhängigen Presse ähnich sieht, außer in den ganz kleinen Provinzstädten. Sie wissen es so gut wie ich. Es ist unter Ihnen nicht ein einziger, der in Ehren seine Meinung zu schreiben wagt, und wenn Sie es tun würden, dann, Sie wissen es im voraus, würden Sie nicht gedruckt werden. Ich werde mit 150 Dollars wöchentlich bezahlt dafür, daß ich nicht in Ehren meine Meinung schreibe in der Zeitung, für die ich verpflichtet bin. Andere aus Ihrer Mitte erhalten ähnliche Gehälter für ähnliches Verhalten. Und wer unter Ihnen so töricht sein wollte, in Ehren seine Meinung zu schreiben, der würde auf der Straße liegen und sich eine andere Stellung suchen müssen. Es ist die Obliegenheit des Neuyorker Journalisten, die Wahrheit zu zerstören, schimpflich zu lügen, sich der Verderbnis und der Entwürdigung auszuliefern, sich zu Mammons Füßen auf den Bauch zu werfen und

Buch mit dem Hinweis, er mache sich auf Strafverfolgung, auf Verurteilung wegen Verleumdung gefaßt, das „lasse ihn zwar kalt", aber er wolle doch in den Augen derer, die er zugunsten der sozialen Gerechtigkeit zu beeinflussen suche, nicht um seinen Kredit gebracht werden. Er macht also seine Leser aufmerksam auf folgende „kapitale Tatsache":

„Unsere Polizei," schreibt er, „unsere Behörden, die mit Strafverfolgung und Untersuchung beauftragt sind, unsere politischen Apparate, die große Geschäftswelt: alle sind sie zum größten Teil bewandert in der Kunst, vor Gericht jede Zeugenaussage aufzubringen, die sie nötig haben, um obzusiegen. Es gibt nur wenige mit der Leitung eines Nachrichtendienstes beschäftigte Gesellschaften und Organisationen, die nicht regelmäßig meineidige Zeugen beschäftigten, sooft es erforderlich ist; und diejenigen, die diese Art von Vorgehen aufgegeben haben, haben es ganz einfach nur darum getan, weil sie den gesamten Gerichtsorganismus so restlos in Händen haben, daß sie sich wenig aus allem machen, was klar und augenscheinlich gegen sie vorgebracht wird." (The Brass Check, 428.)

Muß ich noch etwas dazu sagen? Ja. Der Graf Minotto hat einen an Balzac gemahnenden Glücksgriff gemacht und nach Auflösung seiner Verlobung mit der jungen Dame aus hochachtbarer französischer Familie — das geschah im August 1915 —

---

seine Rasse, sein Land zu verkaufen um sein täglich Brot. Sie wissen es so gut wie ich, und was ist das für eine Torheit, einen Toast auszubringen auf die unabhängige Presse! Wir sind Spielzeug und Vasallen der Reichen, die hinter den Kulissen stehen. Wir sind Gliederpuppen; sie ziehen die Drähte, und wir tanzen. Unsere Talente, unsere Entwickelungsmöglichkeiten, unser Leben: es ist alles anderer Leute Eigentum. Wir sind intellektuelle Prostituierte." („The Brass Check" S. 400.)

Miß Swift geheiratet, die Tochter eines der größten „Packers“ von Chigago. Er ist in den Kreis einer jenen Magnatenfamilien getreten, von denen Upton Sinclair spricht, der speziell auf diese verweist mit folgender Angabe, auf die ich in seinem Buche stoße:

„In einer Aussage vor der Senatskommission für Landwirtschaft und Forstwesen legte am 14. Januar 1919 Frank Henry dar, daß, um den Gesetzentwurf über die Regulierung der Schlächtereiindustrie, der vor dem Kongreß zur Erörterung stand, zum Scheitern zu bringen, Swift & Co. allein eine Million Dollars (fünf Millionen Goldfrancs) monatlich an Subventionen für die Presse ausgaben .... Der Senator Morris versicherte, er habe eine Durchprüfung der Presse im Staate New York angestellt und habe nicht eine einzige Zeitung finden können, die nicht die Swiftschen Äußerungen eingerückt hätte, die in keiner Weise dazu bestimmt waren, den Swift & Co.-Produkten ihren Absatz zu sichern, sondern einzig darauf abzielten, die staatliche Reglementierung ihrer Industrie zum Scheitern zu bringen.“

Wenn man andererseits weiß, wer Herr Becker ist, wenn man aus einer durch eine amerikanische Senatskommission eingeleiteten Umfrage erfahren hat, wie er bei seinen Untersuchungen vorging: mit Verwendung entlassener Zuchthäusler zur Bearbeitung der Zeugen, mit Übertuschung von Aussagen usw., wenn man sein eigenes Geständnis kennt, nach dem er an einem Film über die Bolo-Affäre gearbeitet und ihn an eine Filmfirma zu verkaufen gesucht hat, um seine mageren Einkünfte aufzubessern, „um Geld zu machen“, wie er selbst sich ausdrückte, dann durchschaut man, daß er schon einigen Grund haben mußte, die Sache .... in Ordnung zu bringen mit dem Schwiegersohn des Milliardärs, der über die Presse fünf Millionen Goldfrancs monatlich ausschüttete, um sich eines lästigen Projekts zu entledigen.

Und dennoch: diese Aussage, die den Gatten der Miß Swift der Verantwortung entziehen soll, die er auf sich geladen entweder infolge einer intriganten Veranlagung oder infolge einer Agententätigkeit in Deutschlands Diensten — diese Aussage kann, auch wenn man sie dem Buchstaben nach hinnehmen will, nur darauf hinauslaufen, daß man mir Unvorsichtigkeiten zur Last legt... und welche verzeihlichen Unvorsichtigkeiten!

Minotto erzählt zunächst, ich habe eines Abends in der Umgegend von Sao Paulo mit ihm geplaudert und habe ihm, nach einigen Worten über die Affäre mit dem „Figaro", gesagt, ich sei immer für gute Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland gewesen, ich habe während meiner Regierungszeit in diesem Sinne gewirkt, aber die deutsche Diplomatie, ein Musterbild der Ungeschicklichkeit und Verräterei, habe mein Vorgehen gelähmt, nicht ohne mir außerordentliche Schwierigkeiten zu bereiten. Durchaus möglich, daß ich so gesprochen, wie es auch wohl möglich ist, daß ich Minotto von einigen Zwischenfällen erzählt habe, welche in die Unterhandlungen von Agadir einschnitten. Ein Gespräch, das um so einfacher zu erklären, um so natürlicher ist, als es sich drehte um das Leitmotiv: man kann der Diplomatie des Kaisers nicht trauen. Minotto legt in zweiter Linie dar, ich habe ihm in Buenos Ayres noch einmal gesagt, was ich ja schon früher ausgesprochen hatte, daß nämlich die Lobreden, welche die deutsche Presse mir zuteil werden ließ, mir ungemein lästig seien, daß sie ohne Frage von meinen politischen Gegnern ins Leben gerufen würden. Durchaus richtig! Er fügt hinzu, ich hätte ihn gebeten, dem deutschen Gesandten einen Wink zu geben, von dessen Beziehungen zu Minotto ich erfahren hätte. Hier dreht Minotto die Wahrheit um in einer leicht verständlichen Absicht: er will nicht zugeben, daß er ein freiwilliger oder gedungener „Informator" war. Angenommen jedoch, ich hätte ihm gesagt — denn darauf läuft ungefähr dieser Teil seiner

Aussage hinaus —: „Da Sie Herrn von Luxburg kennen, weisen Sie ihn darauf hin, daß ich wohl möchte, die deutsche Presse ließe mich zufrieden," angenommen, ich hätte ausgesprochen, was ich anderthalb Monate später in einem offenen Briefe schrieb — so sehe ich nicht ein, wieso ich mich verfehlt haben soll, solange ich nur — und Minotto gibt das mit aller Schärfe, mit den bestimmtesten Ausdrücken in Entwickelung eines eigenen Gedankenganges zu erkennen — keineswegs die Absicht hatte, Deutschland zu Diensten zu sein, noch ihm irgendwie zu nützen. Unsere Feinde haben sich übrigens so wenig Täuschungen hingegeben über den verdächtigen Charakter der Minottoschen Informationen, daß sie, wie die angeführten Zitate beweisen, mich weiterhin mit Lobsprüchen besprengt haben.

Schließlich legt der junge Italiener mir den merkwürdigen Vorschlag zur Last, den er mir machte, und behauptet, ich habe ihn gefragt, ob Herr von Luxburg mir nicht Geleitbriefe verschaffen könne für meine Rückreise nach Europa. Ich soll dann diese Freiheit spendenden Papiere zurückgewiesen haben, als er sie mir angeboten hätte, mit der Bemerkung, der deutsche Gesandte müsse doch andere Mittel zur Verfügung haben, um mich auf der Reise zu schützen. Es springt in die Augen, wie unwahrscheinlich, wie kindisch diese Geschichten sind; sie stehen in grellem Kontrast zu jenem „Kaperung höchst wünschenswert" aus dem zweiten Luxburgtelegramm.

Und das ist alles! Die Erbärmlichkeit dieses lügnerischen Schnitzelzeugs wird noch unterstrichen durch eine Frage, die Becker stellt. „So," sagt der Gelegenheitsrichter, „so haben Sie also niemals eine deutschfreundliche Intrigue ermittelt, an der Caillaux teilgenommen, ein Komplott, in dem er eine Rolle gespielt hätte." Die Antwort lautet: „Nein, mein Herr."

Ich habe es leicht, über dieses Gewebe von unzusammen-

hängendem Zeug zu triumphieren. Es gelingt mir so restlos, daß Herr Pérès selbst später in dem Beschluß auf Rückweisung ans Staatsgericht, den er im Namen der Untersuchungskommission aufsetzt, schreibt, „man müsse anerkennen, daß die Erzählungen Minottos nur mit Vorsicht aufzunehmen sind". Eine „Erzählung", die eine Untersuchungsbehörde mit diesen Worten kennzeichnet, ist eine „Erzählung", die nicht mitzählt, von der kein Aufhebens gemacht werden kann von irgendeiner Rechtsinstanz der Welt. Man hat sich gehütet, Minotto unter Anklage zu stellen, ohne Frage um ihn zur Aussage zu bringen. Da man diese nun eingeheimst, steht man vor der Unmöglichkeit, sie zu verwerten. Man wagt nicht, ihn als Zeugen aufzurufen, man kann es nicht. Und trotzdem sollen gewisse Behauptungen von ihm unter wahrhaft erstaunlichen Umständen festgehalten bleiben — später, wie der Gerichtshof über die Zusatzfrage seinen Spruch fällt. Doch ich will nicht vorgreifen. Ich fahre fort.

Herr Pérès sieht sich gezwungen, die Aussage Minottos über Bord zu werfen: dafür wirft er sich nun auf die Aussage Rosenwald. Rosenwald ist ein Zeitungsdirektor, Leiter der Zeitung „El Orden" von Tucuman; ich habe ihn in Buenos Ayres getroffen — dort gab er mir ein Frühstück — und habe ihn in Paris wiedergesehen. Er versichert, er habe mich vor Minotto gewarnt. In seiner ersten Aussage gibt er an, er habe mir zur Kenntnis gebracht, daß der junge Italiener mit einer ganzen Bande von deutschen oder deutschfreundlichen Geldleuten beim Diner gesehen worden sei. Ich soll ihm geantwortet haben: „Was ist dabei Überraschendes! Dieser junge Mann gehört zur Finanzwelt und ist neutral. Natürlich unterhält er sich mit Finanzleuten jeglicher Nationalität, das ist eine Verpflichtung, die seine Tätigkeit mit sich bringt." Ich entsinne mich keineswegs dieses Dialogfetzens, doch ist es schon möglich, daß er gesprochen

wurde. Was ich Herrn Rosenwald nicht gesagt, was ich aber gedacht haben werde, ist dieses: daß ich niemanden hätte treffen noch mit irgendwem hätte sprechen können, wenn ich auf alles Gewicht gelegt hätte, was man mir über diesen und jenen erzählte. Zu jener Zeit denunzierte in Argentinien ein jeder seinen Nachbar. Rosenwald wurde mir als deutschfreundlich angezeigt, und der weitere Verlauf der Ereignisse wird beweisen, daß man ohne Frage einigen Grund dazu hatte. Ich lasse also diese erste Aussage, die ganz ohne Belang ist, noch gelten. Doch einige Monate, nachdem sie in Buenos Ayres durch den französischen Gesandten eingeholt wurde, weilt der Direktor der argentinischen Zeitung in Paris. Herr Pérès lädt ihn vor, und ganz unerwarteter-, überraschenderweise macht er Zusätze zu seinen ersten Erklärungen. Er versichert, er habe sich nicht darauf beschränkt, mich auf das fragliche Diner aufmerksam zu machen, er habe mir einige Tage darauf noch gesagt: „Sehen Sie sich vor, Herr Präsident, Minotto ist ein Agent der Boches.“ Ich soll geantwortet haben: „Ich weiß, aber ich spreche mit ihm über Finanzfragen, und er gibt mir viele interessante Auskünfte.“ Schamlose Lüge! Wäre das wahr — wieso hätte dann Rosenwald diesen Vorfall in seiner ersten Aussage übergehen können? Vergißt man denn einen Vorfall von solcher Wichtigkeit? Und dann ist der Mensch auch so ungeschickt, genau das Datum anzugeben, an dem er mir diesen zweiten Wink gegeben haben will, und an jenem Tage, an dem Tage, den er bezeichnet, hat er mich nicht sehen können aus dem einfachen Grunde, weil ich zu jener Zeit Buenos Ayres verlassen hatte und auf hoher See war. Ein offenkundiges falsches Zeugnis, an dem eine Untersuchungsbehörde nicht eine Minute lang haften bleiben dürfte! Herr Pérès indessen hält daran fest. Rosenwalds Analyse soll einen der Angelpunkte darstellen für die Anklage bis zu dem Tage, wo vor dem Staatsgericht alles Schiffbruch erleidet und der Generalproku-

rator selbst sich gezwungen sehen soll zu der Feststellung, daß der Direktor von „El Orden“ ein falscher Zeuge ist, gegen den er selbst die Einleitung von Erhebungen anordnen will.

Obwohl er das Mißgeschick, das Rosenwald treffen soll, nicht voraussieht, obwohl er sich freut, endlich eine Zeugenaussage in Händen zu halten, kann Herr Pérès sich doch nicht verhehlen, daß seine Beute in der argentinischen Affäre merkwürdig mager ist. Sollte ihm nicht mehr Glück winken in der Geschichte mit Lipscher, oder vielmehr in den Schweizer Geschichten, die er nun unbedingt wieder aufgreifen muß?

Wenn es bei alledem eine Affäre gibt, bei der eine Behörde sich keinerlei Illusionen hingeben kann, dann ist dies doch wohl die Geschichte mit Lipscher. Herr Bouchardon hat sie auseinandergeschält, und wir haben gesehen, zu welchen Schlüssen er am 30. Juli gekommen war, wie er mir die aufgefangenen Briefe hatte mitteilen müssen, die jeglicher Anklage den Riegel vorschoben.

Herr Pérès nimmt den Angriff wieder auf. Ein gewisser Kriminalkommissar vom Allgemeinen Sicherheitsdienst mit Namen Picard hat sich in der Schweiz wieder an Lipscher herangemacht. Der ungarische Abenteurer hat ihm eine Reihe Albernheiten angehökert, von denen die wichtigste die Geschichte von der Zusammenkunft in Ouchy ist, welche der unglückselige Beamte ernst nimmt. Er wird am 9. November 1918 von Herrn Pérès verhört und erzählt ihm lang und breit alle die Torheiten, die Lipscher ihm hergesagt hat, ohne zu ermessen, wie sehr er sich lächerlich macht. Auf den Leim gelockt durch eine Erzählung, die einige der beträchtlichsten Persönlichkeiten der Republik in die Sache zieht, namentlich Herrn Deschanel und Herrn Léon Bourgeois, kommt der Politiker in der Rolle eines Untersuchungs-

richters auf die Idee, den Industrieritter zur Zeugenaussage herbeizuschaffen. Herr Bouchardon hat es immerhin noch abgelehnt, sich derartig bloßzustellen. Er hat wohl einen possenhaften Brief von Lipscher erhalten, der mit folgenden Worten beginnt: „*Auf die Aufforderung Ihres Beauftragten*, Herrn Jules Picard, hin, der beauftragt ist, Erkundungen über meine Beziehungen zu Herrn Joseph Caillaux einzuziehen, habe ich die Ehre, Herr Hauptmann, Sie zu benachrichtigen, daß ich geneigt bin, im Namen der Wahrheit vor dem Kriegsgericht in Paris auszusagen." Aber der Referent hat sich gehütet, zu antworten; er hat sich darauf beschränkt, an den Brief einen Zettel anzuheften mit folgenden verächtlichen Worten: „Ich habe niemals einen Beauftragten an Lipscher geschickt." Der Präsident der Untersuchungskommission der höchsten französischen Rechtsinstanz beurteilt die Dinge anders: er betraut den Kriminalkommissar Faralicq mit einer Mission bei dem Individuum, von dem er aus Hunderten von Aktenstücken erfahren hat, was für ein anrüchiger Bursche es war.

Herr Faralicq reist also im Dezember 1918 nach Zürich. Er beruft Lipscher... *ins französische Konsulat*. Am Tage vorher war der Spitzbube am selben Orte empfangen worden — von wem? vom *Militärattaché der französischen Botschaft in Bern*[1]). Zu welchem Zweck? man errät es leicht, obgleich keinerlei Berichte zu den Akten gekommen sind... Man hat ohne Frage über die Unterredung von Ouchy verhandelt. Herr Faralicq beginnt mit der Unterhaltung, aber er kommt über den Beginn seines Gesprächs mit dieser interessanten Persönlichkeit nicht hinaus. Die schweizerische Polizei findet diese Art von Unterhaltungen nicht nach ihrem Geschmack, sie sieht darin eine Verletzung der internationalen Übereinkünfte und

[1]) Herr Faralicq erwähnt diese Tatsache in seinem Bericht.

fordert den Kriminalkommissar auf, sich schleunigst wieder nach Frankreich zu scheren. Herr Faralicq muß sich beugen und läßt seinen Sekretär, Herrn Nicolle, zurück, der ein Geschäft einfädelt, dessen Unstatthaftigkeit man immerhin nicht mehr übersehen kann. In seinem Bericht vom 18. November 1918 berichtet Herr Nicolle lang und breit über die Unterredungen, die er mit Lipscher gehabt hat. Von den ersten Worten an geht der Abenteurer ohne Umschweife darauf los:

„Wenn ich Herrn Pérès sehe," sagt er, „dann werde ich mich festlegen. Frankreich will die Affäre Caillaux entweder im Sande verlaufen lassen oder glätten oder in ihre Schranken verweisen. Ich bin der Mann der Lage. Man kann mich nicht entbehren."

Es geht wie geölt! Welch ein herrlicher Zeuge, bereit, alles zu tun und alles zu sagen — und er spricht das noch offen aus! Wenn man mehrere hätte von diesem Kaliber, wie schnell wäre dann das Los des Herrn Caillaux bestimmt! Ja, aber nun kommt das Malheur! Als Mann, der Sinn hat für das, was in solchen Dingen üblich und an der Ordnung ist, hält Lipscher dafür, daß die falschen Zeugenaussagen bezahlt werden, und zwar reichlich. Er hat recht; aber warum zum Teufel ist er so ungeschickt, das ganz laut zu sagen? Untersteht er sich doch, Herr Nicolle, der seine Worte gewichtig wiedergibt, zu erklären, er brauche Geld. Eine köstliche Sprache: „Morgen," sagt der Wicht, „wenn ich aussage, gehe ich in ein anderes Lager über. Ich will Deutschland nichts mehr schulden..." Dieses Zartgefühl, das Lipscher ehrt, bringt ihn dazu, von Frankreich 31 800 Franken zu fordern, welche die Deutschen ihn hätten verdienen lassen, und die er als Mann von Gewissen ihnen unbedingt zurückgeben muß, bevor er Herrn Pérès jede gewünschte Aussage liefert. Immerhin, das ist denn doch zuviel! Der Präsident der Untersuchungskommission, der keine Bedenken getragen hatte, den Text des Gesuches aufzusetzen, das Lipscher einreichen mußte, um als

Zeuge vernommen zu werden, sieht sich gezwungen, auf eine Aussage zu verzichten, für die man, täppisch genug, ganz offen seine Belohnung verlangt hat. Er kann wirklich den Ansprüchen des Abenteurers nicht nachkommen, die in einem offiziellen Bericht festgelegt sind. Wie schade! Welch schöne Zeugenaussage ging verloren! Welch glückliches Gegenstück würde sie abgegeben haben zu Rosenwalds Zeugnis!

Der Politiker hält sich indessen noch nicht für geschlagen. Es kann doch nicht sein, daß sich nichts auffinden läßt in der Schweiz, aus der so viele eindrucksvolle Auskünfte gekommen sind, die von dem Ungeziefer aus aller Welt geliefert wurden, das während des Krieges auf dem Gebiet der helvetischen Republik sich Stelldichein gab. Zweifellos hat Bouchardon anerkennen müssen, daß alle diese Angaben von wildester Phantastik waren und ein Gewebe von Fabeln darstellten. Doch wenn man die Arbeit wieder aufnähme, wenn man recht aufmerksam nachsuchte, sollte man dann nichts finden? Schwerlich kann man — aus verschiedenen Gründen, von denen man einige durchschauen wird — die offiziellen Kriminalbeamten für dieses Geschäft verwenden. Doch daran soll es nicht liegen! Man nimmt einfach seine Zuflucht zu den Geheimspitzeln. Da bietet nun gerade ein Advokat in Genf, ein Herr Marcel Guinand, seine Dienste an. Er vereinigt in sich alle erforderlichen Bürgschaften, um die Anstellung erhalten zu dürfen — ist er doch ein persönlicher Freund Duvals gewesen. Und am 21. Februar 1919 schreibt ihm Herr Pérès folgenden Brief:

Paris, am 21. Februar 1919.

Mein lieber Meister!

In Beantwortung Ihres Briefes an den Herrn Generalprokurator und im Anschluß an unsere Unterredungen versichere ich Sie im voraus meiner Dankbarkeit für den Fall,

daß Sie so gütig sein wollen, in Ihrer Eigenschaft als Advokat in der Schweiz alle Auskünfte zu sammeln, die Ihnen geeignet erscheinen, das Gericht aufzuklären über die Angelegenheit, mit der ich betraut bin.

Schon heute danke ich Ihnen für die selbstlose Hilfe, die Sie mir bei dieser Gelegenheit leisten wollen, und deren Wert ich voll und ganz zu würdigen weiß.

Nehmen Sie, lieber Meister, die Versicherung meiner Ergebenheit entgegen.

Der Präsident der Untersuchungskommission
am Staatsgerichtshof
Pérès.

Die Existenz dieses Briefes kann nicht abgeleugnet werden. Der Generalprokurator hat in der Antwort auf eine Frage des Maître Moutet vor dem Staatsgerichtshof zugegeben, daß er ihn kenne. Aber der Brief liegt nicht bei den Akten entgegen den bestimmtesten Vorschriften unseres Rechts.

So komme ich dazu, Tatsachen darzulegen, deren Existenz allein genügt, ein ganzes Verfahren um seinen Kredit zu bringen und auf einen Urteilsspruch den Flecken des allerrechtmäßigsten Verdachts zu werfen. Diese Tatsachen lassen sich in einem Satz zusammenfassen: es hat gegeben und gibt noch eine geheime Aktensammlung. Maître Marcel Guinand hat in der Schweiz eine vollständige Umfrage geleitet. Ihre Ergebnisse sind der Verteidigung niemals mitgeteilt worden. Niemals ist Herr Caillaux, sind seine Berater aufgefordert worden, die Versicherungen des Herrn Guinand und seiner Gefolgschaft zu erörtern. Niemals haben sie erfahren, was für Ermittelungen angestellt worden sind und was man für ein Verfahren ins Werk gesetzt hat.

Bei alledem schimmerte die Wahrheit fetzenweise durch. Nach dem Urteilsspruch des Staatsgerichts hat das Genfer Tribunal am 22. Mai 1920 über eine merkwürdige Affäre zu Gericht gesessen. Renaud-Charrière, Advokat in Genf, Alfred Bechtel, Kaufmann in Bern, und Paul Otto Siegwart, Kaufmann in Luzern, hatten sich zu verantworten wegen Verleumdung der Bundesräte Schultheß, Motta und Müller. Siegwart war von der Familie Bolo [1]) mit einer Nachforschung in Deutschland betraut worden und war zurückgekommen mit der Behauptung, er habe Material gegen mich gefunden. Er stopfte mit seinen phantastischen Behauptungen zwei Berichte voll, die einer seiner Freunde, Renaud-Charrière, ihm für je 3000 Franken abkaufte. Der Genfer Advokat verkaufte diese Elaborate weiter an einen britischen Agenten namens Rizzo, der den besonderen Auftrag hatte, die „Beweise" gegen Herrn Caillaux zu sammeln, wie die Zeitung „L'Oeuvre" vom 23. Mai 1920 sagt. Renaud-Charrière machte zudem noch den Vorschlag, er wolle ihm weitere Akten verschaffen, und machte sich anheischig, solche in Berlin zu entdecken und an sich zu nehmen. Rizzo nahm an und zahlte 30 000 Franken. Renaud-Charrière schusterte in Gemeinschaft mit Bechtel die fraglichen Akten zusammen, in denen ich bezichtigt wurde, ich hätte mit Deutschlands Unterstützung in der Schweiz eine internationale Bank gründen wollen, in denen versichert wurde, die Bundesräte, deren Namen ich angeführt habe,

---

[1]) Die Familie Bolo wollte nachweisen, daß der zu Tode Verurteilte Kapitalien besitze, die er vor dem Kriege in Antwerpen im Bankhause Behrens deponiert hatte. Bolo hatte in der Tat fortwährend behauptet, das Geld, das ihm aus Amerika zugekommen sei, sei sein Eigentum, und er habe einzig und allein den Fehler begangen, diese Summe (welche die Deutschen bei der Besetzung Belgiens beschlagnahmt hatten), durch die Vermittelung Pavenstedts, dank seiner Dienstwilligkeit, heimschaffen zu lassen.

hätten in der Schweiz im Einverständnis mit mir, angestachelt durch gewisse deutsche Persönlichkeiten, auf einen Staatsstreich hingearbeitet. Dieser ... Blumentopf wurde von einem italienischen Publizisten namens Francesco Perri entdeckt. Renaud-Charrière mußte zugeben, daß er in allen Stücken die Dokumente, die mich ins Verderben reißen sollten, selbst fabriziert habe. Bei der Verhandlung wurden nur zwei Zeugen aufgerufen: Herr Jean Debrit, dem Renaud-Charrière für 50 000 Franken die berüchtigten Akten angeboten, und Herr Francesco Perri, der die Schuldigen zur Anzeige gebracht hatte.

„In einer Aussage von äußerster Schärfe", sagt der Korrespondent des „L'Oeuvre", „wies Herr Perri nach, daß Renaud-Charrière mitsamt seiner Gefolgschaft und anderen höherstehenden — und infolgedessen über jeden Angriff erhabenen — Persönlichkeiten zu einer Bande gehörte, deren Mission es war, um jeden Preis Material gegen Caillaux zu sammeln."

War dies etwa die Guinandbande? Das schien außer Zweifel zu stehen. Ich kann zum mindesten das erste Glied eines Beweises geben. Einer der Briefe, die Marcel Guinand an Herrn Pérès richtete, ist zu meiner Kenntnis gelangt. Ich gebe ihn hier wieder:

Genf, am 12. März 1919

An Herrn Pérès, Senator,
Präsident der Untersuchungskommission am Staatsgericht, Senat.

Herr Präsident!

1. Ich habe mich am Sonnabend und Sonntag nach Bern begeben, wo ich eine lange Unterredung gehabt habe mit Herrn Dr. Ehrensperger, dem Direktor des Bankhauses Huyerzeller; Bahnhofstraße 1, Zürich. Er ist bereit, für uns auszusagen.

Es ist ihm bekannt, daß Herr M. J. Rutishauser, Schaffhauserstraße 79, Zürich, ihm von Caillaux gesprochen hat und davon weiß, daß letzterer sich in der Schweiz für ein Lotteriegeschäft interessierte, das durch einen Mann namens Zohrab organisiert wurde. (Ich habe mir gleich gedacht, daß es sich um den berüchtigten Zohrab handelt, der in Genf einen Spielsaal unterhielt, und von dem die Zeitung ‚La Feuille' mehr als genug gesprochen hat. Dieser Zohrab hat polemische Auseinandersetzungen mit Casella gehabt.) Am Tage nach dem Sturz des Ministeriums Ribot hat Herr Ehrensperger eine Unterredung mit dem deutschen Professor Sieveking von der Universität Zürich gehabt, und dieser hat ihm folgendes erklärt: ‚Wir sind recht zufrieden, Ribot wird fallen und Caillaux wird seine Erbschaft antreten.' Dieser Professor war eines der Häupter der deutschen Propaganda und redigierte eine Zeitschrift ‚Der Ökonomist'. Er erklärte ihm einige Tage darauf folgendes: ‚Es steht fest, was man auch tun möge, wir können Caillaux nicht an die Spitze bringen.'

Herr Ehrensperger will Herrn Rutishauser aufsuchen, um sich seiner Zustimmung zur Zeugenaussage für uns zu versichern. Ich werde herauszubekommen suchen, welchen Inhalt ungefähr die Aussage dieses letzteren haben wird.

2. An die Zeugen von der Insel Chartran[1]) ist man am Montag herangetreten: sie sind äußerst furchtsam, weil sie zahlreiche Besuche von Kriminalbeamten gehabt haben, die

[1] Frau Chartran, die Witwe des bekannten Malers, besaß eine Insel im Genfer See. Man hatte versichert, ich hätte dort im Einvernehmen mit anderen französischen Politikern Friedensverhandlungen angebahnt. Ich habe niemals den Fuß gesetzt auf die fragliche Insel. Ich bin übrigens seit August 1910 nicht in der Schweiz gewesen.

ihnen auf die Nerven gefallen sind. Man wird am Donnerstag erneut an sie herantreten, und ich werde am Sonnabend einen Bericht darüber bekommen.

3. Ruelens Marlier ist gleichfalls zur Zeugenaussage bereit (nicht berühmt als Charakter). Er will die Erklärungen schriftlich einsenden, die er abzugeben bereit ist.

4. Siegwart ist augenblicklich in Genf mit einer Frau zusammen und gibt viel Geld aus. Das trägt nicht zu meiner Beruhigung bei. In einigen Tagen werde ich erfahren, ob er sich herbeifinden wird, seine Berichte durch Aussage zu bestätigen.

5. Die restlichen Zeugen, die sich in Zürich befinden (Chauffeur und Sekretär von Dorer), sollen von neuem angepackt werden, aber ich kann zur Stunde in dieser Hinsicht noch nichts Bestimmtes melden.

Genehmigen Sie, Herr Präsident, meine aufrichtigen Grüße

Marcel Guinand.

Zwei Bemerkungen: Siegwart wird in dem Brief genannt. Guinand gibt an, er werde erfahren, „ob er bereit sei, seine Berichte zu bestätigen". Es handelt sich ohne jeden Zweifel um die an Renaud-Charrière verkauften und von diesem an Rizzo weiterverkauften Berichte. Die Bande, von der Perri spricht, ist also sicher die Guinand-Bande. Zweite Bemerkung: Guinand meldet Herrn Pérès, daß er Berichte erwartet, und daß er „den Text einer Aussage schicken will, zu der ein Zeuge bereit ist" — dieser Satz allein betrachtet ist schon ein Monument —. Diese Berichte müssen an den Präsidenten der Untersuchungskommission gelangt sein. Der Text einer Erklärung, wie sie ein Zeuge abzugeben bereit ist, muß ihm unbedingt übermittelt

worden sein. Wo sind nun diese Papiere? Bei den Geheimakten, bei den Akten, die weder meinen Anwälten noch mir unterbreitet wurden, und aus denen einzig die beiden Stücke, die ich wiedergegeben habe, ans Licht gekommen sind.

Was für ein Schaden ist daraus entstanden? so wird man fragen. Man hat sich weder der Siegwartschen Berichte bedient noch der Aussage Ruelens-Marlier, und das ist alles, was Guinand aus der Schweiz hat schicken können. Also? Die Antwort ist einfach. Gewiß, man hat nicht all dieses Gesudel bei der Verhandlung ausgekramt. Man hätte es dann der Verteidigung mitteilen müssen, und Dokumente von dieser Art scheuen das Tageslicht. Die Geheimakten sind ja übrigens auch für andere Zwecke bestimmt. Aber man hat doch ebensowenig die Stücke im Ministerrat vorgebracht, wie das bei einer anderen berühmten Affäre geschehen ist? Nein, ohne Frage: da gab es ja 241 Richter! Aber die Gespräche? aber die Wandelgänge? und das Getuschel und Geflüster: „Es liegen sehr schwerwiegende Dinge vor, von denen man nichts sagen kann. Durchaus zuverlässige Auskünfte aus der Schweiz ....“ Und wenn jemand, der „die Wandelgänge bearbeitet“, deutlicher wird, dann kann sein Gesprächspartner um so leichter sich täuschen lassen, als infolge unerklärlicher und .... von der Vorsehung bestimmter Langsamkeiten die Gerichtsaktion, die im August 1919 gegen Renaud-Charrière und seine Spießgesellen (zu jener Zeit wurden sie verhaftet) eingeleitet wurde und in einigen Wochen hätte zum Abschluß gelangen können, erst im Mai 1920 vor das Genfer Tribunal gelangt, genau einen Monat nach dem Urteilsspruch des Staatsgerichts. Das Echo aus der Schweiz hat also im Bannkreise des Luxembourg nicht widerhallen können. Und dann beherrscht doch die eine Tatsache alles: Geheimakten sind angelegt worden. Wozu? Wozu sind die seltsamen Berichte, die befremdlichen Auskünfte, die man eingeheimst hatte, der Ver-

teidigung nicht unterbreitet worden? Warum hat man diese Aktenstücke verborgen? wenn es wirklich nicht geschah, um aus dem Hinterhalte zu zielen.

Doch ich halte mich auf! Die sorgsam verschleierte Mission des Herrn Guinand, die fabrizierten Berichte Siegwarts, die Fälschungen von Renaud-Charrière sind nur die dürftige Krönung der Machenschaften und der Manöver, deren Darstellung dieses Buch füllt. Es fehlte gerade noch eine geheime Aktensammlung, deren Existenz allein, ich wiederhole es, genügt, jeden Urteilsspruch null und nichtig zu machen. Da ist sie nun: erwiesene Tatsache! Kehren wir nun, da dieses Buch doch für die Geschichte geschrieben ist, zu dem wahren Prozeß zurück, zu dem Gesinnungsprozeß. Gibt es denn überdies noch irgendwo einen Menschen, der nicht durchschaut, daß der ganze Wust von verschrobenen Anklagen, die ich lang und breit auseinandergelegt und über den Haufen geworfen habe, auf daß nichts im Dunkel bleibe, einzig zu dem Zweck ersonnen ist, die politische Seite des Unternehmens zu maskieren...

Dieses politische Unternehmen führt der Präsident der Untersuchungskommission durch, indem er mich ausfragt über die Dokumente, die in meinem Geldschrank in Florenz gefunden wurden, und über meine italienischen Unterredungen.

Siebentes Kapitel.

Der Gesinnungsprozeß
Die Schriften aus dem Geldschrank von Florenz — Die italienischen Vorfälle

Die Verantwortlichen! Die Projekte! Eine Studie über die Schuld am Kriege; ein Haufe Notizen über die Reform der Verfassung und unsere Gesetze. Das sind die inkriminierten Stücke! Inkriminiert unter welchem Rechtstitel? nach welchem Recht? Die Freiheit des Denkens und Schreibens ist, denke ich, in diesem Lande zu Hause. Selbst wenn ich in der Stille meines Arbeitszimmers bis ins kleinste hinein einen Staatsstreich vorgesehen hätte — ich habe es niemals getan —, selbst wenn ich die lächerliche, tolle These niedergeschrieben und entwickelt hätte, daß die Zentralmächte nicht die geringste Schuld an der Entfesselung des Weltkonfliktes hätten — wieso konnte ich Vorwürfen ausgesetzt sein, solange ich von diesen unwahrscheinlichen Projekten, von diesen ausschweifenden Denkgeburten niemandem etwas mitgeteilt hätte? Nun hat man aber suchen, anfragen, umherstöbern mögen soviel man wollte: man hat anerkennen müssen, daß niemand von meinen Papieren Kenntnis gehabt hatte, und daß die Ideen, wie ich es verschiedentlich ausdrückte, meinem Hirn nur entstiegen sind, um in meinen Geldschrank zu steigen.

Herr Pérès hat sich gezwungen gesehen zu dem Zugeständnis, daß für eine Anklage kein Material vorlag, und hat nun behauptet, man finde in diesen Schriften die geistige Vorbedingung für ein Komplott gegen die Sicherheit des Staates nach außen hin, und aus der geistigen Veranlagung, die er mir damit zuschrieb, seien die hypothetischen Intriguen entsprungen, die mir zur Last gelegt werden. Wie bequem ist solches Vernünfteln!

Wie bequem ist es, zu schreiben, wie es der Präsident der Untersuchungskommission getan hat, daß die Studie betitelt: „Die Verantwortlichen“ eine für die Verbreitung fertige Broschüre darstelle, und daß ich die Absicht gehabt habe, sie an die Öffentlichkeit zu bringen am Tage eines Mißerfolges unserer Waffen, um die Volkswut zu hetzen gegen die Leute, die im August 1914 am Steuer gesessen und die Kriegserklärung hatten unterzeichnen müssen! Wo ist der Beweis, auf den diese Annahme sich stützt? Es ist keiner da. Wie bequem ist es, zu behaupten, daß unter den zerstreuten, hingekritzelten, auf Teufel-komm-heraus geschriebenen Notizen, die man in buntem Gemisch mit anderen Papierfetzen gefunden hat, ein Abschnitt, „Rubikon“ betitelt, eine Staatsstreichidee zum Ausdruck bringe — während diese Zeilen von meiner Hand ganz einfach vorsehen, daß die Regierung, zu deren Konstituierung ich etwa berufen würde, bei den Kammern die Abstimmung über ein Gesetz zu beantragen und im Notfalle durchzudrücken haben könnte, das in einem einzigen Artikel unter der Marke „Rubikon“ der vollziehenden Gewalt das Recht zuspräche, einige Monate lang vermittels dekretierter Gesetze die Legislatur auszuüben! Wozu kann man sich nicht versteigen, wenn man die ganze Tonleiter der Hypothesen durchläuft? Und ich wiederhole: Auf welches Recht stützt man sich, wenn man diese Hypothesen aufstellt?

Stellen wir die Dinge richtig.

Fern von den öffentlichen Geschäften, fern von der Regierung, habe ich während des Krieges gearbeitet; ich denke, das war mein gutes Recht. 1915 schrieb ich mein Buch „Agadir. Meine äußere Politik“, das 1919 erschienen ist, und zu gleicher Zeit warf ich im Zeitraum von einigen Wochen hastig eine Studie über die Schuld am Kriege aufs Papier. Ich dachte so wenig daran, sie ungekürzt zu veröffentlichen, daß ich alsbald ganze Seiten herausschnitt, um sie nach einigen Änderungen lediglich formaler

Natur in mein Werk über die Ereignisse von 1911 zu übernehmen. Und das ist ja schon eine ausreichende Widerlegung der Behauptung von den Projekten, auf die des Herrn Pérès Einbildungskraft verfallen ist. Doch ich gehe weiter. Die Studie „Die Verantwortlichen" zerfällt in zwei Teile.

Im ersten Teil werden die weit zurückliegenden Ursprünge des Weltbrandes abgehandelt. Ich stelle die Politik des Maßhaltens und der Vorsicht, wie Gambetta, Jules Ferry, Waldeck-Rousseau sie verfolgten, in Parallele zur nationalistischen Politik. Ich zeige, wie von 1912 an die traditionelle Politik der republikanischen Partei Schritt für Schritt aufgegeben wurde, wie Herr Poincaré, der zuerst Ministerpräsident war und alsdann dank der Unterstützung der Rechten zum Amt eines Präsidenten der Republik aufstieg, sich der Mithilfe entsann, welche die Etappen seines Aufstiegs bestimmt hatte, sowie der Umstände, denen sie entsprungen war, wie unter den Ministern, die unter seiner Ägide aufeinander folgten, einige die prahlerische und frivole Politik trieben, die den Nationalisten am Herzen lag und zu deren Entfaltung das Staatsoberhaupt ermutigte, wenn es sie nicht gar einleitete. Reifliche Erwägung konnte mir nicht den Gedanken nahebringen, daß die wesentlichen Ideen aus dem ersten Teil der „Verantwortlichen" irgendwelcher Einschränkung bedürften. Einzig gewisse Porträts von Persönlichkeiten des höchsten Staatsdienstes sind übertrieben herausgemeißelt, mit zuviel Bitterkeit in der Feder. Man hat, denke ich, das Recht auf Revision seiner Korrekturen ...

Im zweiten Teil der Arbeit fasse ich die unmittelbaren Ursprünge des Konflikts ins Auge, und die Art der Ausführung läßt auf geringere Selbstgewißheit des Gedankens schließen. Wenn ich schreibe, daß der Kriegswille Wilhelms II. zugleich voller Schwanken und Leidenschaft war und sich gebeugt hätte, wenn er auf eine stolze und würdevolle Entschlossenheit zum Frieden gestoßen wäre, dann bringe ich ohne Frage damit eine Ansicht zum

Ausdruck, die ich zur Stunde noch hege. Ebenfalls habe ich das Gefühl, daß es in Frankreichs Interesse lag, Zeit zu gewinnen, weil die Zeit für uns gegen die Deutschen arbeitete und weil man es hätte erreichen können, wenn man Klugheit und Ruhe an den Tag gelegt hätte, wie sie bei uns gefehlt haben. Ich bin immer noch überzeugt davon, daß es ein Fehler von seiten der französischen Regierung war, wenn sie der russischen Mobilmachung, die Deutschland den gesuchten Vorwand für Aufrollung des Dramas lieferte, nicht im Einvernehmen mit England vorbeugte oder sie wenigstens hinausschob. Gewiß, ich halte mir vor Augen, daß einige von meinen Freunden, und zwar von den besten, solche, mit denen ich gewöhnlich in voller Gedankengemeinschaft lebe, der Meinung sind, ich sei zu tief von den Erinnerungen vom Jahre 1911 her durchdrungen gewesen, ich habe mir, weil es mir zur Zeit von Agadir gelungen war, den Krieg zu verhindern, nun eingebildet, das gleiche Ergebnis hätte 1914 erzielt werden können, ich habe nicht an das Abtreten des Herrn von Kiderlen gedacht und daran, daß er im Sekretariat für Auswärtige Angelegenheiten des Kaiserreichs ersetzt worden war durch einen gelehrigen Schüler der Alldeutschen. Ich weiß den Einwurf zu würdigen. Ich halte ihn nicht für entscheidend. Aber ich würde mich hüten, mich endgültig zu äußern, ohne vorher mit peinlichster Aufmerksamkeit alle die Dokumente über die Ursprünge des Konflikts geprüft zu haben, die schon erschienen sind oder die in den nächsten Jahren herauskommen werden. Werden sie die Ideen bestätigen, die ich mir bewahre? Ich bin davon überzeugt. Werden sie meine Ideen abschwächen? Möglich. Was ich weiß, ist dieses: über die unmittelbaren Ursachen des großen Krieges werde ich nichts erscheinen lassen, bevor die Archive der meisten Regierungen den Kern ihrer Geheimnisse ausgeliefert haben. Was ich weiß, ist dieses: immer war es so meine Absicht, niemals habe ich daran gedacht, die Studie zu veröffent-

lichen, die ich für mich allein geschrieben hatte, um Ideen festzuhalten und Tatsachen zu notieren, die sich vor meinem Blick enthüllt hatten. Ich hatte sie nach Italien mitgenommen, nur um sie bei Gelegenheit zu überarbeiten, um nach Bedürfnis daraus zu schöpfen, wie mir das schon vorgekommen war, während der Mußestunden, die ich in einem Erholungsaufenthalt zu finden gedachte, von dem ich mir vorstellte, er würde friedlich verlaufen. Mit welchem Recht schreibt man mir andere Absichten zu? Nicht eine Zeile, nicht ein Wort von mir, nicht eine Zeugenaussage — nichts, was die wildphantastischen Behauptungen stützen könnte, mit denen Herr Pérès um sich wirft! Kein Zweifel, er hätte ähnliches behaupten können von den Schriftstellern, die seit Unterzeichnung des Friedensvertrages über die Ursachen oder über die Ereignisse des Krieges Bücher von weit giftigerer Wirkung hatten erscheinen lassen als die „Verantwortlichen" es sind, und deren Manuskripte höchstwahrscheinlich entdeckt worden wären, wenn man 1917 oder 1918 ihre Schubladen geleert, ihre Geldschränke durchstöbert hätte.

Der gleiche Gedankenprozeß mit Umschweifen, kühner noch, anläßlich der Notizen mit dem Titel „Projekte". Hier kann man nicht behaupten, daß man vor einer sorgfältig abgefaßten Studie steht wie bei den „Verantwortlichen". Es handelt sich um bisweilen verworrene, oftmals widerspruchsvolle Aufzeichnungen, um Zustände der Gedankenflucht. Ich erhebe nachdrücklich zum Anspruch einige von den Ideen, die mir durch den Kopf gegangen sind. Sie sind mir im Geiste haften geblieben. Ich erhebe nachdrücklich zum Anspruch die Auffassung, die ich 1915 von der Kriegführung hatte: ich wollte sie intensiver gestalten durch Errichtung des einheitlichen Oberbefehls, durch Berufung des Generals Sarrail an die Spitze der Armeen, durch Übertragung der Leitung aller militärischen Operationen an den Obersten Rat der Nationalverteidigung, durch Entsendung von Parlamentariern

zu den Armeen. Ich erhebe nachdrücklich zum Anspruch, was ich schrieb über den Friedensvertrag, wie er hätte kommen sollen: ich wollte daß seine Klauseln dem Lande zur Billigung unterbreitet würden durch das technische Mittel der Neuwahl, ich bestand darauf, daß er für alle Mächte Verfügungen umschließe, die zwischen ihnen eine Verbindung gegen erneute Kriege schaffen sollten. Ich erkenne an, daß ich andererseits eine Umgestaltung unserer parlamentarischen Regierungsform ins Auge gefaßt habe, die ich für unerläßlich halte. Zwei beherrschende Ideen: das Referendum ist einzuführen, mit anderen Worten, der direkten Gesetzgebung ist ihr Recht zu geben, und auf dem Wege über eine Erweiterung des Staatsrates, in dem die Vertreter des Handels, der Industrie, der Arbeitergruppen Platz finden würden, ist der Wirtschaftsstaat oder vielmehr der technische Staat neben dem politischen Staate zu organisieren. Daß in all diesen aufs Geratewohl zusammengefaßten Ideen wenig Ordnung herrscht, versteht sich von selbst. Daß in die Ausführung zahlreiche wenig überlegte Dinge sich eingeschlichen haben — das wird niemanden überraschen von all denen, die gewohnt sind, niederzuschreiben, was ihnen durch den Kopf geht. Daß ich in gewissen Augenblicken, wenn ich meinem dem Autoritativen zugeneigten, von schnellen Lösungen eingenommenen Temperament nachgab, auf dem Papier Regierungshandlungen ins Auge gefaßt habe, an deren Umsetzung in die Tat ich an verantwortlicher Stelle niemals gedacht haben würde, das stelle ich nicht in Abrede. Wenn man sich darauf versteift, Zeile für Zeile, Wort für Wort die Notizen zu erörtern, die ein Politiker für sich allein aufgezeichnet hat, dann ist es nicht einmal der Prozeß gegen das Denken eines Menschen, was man unternimmt, sondern der Prozeß gegen die Blasen, die sein Gehirn wirft.

Zum Schluß ein bereits angedeuteter Vergleich: im Laufe der Durchsuchungen, die in den Bureauräumen der „Action Fran-

çaise“ vorgenommen wurden, hat man eine Reihe von Zetteln gefunden, von denen ich einige zitiert habe und durch die der Plan erwiesen wird, nach dem vor dem Kriege die Regierungsform umgestürzt und 1917, angesichts des Feindes, die Operation wieder aufgenommen werden sollte. Man könnte nun zweideutig werden und Spitzfindigkeiten häufen. Die Leute, die 1917 eine Liste der Offiziere aufstellten, welche die Kavallerieregimenter in der Nähe von Paris kommandierten, die ihre Meinungen verzeichneten und niederschrieben, sie könnten auf den oder jenen General zählen, der ihnen gesagt hätte: „Ich werde mittun“ — diese Leute bereiteten einen Gewaltstreich vor und hatten sich Spießgesellen gesichert. Für sie — Einstellung des Verfahrens! Was sage ich? der Prokurator der Republik verleiht ihnen Diplome für Patriotismus in seinem Bericht, weil sie zwar anerkennen, daß sie vor dem Kriege den Umsturz der Republik geplant haben, dann aber auf Ehre und jeder Wahrscheinlichkeit entgegen versichern, sie hätten mit dem Tage, an dem der Konflikt ausgebrochen ist, Pläne zurückgestellt, deren Wiederaufnahme sie sich vorbehalten. Sie sagen das ausdrücklich. Unnütz einer Parallele zu folgen, deren Aufzeichnung genügt — und die dartut, was dabei herauskommt, wenn die Wage der Gerechtigkeit belastet wird mit dem Gewicht der politischen Leidenschaften — jener Leidenschaften, deren Ausbrechen im Laufe meiner italienischen Reise vom Dezember 1916 bis Januar 1917 wir jetzt in Art und Wirkung beobachten wollen.

Ich habe diese Reise geschildert, die ich mir nur als Erholungsreise gedacht habe. Ich nahm an, ich würde während dieser kurzen Ausspannung um so ungeschorener bleiben, als ich bereits zweimal, im Jahre 1916, in Italien gewesen war und das erstemal im Monat April nur einen leichten Ärger gehabt hatte (einige

Artikel über meine Anwesenheit in einer Florentiner Zeitung), während ich das zweitemal, als ich im Oktober meine Frau wiedertreffen wollte — sie beendigte gerade ihren Aufenthalt in Montecatini, wo sie die Quellen gebraucht hatte —, allen Schwierigkeiten irgendwelcher Art aus dem Wege gegangen war, indem ich mit Zustimmung des Ministeriums des Auswärtigen unter dem Mädchennamen der Frau Caillaux reiste. Ich dachte mir, ich würde vor jeglicher Neugierde geschützt sein, wenn ich mich noch einmal wieder verkappte. Ich ahnte nicht, daß gerade die Vorsichtsmaßregeln, die ich ergriff, um mir die Ruhe zu sichern, sich gegen mich wenden würden; ich ahnte ebensowenig, auf welche feindselige Haltung von seiten des Palais Farnèse ich stoßen würde.

Herr Kahn, der im Namen der Liga für die Menschenrechte eine bemerkenswerte Studie über die italienischen Affären veröffentlicht hat, schreibt: „Herr Caillaux hatte in Italien unerkannt passieren wollen. Er übersah, daß er, noch bevor er hinreiste, sich dort bekannt gemacht hatte und verkannt worden war." Nichts ist so wahr wie dieses. Ich war keineswegs auf dem laufenden über den Pressefeldzug, der jenseits der Alpen gediehen war; ich wußte nicht, daß vor dem Eintritt Italiens in den Krieg die deutsche Propaganda, verschweißt mit dem französischen Nationalismus, die italienischen Zeitungen mit Artikeln überschwemmt hatte, in denen ich als Drahtzieher mannigfacher Intriguen dargestellt wurde — mit jenen Artikeln, von denen ich einige wiedergegeben habe. Sie waren in solchem Maße in die Kreise der Presse eingedrungen, daß der Direktor des „Secolo", der großen frankophilen Zeitung von Mailand, folgendes erklären kann: „Ich habe Herrn Caillaux niemals kennen gelernt. Ich habe niemals auch nur indirekte Beziehungen zu ihm gehabt. Erst als ich erfuhr, daß er sich in Italien befand, habe ich ihn anzugreifen gesucht, besorgt wie ich war wegen

seiner notorischen Zuneigung zu einer Verständigung mit Deutschland... und seiner ausgesprochenen gefühlsmäßigen Gegensätzlichkeit zu England." Und Herr Verelli, Redakteur am „Popolo d'Italia", schreibt: „Ich habe Herrn Caillaux in meiner Zeitung angegriffen, weil er nach Italien kam, im voraus behaftet mit dem Rufe der Deutschfreundlichkeit!" Was diesen Ruf betrifft, so lege ich Wert darauf, noch einmal zu betonen, wer ihn mir angehängt hatte: die französische Nationalistenpresse, deren Quertreibereien die deutschen und die italienischen Zeitungen einfach wiedergegeben haben.

Aber diese Quertreibereien waren, wie man sieht, in Italien in eine gewisse Sphäre der öffentlichen Meinung eingedrungen. Das Zusammenfallen meiner Ankunft in Rom am 11. Dezember 1916 mit dem Erscheinen einer Friedensnote des Herrn von Bethmann-Hollweg, die ich doch nicht voraussehen konnte, und die am 12. ausgegeben wurde, insbesondere aber die Tatsache, daß ich unter einem Namen reiste, der mir nicht zugehörte: dies alles brachte eine Anzahl jener neugierigen Zaungäste der Politik, von denen es in Rom wimmelt, zu der Überzeugung, daß ich nach Italien komme, um hier im Einvernehmen mit der französischen Regierung oder auch außer Zusammenhang mit ihr eine politische Operation durchzuführen. Man beginnt sich aufzuregen über die Leute, die ich getroffen habe oder noch treffe, über die Spaziergänge, die ich gemacht habe oder noch mache. Man versucht fortan ein Wort von mir zu erhaschen. Wie später einmal der „Avanti", die Zeitung der Sozialistenpartei, in einem geistreich gallischen Satze bemerkt, beobachtet und analysiert man fortan „die geringsten persönlichen Aussonderungen des Herrn Caillaux".

Mit alledem wäre es nicht weit hergewesen, wenn ich nicht gegen mich die gereizte Stimmung der Botschaft gehabt hätte. Herr Barrère hat eingewandt, daß der Paß, den ich mir auf

einen angenommenen Namen hatte ausstellen lassen, geeignet sei, in Italien Neugierde zu erwecken und unsere Nachbarn, denen die Politik im Blute liegt, zu dem Glauben zu bringen, ich käme nach Rom, um irgendwelchen „Combinazione“ nachzugehen. Der Einwurf ist gerechtfertigt — ich habe das schon anerkannt —, aber wäre es denn nicht für den Botschafter, der ja im voraus von der Existenz dieses Passes unterrichtet war, nächstliegende Pflicht gewesen, zunächst seine Regierung und dann mich zu warnen? Warum hat er es nicht getan? Vor allem aber, warum hat er mich nicht gewarnt vor einigen von den Personen, mit denen ich infolge zufälliger Vorstellung zusammentreffen mußte, wenn er der Ansicht war, daß die Zudringlichkeiten des Herrn Cavallini und seiner Freunde geeignet seien, mich zu kompromittieren oder zum mindesten eine üppige Blütenpracht von Klatschgeschichten aufschießen zu lassen? Und wenn wir einmal zugeben, was Herr Barrère behauptete, und was im Widerspruch steht zu verschiedenen Tatsachen, nämlich, daß er über meine Zufallsbeziehungen erst informiert worden sei, als schon in ganz Rom das Gerede über mich umlief — warum hat er dann nicht Aufklärungen von mir verlangt? warum hat er mir nicht zum mindesten eine Warnung zukommen lassen? Ich weiß, wie es um die Politik steht, ich weiß, wie leicht falsche Gerüchte Verbreitung finden, aber ich weiß auch, daß Interviews, öffentliche Erklärungen und zweckentsprechende Besuche schnell damit aufräumen. Ich würde meine Erfahrung im öffentlichen Leben zur Verfügung gestellt haben, um eine oberflächliche Erregung zum Schweigen zu bringen. Allerdings ziehe ich in Betracht, was die rechte Hand des Botschafters, sein erster Sekretär, Herr Charles Roux, in seiner Aussage angegeben und was er vor dem Staatsgericht wiederholt hat. Er hat behauptet, man hätte wohl einen Politiker warnen können, der einen zufälligen Fehler in der Wahl seiner Beziehungen machte,

wie etwa den Abgeordneten Leboucq, der auf der Durchreise in Rom eifrig mit Cavallini verkehrt hatte, und den die Gesandtschaft aufgefordert hatte, so weit wie möglich seinen Aufenthalt in diesem Hause einzuschränken, daß es aber unnütz gewesen wäre, die gleichen Warnungen Herrn Caillaux zukommen zu lassen, denn dieser habe „Beziehungen nach seinem Geschmack und seinen eigenen Geschmack in seinen Beziehungen". Eine Prägung, die mit Eleganz darauf berechnet ist, eine absichtliche Unterlassung zu verschleiern! Eine Prägung, unter der eine einfache Retourkutsche sich verbirgt! Was! Weil Gewährsleute — man weiß ja, welchen Grad von Vertrauen Leute von diesem Schlage verdienen — über Äußerungen berichtet haben, die sie nicht selbst gehört, sondern aus zweiter, wenn nicht aus dritter Hand erhalten haben, wie wir ja sehen werden, darum dekretiert ein Botschaftssekretär, diese Äußerungen, wie sie einem Politiker erster Ordnung zugeschrieben werden, seien authentisch. Er zieht nicht in Betracht, daß es die nächstliegende Pflicht seines Vorgesetzten gewesen wäre, mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten, der in Frage steht, zu sprechen oder ihm zum mindesten Gelegenheit zu einer Aussprache zu geben.

Doch ich bedaure sagen zu müssen, daß die Dinge, die Herr Roux vorbringt, nicht der Wahrheit entsprechen. Es ist nicht wahr, daß vorgebliche Unterredungen, die späterhin sämtlich dementiert wurden — mit Ausnahme der Unterredung mit Martini, und hier werden wir ja sehen, was der Bericht wert ist, den man darüber machte —, dementiert durch Briefe oder durch Aussagen, daß diese vorgeblichen Unterredungen die Botschaft in Aufregung versetzt haben. Die Botschaft hatte sich von vornherein aufgeregt. Man hat ihr dann eingeredet, oder sie hat es sich selbst eingeredet, daß ich nach Rom gekommen sei, um in Beziehungen zum Vatikan, zu der offiziellen Sozialisten-Partei, zu den neutralistischen Führern zu treten! Unbestreitbare Tat-

sache! Die Berichte des beigeordneten Militärattaché, Herrn Noblemaire — heute ist er Abgeordneter — sind zusammengefaßt in einer langen Note, die der französischen Regierung in den ersten Tagen des Januar 1917 übermittelt wurde mit der Unterschrift des Botschafters, der infolgedessen die Verantwortung dafür zu tragen hat. Alle Beschwerden, die man gegen mich auf dem Herzen hat, sind lang und breit darin angeführt.

Was sind das für Beschwerden? Die Hauptbeschwerde, die nach der Aussage des Herrn Malvy die Aufmerksamkeit der französischen Regierung wachgerufen hat, liegt in folgendem lapidaren Satze umschlossen: „Am Tage nach seiner Ankunft in Rom ist Herr Caillaux im Vatikan.“ Folgt ein längerer Bericht über die Sprache, die ich geführt haben soll, sei es dem Kardinal Gaspari, sei es pazifistischen Prälaten gegenüber. Man bemerkt, daß meine Äußerungen völlig im Einklang stehen mit der bei den römischen Prälaten gebräuchlichen Sprechweise. Ich glaube es ohne weiteres: Man legt mir Sätze in den Mund, die in den „Camere“ des Vatikan widerhallen, und man wundert sich nachher über den Einklang. Sobald man diesen Einklang hergestellt hat, sobald man sich darauf geeinigt hat, daß ich wiederhole, was Mgr. Pacelli oder Mgr. Migone sagt, oder wovon man glaubt, daß sie es sagen — von diesem Augenblicke an werden nun alle meine Unterredungen nach dem gleichen Modell aufgebaut werden müssen, und man wird mich in Rom spazieren führen in dem klerikalen Mantel, mit dem man mich bekleidet.

Aber ich habe mich nach der Note der Botschaft nicht darauf beschränkt, mich dem Heiligen Stuhl zu nähern. Ich habe mit den Führern der Sozialisten-Partei gesprochen; man bezeichnet sie namentlich: Herr Turati, Herr Trèves, Herr Modigliani. In Verfolgung meiner Absichten habe ich natürlich mit den Neutralisten konferiert, mit den Freunden des Herrn Giolitti. Ich

habe das Verbrechen begangen, mit Herrn Nitti zusammenzutreffen. Allerdings, so sagt man dazu, hat Herr Caillaux auch Herrn Martini getroffen und hat dieser voller Nachsicht — das sind die Worte der Botschaft — erklärt, „er hätte die Sprache eines guten Franzosen geführt". Der Bericht, den ich analysiere, liefert alsdann eine selbstverständlich durchaus unrichtige Zusammenfassung dieser Unterredung. Man legt mir darin eine Sprache in den Mund, die über alles hinausgeht, was Herr Martini mir in der Folgezeit zuschreiben soll, aber man behält von diesem Besuche nichts in Händen; man sieht ein, daß ich im Gespräch mit einem leidenschaftlichen Anhänger der Intervention, mit einem Franzosenfreund von jeher, notwendigerweise, was für Ideen man mir auch zuschreiben mag, mich mit ihm habe in Einklang bringen müssen. Anderenfalls würde der ehemalige Kolonialminister aus dem Kabinett Salandra der Unterredung unverzüglich ein Ende bereitet haben. Das ist die Erwägung, die er selbst späterhin in einem seiner Ehrlichkeitsanfälle hat anstellen müssen. Man geht also darüber hinweg.

Auf meinen sonstigen Besuchen beruht nun die gegen mich gerichtete Anklageakte, die, das muß man anerkennen, ansehnlich und schwerwiegend ist. Es ist in der Tat gewiß, daß, wenn ich mich auf meinen Reisen nach Rom ohne irgendwelchen Auftrag, außerhalb jeder Verbindung mit der Regierung nacheinander mit dem Vatikan, mit den offiziellen Sozialisten, mit den Neutralisten angebiedert habe, daß ich mich dann mit Schritten zur Annäherung abgegeben habe, die man schon als Deckmantel für gefährliche politische Machenschaften beargwöhnen kann. Und weil man diesen Verkehr für erwiesen erachtet, faßt Herr Sonnino, der gleichfalls davon überzeugt ist, daß ich mich zum Vatikan begeben habe — er hat es zu wiederholten Malen gesagt —, und faßt Herr Briand, beeinflußt durch die Berichte seines Botschafters, für einen Augenblick meine Ausweisung aus Italien

ins Auge. Indessen, man verzichtet darauf. Die Frage wird angeschnitten in einer italienischen Regierungssitzung, aber ein Minister erhebt Einspruch. Er fragt, ob die Ministerräte dazu geschaffen seien, solchergestalt Klatschgeschichten auszukramen.

Der französischen Botschaft ist es nicht in den Sinn gekommen, das Gehäuf von Albernheiten, das sie zusammengescharrt hat, ebenso zu qualifizieren. Warum? Weil die Vorurteile, welche gewisse Leute mir gegenüber nähren, ihnen den Ausblick auf die Wahrheit versperren, ja ihnen das Suchen danach verbieten. Diese Vorurteile sind — ich will es gern glauben — nicht bestimmt durch kleinliche persönliche Fragen. Ich will mich gern davon überzeugen lassen, daß ein ziemlich heftiger Streitfall, der im November 1916 zwischen dem Botschafter und mir entstand infolge einer Kränkung, die man Frau Caillaux antat, indem man ihr die Tür der Botschaft verschloß, keineswegs auf die Stimmung des Herrn Barrère und seines ersten Sekretärs mir gegenüber von Einfluß gewesen ist; gegen jene Kränkung habe ich mich damals heftig empört, und sie veranlaßte Herrn Briand, Herrn Charles Roux zu einem Besuch bei meiner Frau aufzufordern, um ihr sein .... Bedauern auszudrücken. Herr Charles Roux hat allerdings zum Quai d'Orsay telegraphiert, dieser Schritt sei ihm so peinlich gewesen, daß er unter anderen zeitlichen Umständen lieber sein Entlassungsgesuch eingereicht hätte, als den Schritt zu tun. Doch hat er seither ausgeführt, es sei ihm unangenehm gewesen, daß er den Anschein erwecken mußte, als suchte er einen Stützpunkt für seine Laufbahn durch den Besuch bei der Frau eines ehemaligen Regierungshauptes, und ich habe mich durchaus überzeugen lassen durch eine Erklärung, von der, wie jeder merken wird, ein Hauch von Aufrichtigkeit ausgeht. Ich habe mich ebenso davon überzeugen lassen, daß Herr Barrère keineswegs unter dem Eindruck der paar Sätze gestanden hat, die ich etwa Herrn Martini über ihn

gesagt habe, damals, als ich unter Feststellung der Dienste, die er früher einmal der Sache der Annäherung zwischen Frankreich und Italien wirklich geleistet hat, geäußert haben soll, die Stunde seiner Abberufung dürfte nahe bevorstehen. Schließlich kann ich mich auch nicht entschließen zu glauben, was immerhin qualifizierte Personen mir gesagt haben, daß nämlich Herr Barrère so argwöhnisch sei, daß er nur schwer die Anwesenheit eines französischen Politikers, wer es auch sein mochte, in Rom ertragen, und daß er sich in der Regel befleißigt hätte, entweder den Lästigen in Verruf zu bringen oder ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Man könnte, so hat man mir versichert, Beispiele anführen. Ich schiebe alle diese Erläuterungen beiseite; höheren und vor allem tiefer verwurzelten Gründen ist der seelische Zustand des Botschafters und seiner Umgebung zuzuschreiben. Und zunächst einmal, wer ist Herr Barrère?

Rochefort spricht in den „Aventures de ma Vie“ von seiner englischen Verbannungszeit nach 1871 und von den Umständen, unter denen er die „Lanterne“ herausbrachte — und zeichnet dabei folgendes Porträt von Camille Barrère: „Der Mann, der für mich die erste Nummer der ‚Lanterne‘ übersetzte, war ein junger Konskribierter, der nach dem Aufstand der Kommune zum Tode verurteilt worden war und damals in London ein Leben voller Bedrängnis führte. Er hieß Barrère und schien nach dem Vorbilde seines Urgroßvaters, der am 9. Thermidor zwei Reden in der Tasche trug, eine zur Unterstützung und die andere zur Bekämpfung Robespierres, in seiner Gesinnung nicht eben sehr fest zu sein. Er achtete auf die Richtung, aus der der Wind blies, und als es sich entschieden hatte, daß er vom Opportunismus her wehte, bot dieser, persönlich übrigens angenehme, liebenswürdige junge Mann Gambetta seine Unterwerfung an gegen einen diplomatischen Posten, den man ihm aber nicht verhökerte.“ Herr Barrère ist nicht beim Oppor-

tunismus stehengeblieben; er ist geschwind beim Nationalismus gelandet. Die Gerechtigkeit erheischt den Zusatz, daß der Schriftsteller, der seiner Gewohnheit gemäß an ihm seine Ironie übte, denselben Weg gegangen ist und etappenweise verbrannt hat, was er angebetet hatte: von der äußersten Linken ist er zum Boulangismus hinübergesprungen. Aber wenigstens hat Henri Rochefort doch nicht versucht, sich für seine Vergangenheit Verzeihung zu erwirken, während das bei Herrn Barrère die vorherrschende Sorge gewesen zu sein scheint. Zu diesem Zweck hat er den Snobismus kultiviert und den Nationalismus auf die Spitze getrieben.

Ich traf ihn zum ersten Male auf einer Jagd in der Umgebung von Paris, bei welcher er an seinen Hund seine Kenntnisse in der englischen Sprache verschwendete, die er äußerst geläufig sprach. Er legte Wert auf diese Feststellung. Da ich mich wunderte, gab er zu bedenken, daß sein Hund eine andere Sprache als die englische nicht verstehen könne, da er ja im Vereinigten Königreich das Licht der Welt erblickt hätte. Ein kleiner lächerlicher Zug, der sich aber recht wohl mit dem Geschmack in Einklang bringen läßt, den der französische Botschafter in Rom an den Salons des „schwarzen Adels" bekundete, der mit dem Vatikan verbunden und — in Paranthese sei es bemerkt — nichts weniger als französisch gesinnt ist.

Zum zweiten Male sah ich Herrn Barrère während der Krise von 1911. Herr de Selves bat mich mit Erfolg um die Erlaubnis, ihn zu einer wichtigen Zusammenkunft in meiner Wohnung in der Rue de la Boëtie mitzubringen, bei der Minister und zwei andere Botschafter vertreten waren. Die Diskussion war ein wenig bewegt. Herr Barrère unterstützte, ohne in allen Punkten unrecht zu haben, so muß ich schon anerkennen, gewisse Ideen des Herrn de Selves gegen seine Kollegen. Einer von diesen fragte mich einige Stunden später, warum ich Herrn

Barrère an dieser Konferenz habe teilnehmen lassen. „Sie wissen doch, wie wir ihn nennen?" sagte er mir, „es ist der miles gloriosus unserer Diplomatie." Die Anspielung auf den ruhmredigen Soldaten des Plautus brachte mich ins Lachen. Es schien mir, daß sie körperlich und seelisch wohl auf den Mann paßte, auf den man sie in Anwendung brachte. Ich will nicht etwa seine Qualitäten in Abrede stellen: Aktivität, Schwung, weltmännische Art, eine starke Ergebenheit seinem Lande gegenüber — Eigenschaften die es ihm gestattet haben, die Dienste zu leisten, auf die ich bereits anspielte. Aber ich werde sein Werk nicht schmälern, wenn ich nun sage, daß es ein Wunder ist, wenn seine Fehler, die Fehler des ruhmredigen Soldaten: Großtuerei, Frivolität, Mangel an Feingefühl, blinde Leichtgläubigkeit im Dienste der Leidenschaft — insbesondere der Leidenschaft, gleichzeitig aber auch des Autoritätshungers — sein Werk nicht zum Scheitern gebracht haben.

Diese Schwächen der geistigen Veranlagung, die Schwächen des „miles gloriosus", mußten Herrn Barrère geneigt machen, gierig die Gerüchte zu verschlingen, die über einen Mann umliefen, von dessen Ideen er wußte, daß sie den seinigen äußerst fernstanden, ich meine, jenen Ideen, die er im Laufe seiner politischen Wanderfahrten sich erworben hatte. Er war um so weniger in der Lage, sich dessen zu erwehren, als seine Denkart, wie ich sie beobachtet und geschildert habe, ihn dazu hinneigen ließ, die Einflüsterungen seiner Umgebung gelehrig aufzunehmen. Ich will ohne Rückhalt sagen, was ich denke: es drängt sich mir die Annahme auf, daß er keine Umfrage über mich veranlaßt [1]), daß er die Schüssel des niedrigen Geschwätzes, die man ihm

[1]) Er hat es immerhin nicht verschmäht, seine Nase in den Brei zu stecken. Ein Brief, der bei den Akten liegt, und den ich wiedergebe, bezeugt es:

aufgetischt hat, nicht bestellt hatte. Er hat nur davon gekostet, ohne sich vorher um den Ursprung der Gerichte und die Art der Zutaten zu kümmern.

MINISTERIUM DES ÄUSSEREN

DIREKTION DER VERWALTUNGSGESCHÄFTE

Paris, den 26. Dezember 1917

Der Minister des Äußeren an den Herrn Unterstaatssekretär für Militärjustiz (Kabinett des Unterstaatssekretärs
Nr. 2115. Kabinett).

Gleich nach Eingang Ihres Schreibens vom 21. dieses Monats hatte ich Herrn Barrère wissen lassen, daß der Vorschlag, die Mitwirkung des Herrn Darru, Kommissars bei den gerichtlichen Delegationen, in Anspruch zu nehmen, von Ihnen angenommen wurde.

Meine Antwort, so prompt sie auch gegeben worden ist, kam in Rom am Tage nach der Abreise des Herrn Darru an, der übrigens die Absicht kundgetan hat, am 12. Dezember nach einem Aufenthalt in Modane bestimmt in die Schweiz, vielleicht auch nach Paris zurückzukehren.

Unser Botschafter bringt den Wunsch zum Ausdruck, zu erfahren, ob er den Fragebogen des Herrn Bouchardon dem Sekretär überreichen könnte, den Herr Darru in Voraussicht seiner Rückkunft in Rom zurückgelassen hat. Ich wäre Ihnen sehr verpflichtet, wenn Sie mich instand setzen wollten, ihm Ihre Entscheidung zukommen zu lassen.

Für den Minister, im Auftrage
Der bevollmächtigte Minister und Direktor
Maurice Herbette.

Ist es eine Rolle für einen Botschafter, polizeiliche Operationen zu leiten, selbst wenn es gegen einen ehemaligen Ministerpräsidenten geht, in dem Lande, in dem er Frankreich vertritt, in dem Lande, in dessen Verwaltung und Rechtspflege er über alles andere hinaus Vertrauen setzen muß?

Ich habe zu wiederholten Malen das Wort Umgebung gebraucht. Aus der Umgebung des Botschafters ist in der Tat alles entsprungen. Die Elemente dieser Umgebung sehen an ihrer Spitze Herrn Charles Roux, den ersten Sekretär, von dem ich weiter nichts sagen will, als daß er bei allen Gaben, bei aller Charakterfestigkeit, aller Intelligenz und vor allem Verschlagenheit, woran es ihm nicht fehlt, gleichzeitig hinterlistig und leidenschaftbeherrscht ist — von Leidenschaft beherrscht ohne Frage dem ehemaligen Ministerpräsidenten vom Jahre 1911 gegenüber, zu dem er im Verhältnis eines Vertreters der beleidigten Karriere steht (welch wunderbare Bronzefigur für die Kamine des Quai d'Orsay!) — von Leidenschaft beherrscht wahrscheinlich auch dem Urheber der Einkommensteuer gegenüber, welche den Finanzadel bedroht, zu dem Herr Charles Roux senior, ein mittlerer Seifenfabrikant von Marseille, sich hatte aufschwingen können, um in ihm eine gewisse Rolle zu spielen. Ein Bruchstück aus einem Dialog, das Herr de Jouvenel aufgefangen hat, malt den geistigen Zustand der Botschaft. Der Chefredakteur des „Matin" ist auf der Durchreise auf Mission in Rom, gerade im Augenblick der Zwischenfälle. Man erzählt ihm im Palais Farnèse die angeblich umlaufenden Geschichten. „Ist Herr Caillaux gewarnt worden?" „Durchaus nicht." „Dann will ich ihn warnen." „Sehen Sie sich vor; Sie würden sich verdächtig machen." Was sind diesem einfachen Satz gegenüber, der nicht der Einbildung entsprungen ist — niemand wird es behaupten —, die Gründe noch wert, die Herr Charles Roux angibt, um das Schweigen der Botschaft zu erklären? Die Wahrheit ist, daß man mich nicht gewarnt hat, weil ich von vornherein unter Verdacht stand, und auch weil man befürchtete, ich würde, wenn man mir einen Wink gäbe, die Maschen des feingewebten Netzes zerreißen, in das man mich verstrickt hatte.

Um schneller zum Erfolg zu gelangen bei der Unternehmung,

hat man es erreicht, Herrn Noblemaire zu ... umzingeln, den der Botschaft beigeordneten Militärattaché. Der Major Noblemaire hat in seinen Aussagen vor der Untersuchung und vor den Gerichtsschranken gesagt, er sei mein Freund oder sei es doch gewesen. Ich war mit ihm bekannt in unserer Kindheit. Unsere Familien standen in Beziehungen zueinander ohne große Intimität, und das Verhältnis meines Vaters, der Vorsitzender im Aufsichtsrat des P. L. M. war, zu dem seinigen, der Direktor war in der gleichen Gesellschaft, war bisweilen kühl ... Ich erinnere mich, ihn in reiferem Alter gesehen zu haben. Ich entsinne mich nur, daß ich eines Tages, am Tage nach den Wahlen von 1906, Jaurès seinen Namen auf der Tribüne habe aussprechen hören. In einem Zeitschriftenartikel hatte Herr Noblemaire, der äußerst entschieden und äußerst mutig in der katholischen Partei Stellung genommen hatte, die für ihn und seine Freunde unheilvollen Ergebnisse der eben verflossenen Befragung der Wählerschaft kommentiert. Er tröstete sich darüber hinweg mit den Worten, daß ihnen wenigstens „die großen gesellschaftlichen Kräfte" verblieben. Und Jaurès kommentierte seinerseits diese höchst interessante Perspektive, der die Politiker von der Linken — vor allen anderen ich — nicht die genügende Bedeutung beimaßen. Also eine höchst lebhafte, ja bemerkenswerte Intelligenz, aber, wie es häufig vorkommt bei Menschen, die mit diesen Gaben begnadet sind, viel Schwulst, Mangel an Überlegung und Leichtsinn. Herr Noblemaire ist bei den Wahlen 1919 in das Palais Bourbon gekommen, zu dem er seit langem schon Zutritt suchte. Ich wünsche ihm alles Gute. Ich merke nur an, daß seine ersten Schritte auf der Tribüne — übrigens waren sie glänzend — zwar die Spur seiner hervorragenden Qualitäten tragen, daß sie vielleicht aber auch die paar Fehler an den Tag legten, auf die ich hingewiesen habe, und die man auch hinter seinem Berichte und seinen Aussagen suchen sollte —

und hinter einem langen Brief von seinem Vorgesetzten, dem Oberst François, der bei den Akten liegt.

Der Oberst François, Militärattaché in Rom, erklärt in einem an den Kapitän Bouchardon gerichteten Schreiben, er wolle sich nicht mit der „Affäre Caillaux" befassen, die ihm als eine ausschließlich politische Angelegenheit und infolgedessen als nicht zu den Befugnissen des Militärattachés gehörig erscheine; er bemerkt dazu übrigens noch, er habe kein Zutrauen zu den Leuten, welche die Botschaft in dieser Hinsicht mit Auskünften versehen. Äußerst weise Ansichten und Äußerungen, wie sie Herr Noblemaire verschmähte, dessen stürmisches Drauflosgehen der Oberst François beobachtete. Immerhin hätte er, wie sein Chef es tat, bedenken müssen, daß es einem Militärattaché nicht zustand, sich in politische Fragen einzumischen. Er hätte es als gewitzigter Offizier vermeiden müssen, sich schieben zu lassen. Aber man hatte ihn noch vor meiner Ankunft in Rom auf merkwürdige Art bearbeitet, wenn man Herrn Moretti Glauben schenken soll, einem italienischen Journalisten, der heute Direktor von „Il Giornale" ist, und den man auf niedrige Art und ohne Erfolg zu begeifern gesucht hat, von dem aber niemand zu sagen gewagt hat, daß er nicht ein vollendet ritterlicher Mann sei. Herr Moretti erzählt, wie er noch am Tage nach meiner Ankunft bei der Botschaft vorsprach, in der er verkehrte, und der er erwiesenermaßen zahlreiche Dienste leistete. Er wurde empfangen vom Major Noblemaire, den er fragte, ob es wahr sei, daß ich mich in Rom befinde. „Gewiß," soll ihm der beigeordnete Militärattaché erwidert haben, „Herr Caillaux ist in Rom. Er kommt, um in Defaitismus zu machen. Die französische Regierung weiß es. Sie ist ärgerlich über seine Reise, die sie nicht hat verhindern können. Die Journalisten müssen das italienische Publikum zur Vorsicht mahnen gegenüber den Manövern des Herrn Caillaux." Bedenklich, dieses

Zeugnis, da es die Voreingenommenheit erweist. Herr Noblemaire hat allerdings lebhaft widersprochen, aber Herr Moretti hat seine Aussage mit Festigkeit aufrechterhalten, und ich habe mir sagen lassen, daß Herr Noblemaire nach dieser bewegten Gegenüberstellung vor dem Staatsgericht in den Wandelgängen Senatoren gegenüber — ihre Namen wurden mir angeführt — sich ein halbes Geständnis hat entschlüpfen lassen.

Auf jeden Fall läßt ein Schluß sich ziehen aus diesem Vorfall, ein Schluß, den man nicht bestreiten kann! Wenn Herr Moretti die Worte des Herrn Noblemaire entstellt hat, wie dieser versichert, wie konnte es dann kommen, daß Herr Noblemaire nicht gemerkt hat und immer noch nicht merkt, in welchem Maße die Erzählungen von selbst gehörten Äußerungen verdächtig sind, von denen berichtet wird? Wenn das Gedächtnis des Herrn Moretti zuverlässig ist — es kann nicht die Rede davon sein, seinen guten Glauben anzutasten —, geht dann nicht daraus hervor, da der gute Glaube des Herrn Noblemaire doch gleichfalls feststeht, daß ein jeder einmal Worte aussprechen kann, die über das Gedachte hinausgehen, und die man in der Folgezeit vergißt? Begnügen wir uns im Augenblick damit, diese Punkte festzulegen, und kehren wir nun zu den Bemühungen zurück, denen Herr Noblemaire sich unterzieht.

Sie bestehen darin, daß er die Anzeigen sammelt, daß er sie eingliedert in umfangreiche Berichte, in denen lang und breit der Tatbestand meiner Besuche beim Vatikan, meiner Berührungen mit den Anhängern Giolittis, mit den offiziellen Sozialisten, mit Herrn Nitti... und wem nicht sonst noch?... erwiesen wird. Und bei der Feststellung all dieser so äußerst schwerwiegenden Dinge läßt es sich auch Herr Noblemaire nicht angelegen sein, sie zu kontrollieren und sich bei dem Politiker zu erkundigen, von dem er doch sagt, er sei mit ihm befreundet gewesen; er läßt es sich nicht einmal angelegen sein, ihn zu informieren.

seltsame Geistesverfassung, wie man vor dem Staatsgerichtshofe noch wahrnehmen wird! Vielleicht wird es mir gelingen, für diese Geistesverfassung die Erklärung zu geben.

Soweit Herr Noblemaire für das Kriegsministerium allein schreibt und Herr Barrère Noten unterschreibt, die aus den Fächern des Quai d'Orsay nicht herauskommen, klappt das alles aufs beste. Wie aber diese interessanten Dokumente der Prüfung durch den Widerspruch unterworfen werden, da geschieht ein Unglück, wie ich es in regelmäßigen Abständen im Verlauf dieses Buches feststellen kann, und wie ich es in der Formulierung abzuwandeln mich bemühe, ohne allzuviel Erfolg damit zu haben. Pardautz! Der Vatikan? Die römische Kurie gerät in Entrüstung. Niemals hat sie mich zu Gesicht bekommen. Wer ist denn Zeuge meiner berühmten Besuche gewesen? Ein Herr Beck, ein Agent aus der Schweiz, dem ich meine Gespräche mit den Prälaten mitgeteilt haben soll. Man macht Herrn Beck ausfindig. „Glatt erfunden," erklärt er. Aber Herr Charles Roux, der ein einziges Mal auf die Bühne tritt, hat entscheidende Enthüllungen eingeheimst bei einem gewissen Herrn Leprestre, einem amerikanischen Katholiken, der, wie er versichert, in hohem Ansehen steht und von einem irischen Prälaten erfahren hat, daß ich geheime Unterredungen gehabt habe mit Monsignori. Ach! Herr Leprestre ist nichts als ein gewöhnlicher Betrüger mit merkwürdig belasteter Vergangenheit. Sogar sein Name ist eine Fälschung. Er heißt Vartan Papazian und ist ein Abenteurer aus Kleinasien. Die Botschaft der Vereinigten Staaten, der er diese vertraulichen Mitteilungen überbracht haben soll, erklärt, er sei der größte Lügner, den es jemals gegeben habe; der Vatikan sagt das Gleiche. Herr Charles Roux versucht, seine Zeugenaussage aufzuwärmen. Niemand, nicht einmal die Anklage, nicht einmal Herr Pérès läßt sich so weit herab, sie ernst zu nehmen. — Und die sozialistischen Abgeordneten? Man

befragt sie. Keiner hat mich zu Gesicht bekommen. — Die Neutralisten, die Anhänger Giolittis kennen mich nicht. — Man geht nicht so weit, Herrn Nitti auszufragen... Es ist der vollendete Bankerott.

Ich habe das Recht zu sagen, daß die berühmte, vom Botschafter unterschriebene Note ein Lügengewebe ist.

Trotzdem denkt man nicht daran, den Irrtum zuzugeben; man klammert sich an vorgebliche Unterredungen, die ich mit wunderlichen Leuten gehabt haben soll, und die schließlich zusammenschrumpfen bis auf eine Unterhaltung von einigen Minuten in der Ecke neben einem Klavier (sic!) mit einem Herrn Palermi, von dem man kein Aufhebens machen kann wegen seiner menschlichen Eigenschaften und auch wegen eines gewissen Briefes, den er geschrieben hat. Besonders klammert man sich an eine Unterredung mit Herrn Martini, die man zuerst als vorteilhaft für mich betrachtet hat, und auf die man sich später, wie man auf dem letzten Loche pfeift, mit Begierde stürzt.

Bevor ich mit diesen letzten Verleumdungen aufräume, muß ich auf eine Doppelfrage antworten, die sich dem Geiste aufdrängt. Wie konnte man solchen Lärm schlagen um Besuche, die nicht stattgefunden haben, und um eingebildete Äußerungen? Wie konnte die Botschaft diese Fabeln mit solch kindlicher Gläubigkeit aufnehmen?

Unzweifelhaft hat meine Anwesenheit in Rom einen Lärm entfesselt, von dessen Existenz ich nicht einmal eine Ahnung gehabt habe, von dem ich aber durch die Prüfung der Akten erfuhr. Leicht begreiflich, haben Zeugen versichert, für einen Kenner der Heiligen Stadt, die im Grunde nur eine noch immer von den päpstlichen Überlieferungen durchdrungene Kleinstadt ist, in der die Anwesenheit unzähliger Diplomaten, die teils beim Quirinal, teils beim Vatikan beglaubigt sind, den Sinn für Intriguen am Leben erhält, der in der Umgebung der römischen Kurie seine

Nahrung findet. Eine Stadt im übrigen, die um ein Café herumhockt, um das Café Aragno, das zusammen mit einem Wandelgang im Abgeordnetenhause (dem „Corridoio verde“) und einem Zeitungssaal den Mittelpunkt darstellt für alle Klatschereien. Eine Klatschgeschichte, die im Café Aragno ausgegeben, im „Corridoio verde“ wiederholt und im Zeitungssaal nachgeplappert wird, macht durch ganz Rom die Runde, und es geben sich zehn, zwanzig Personen Stelldichein, um die Wahrheit der Fabel zu bestätigen. Meine Anwesenheit in Italien mußte bei den Vorbedingungen, die durch meinen geborgten Namen und durch die Beeinflußbarkeit des Milieus gegeben war, ein Aufwuchern von Geschwätz hervorrufen, das bei der französischen Botschaft und alsdann bei den anderen Botschaften landen mußte — es konnte gar nicht anders sein —, und das stets durch die gleichen Gewährsleute in Umlauf gebracht wurde — von dem Augenblicke an, wo diese die Gewißheit hatten, durch seine Wiederholung Gefallen zu erwecken. Denn darin liegt alles.

Herr Noblemaire hat gesagt, über zwanzig, über dreißig Personen hätten ihm diese Gerüchte zugetragen. Ich glaube es ohne weiteres. Er hat dazu noch festgestellt, die Erzählungen seien zu ihm gelangt mit erstaunlicher Plötzlichkeit und Gleichzeitigkeit, woraus, wie er in höchst anständiger Gesinnung erklärte, die Verteidigung ja Argumente ziehen könnte. Aus dieser Plötzlichkeit und Gleichzeitigkeit muß man in der Tat schließen, daß ein gemeinsames Einverständnis vorlag oder vielmehr — denn das ist die Wahrheit —, daß eine Reihe von Personen am gleichen Datum unter Entstellungen Erzählungen wiederholt hat, die ein oder zwei Individuen ersonnen. Und in der Tat, wenn man Ernst macht und zugreift, wenn man nach Zeugnissen fahndet, dann schwindet alles dahin. Jeder beeilt sich zu erklären entweder: „Ich habe das nicht gesagt“ oder aber: „Ich habe es gesagt,

aber ich weiß nicht, von wem ich es habe," oder gar: „Ich hörte das von diesem oder jenem sonst." Und wenn nun dieser Jemand seinerseits gefragt wird, dann leugnet er oder versteckt sich, so daß die Botschaft hat zugeben müssen, daß man im Palais Farnèse nicht eine einzige Person zu Gesicht bekommen hat, die mich im Vatikan oder an den anderen verbotenen Orten getroffen hätte, nicht eine einzige Person, die mit mir gesprochen hätte, und daß alles immer wieder zusammenschrumpfte auf ein „man sagt", wie es Herr Soundso berichtet, der wiederum nachsprach, was ihm der Herr Soundso sagte, den Herr Soundso informiert hatte. Und auf solchen Kindereien baut man Anklageakten auf!

Allerdings erklärt Herr Noblemaire, es sei da ein durchaus achtbarer Gewährsmann gewesen, ein Advokat, Herr Lo Savio, der die vertraulichen Mitteilungen des Herrn Brunicardi wiedergegeben hätte, welcher mir in der Tat nahegetreten ist: aber einerseits ist es nur eine geringe Anzahl von Tatsachen, die Herr Noblemaire von Herrn Lo Savio erfahren haben will, andererseits war dieser durch Brunicardi eingefuchst, der zuerst versucht hatte, mir eine Unterredung unter vier Augen zwischen ihm und mir, eine einzige nur, und zwar eine belanglose, zur Last zu legen, der dann aber, in die Enge getrieben, schließlich in der allerkategorischsten Weise vor dem römischen Militärtribunal erklärt hat, ich hätte seiner Kenntnis nach „in Italien nichts getan, was den Interessen der Entente zuwidergelaufen wäre."

Wie lassen sich also die Erzählungen des Herrn Lo Savio erklären? Ein Brief, den der Advokat an den Major Noblemaire gerichtet hatte, und der durch die Zensur beschlagnahmt wurde — wieder einmal ein aufgefangenes Schriftstück! —, gibt ohne Frage den Schlüssel für das Rätsel. Herr Lo Savio gibt im Jahre 1918 dem ehemaligen Militärattaché brieflich sein Er-

staunen darüber zu erkennen, daß er durch Herrn Charles Roux erfahren hat, er werde in der Affäre Caillaux als Zeuge vorgeladen werden. Er erzählt, wie er sich erkundigt hat, und wie der Botschaftssekretär ihm die Berichte Noblemaires hat mitteilen lassen, in denen er in die Sache gezogen wurde: „Zu meiner Überraschung habe ich festgestellt," schreibt Herr Lo Savio, „daß die Worte, Tatsachen, Urteile und Eindrücke, die wir, Sie und ich, anläßlich dieser Geschichte in freundschaftlichem Gespräch ausgetauscht haben, in Ihren Rechenschaftsberichten in einer Art und Weise ausgeführt und berichtet werden, welche die natürliche Tragweite der Reden, wie sie geführt wurden, wesentlich verändert." Herr Noblemaire hat allerdings bei der Untersuchung lebhaft gegen die Wendungen dieses Briefes protestiert, der für ihn äußerst schwerwiegend war und auf nichts Geringeres hinauslief als auf die Anklage, er habe... Berichte eingefädelt. Er hat versichert, er habe wortgetreu alles verzeichnet, was Herr Lo Savio ihm gesagt hätte. Seine anständige Gesinnung hat ihn immerhin veranlaßt anzuerkennen, daß er die Texte, zu denen er so gelangt war, in Abwesenheit seines Gesprächspartners abgefaßt und diesem niemals unterbreitet habe. Es ist doch wohl leicht zu erraten, was sich abgespielt hat. Brunicardi, ein Aufschneider von Natur, wird in dem Wunsche, sich zur Geltung zu bringen, sich auf Erfindungen oder Annahmen verlegt haben, bereit alsdann zu kneifen, wie er es vor dem Militärtribunal getan hat. Lo Savio wird aufgebauscht haben. Herr Noblemaire wird entweder höchst lässig oder zu aufmerksam hingehört haben, und so wird ein Kartenhaus entstanden sein, das auf Unterredungen zwischen mir und Brunicardi beruht, deren Unwirklichkeit der Letztgenannte dann anerkennen mußte. Und außer Lo Savio und dem Betrüger Lepreſtre gibt es keine Person mehr, auf deren Worte die Herren

von der Botschaft sich berufen können; alle die anderen vorgeblichen Zeugnisse lösen sich in Dunst auf.

Aber wie konnte es dann kommen — ich komme nun zu der zweiten Frage, die sich aufdrängen muß —, daß die Botschaft einen solchen Mangel an kritischem Sinn an den Tag legte, daß sie mit einer so erstaunlichen Naivität die Geschichten hingenommen hat, welche Stammgäste des Café Aragno, Possenreißer oder Aufschneider, ein Dolmetsch des Herrn Brunicardi, den Herr Barrère nach dem Geständnis des Herrn Noblemaire zu Recht oder Unrecht für höchst verdächtig erklärte, ein Industrieritter wie der edle Herr Leprestre dem Palais Farnèse zutrugen? Ich will nicht auf die Aussagen Moretti und de Jouvenel zurückgreifen — ist nicht ohnedies ersichtlich, daß auch Herr Noblemaire und Herr Charles Roux sich von den Verleumdungsfeldzügen, wie sie gegen mich geführt wurden, hatten einwickeln lassen? Ist das übrigens so überraschend? Bei der Botschaft wird man über die Ereignisse in Frankreich ausschließlich durch die Rechtspresse informiert, die man dort vor jeder anderen liest, und außerdem durch die italienischen Zeitungen, die während der neutralen Periode sich auf meine Kosten gebalgt haben. Man hat infolgedessen über mich die Meinung, die in den bereits angeführten Aussagen der Direktor des „Secolo" oder der Redakteur des „Popolo d'Italia" zum Ausdruck bringt. Vor meiner Ankunft in Rom ist man im gegnerischen Sinne über mich benachrichtigt; sowie ich in Italien bin, späht man auch schon nach meinen geringfügigsten Taten, nach meinen geringfügigsten Worten aus; man lauert, man hofft auf die Klatschgeschichten der italienischen Nationalisten und auf die Schwätzereien der Stammgäste des Café Aragno; man liest sie begierig auf, man gibt direkt oder indirekt den Botschaften der anderen Ententeländer davon ab, auf daß die Regierungen der verbündeten Länder davon Kenntnis erhalten, man unter-

richtet davon den Korrespondenten der „Times", auf daß die große englische Zeitung die ganze Welt informiere [1]).

Voreingenommenheit und politische Leidenschaft. Immerhin, man geht recht weit darin! Wie kann man gegen einen Menschen ein so schwerwiegendes Aktenmaterial zusammenstellen, wenn man sich nicht etwa einmal, sondern zehnmal aller der Dinge versichert hat, die man berichtet. Wie kann man zum Beispiel behaupten, er sei in Kontakt mit dem Vatikan gewesen, ohne sich auch nur die Mühe gemacht zu haben, wie der Oberst François in seinem Schreiben äußerst richtig bemerkte, hierüber den Botschafter „in partibus" zu befragen, den die französische Regierung beim Heiligen Stuhl unterhält? Das gleiche gilt für die vorgeblichen Beziehungen zu den offiziellen Sozialisten oder zu den Freunden des Herrn Giolitti. Wie kann man, kurz und gut, mit solchem Leichtsinn eine so gigantische Affäre aufziehen?

---

[1]) Was die Berichte der fremden Botschafter anbelangt, mögen hier die Ausführungen des Militär-Attaché Oberst François aus seinem Schreiben folgen:

„Diese Diplomaten hatten meiner Kenntnis nach keine besonderen Auskünfte über die Affäre erhalten. Sie wiederholten die Auskünfte des französischen Botschafters, übernahmen sie auf eigene Rechnung und informierten wahrscheinlich ihre Regierungen."

Der Korrespondent der „Times", Herr Mac Clure, soll Herrn Gonse, den Chef der Presseabteilung bei der französischen Botschaft benachrichtigt haben von dem ärgerlichen Charakter gewisser Äußerungen von mir. Herr Gonse versichert das. Man befragt Herrn Mac Clure, und dieser erklärt: „Ich habe mich wenig um die Anwesenheit des Herrn Caillaux in Italien gekümmert, weil ich zu jener Zeit krank war, und ich entsinne mich, daß Herr Gonse mich aufsuchte, um mir mitzuteilen, daß Herr Caillaux in Rom sei, und daß er gekommen sei, um sein dem Krieg und den Zielen der Entente feindliches Programm zur Ausführung zu bringen."

Ganz einfach: niemals hat man bei der Botschaft geglaubt, daß die italienischen Akten gerichtliche Folgen haben würden. Herr Noblemaire hat das ausdrücklich gesagt. Er hat anerkannt, ja, er hat aus eigenem Antriebe erklärt, er habe im Verlauf von Unterredungen mit Herrn Pichon im Jahre 1917 dem zukünftigen Minister des Auswärtigen im Kabinett Clemenceau angegeben, es scheine ihm nicht, als könne meine Haltung, als können meine Unterredungen in Rom zu irgendeinem Verfahren Anlaß geben. Als Herr Pichon wieder ans Ruder gekommen war, hat er ihn schriftlich an diese Unterredungen und an seine Meinungsäußerung erinnert. Und so klärt alles sich auf.

Das Aktenmaterial ist zusammengestellt worden zu dem Zweck, die Machthaber vom Tage zu informieren, insbesondere aber zu dem Zweck, den Leuten am Steuer Urkunden in die Hand zu spielen, die es ihnen ermöglichen würden, aus der Regierung, beispielsweise aus der Leitung des Finanzwesens, einen Gegner auszuschalten. Und was für einen Gegner: den Mann von Agadir, den Mann der Einkommensteuer. Ach! das sind Praktiken, wie sie vordem in der Politik eine Ausnahme waren — aber seit zehn Jahren werden sie gepflegt!

Die Geschichte mit Palermi! das Notizbuch Martini! das ist alles, was noch übrigbleibt außer dem Verkehr mit Leuten, die unter Hochverratsanklage gestellt wurden — wie lange nachher erst! und unter welchen Umständen! — Doch es soll mir im Augenblick genügen, wenn ich wiederhole, daß die Justiz ihres Landes ihre Unschuld ausgerufen hat.

Ich kann nicht umhin, von den Klatschgeschichten des Herrn Palermi zu sprechen, von denen bei der Untersuchung sehr wenig und vor dem Staatsgericht überhaupt nicht die Rede gewesen ist.

Die Anklage hat es in der Tat nicht gewagt, als Zeugen einen Mann vorzuladen, der lange Zeit hindurch Chefredakteur eines von Österreich ausgehaltenen Blattes gewesen war, und dessen Aussagen durch ihre inneren Widersprüche und durch einen Brief mit seiner Unterschrift zunichte gemacht wurden. Ich würde also diesen kläglichen Vorfall mit Stillschweigen übergehen, wenn der Bericht, den ich darüber geben will, es mir nicht ermöglichte, in diesem Musterexemplar die Methoden und Praktiken der Verleumdung an der Quelle zu erfassen.

Bei einem Diner, zu dem Cavallini mich während der Woche einlädt, die ich in Rom verbringe, und zwar genau am Freitag, dem 15. Dezember 1916, tritt unter den Tafelgenossen der Kommandeur Palermi auf, der Chefredakteur des „Popolo Romano". Nach der Mahlzeit, im Laufe der Gespräche, die sich entspinnen und natürlich auch auf die Politik übergreifen, entwickele ich eine These, die mir am Herzen lag: die These, daß eine wirtschaftliche Union zwischen den lateinischen Völkern notwendig sei, auf daß sie am Tage nach dem Kriege den Zollverbänden die Stirn bieten könnten, die sich zu jener Zeit in der Welt heranbilden wollten: Mitteleuropa einerseits, Föderation aus England und dessen Kolonien andererseits! Ich lege besonderen Nachdruck auf die Notwendigkeit einer engen Verbindung zwischen Frankreich und Italien, da ich glaube, daß beide Länder einander ergänzen: das eine hat Kapitalien, das andere Menschen in Überfülle. Wie er 1918 befragt wird, schreibt Herr Palermi mir tolle Äußerungen zu. Er erklärt, unser Gespräch sei in zwei Teile zerfallen: der eine Teil sei in Anwesenheit der Herren Cavallini und Brunicardi geführt worden. Ich soll gesagt haben, Frankreich und Italien vergössen ihr Blut einzig zu Englands Vorteil, aber binnen kurzem würde Deutschland offiziell den Friedensschluß vorschlagen, und man müßte dann annehmen.

Ein Unfall, ein ganz kleiner Unfall! Am 15. Dezember soll ich die schwerwiegenden Worte geäußert und das Einlaufen der deutschen Note vorausgesagt haben. Nun war sie schon zwei Tage vorher in allen Zeitungen der Welt erschienen. Muß ich dieser Feststellung noch etwas hinzufügen? muß ich sagen, daß Cavallini und Brunicardi die Äußerungen dementiert haben, die mir zugeschrieben wurden, und daß zu guter Letzt Herr Palermi sich gezwungen gesehen hat, zu erklären, das sei... ein Irrtum gewesen? Nicht wahr, die Geschichte ist liquidiert?

Es bleibt der zweite Teil des Gesprächs. An ein Piano gelehnt, soll ich in einem Gespräch unter vier Augen mit Palermi Nachdruck gelegt haben auf eine enge Union zwischen Frankreich und Italien im Hinblick auf ein Bündnis mit Deutschland gegen England und Rußland. „Das hat nur einige Minuten gedauert," setzt Palermi hinzu, „und ich habe diesen Äußerungen keine außerordentliche Wichtigkeit beigemessen." Immerhin ist das ein Giftpfeil, den man auf mich hätte abschießen können, so wenig Vertrauen die Persönlichkeit auch einflößte, wenn nicht infolge der Pressefehde, die im Jahre 1917 einsetzte, die verschiedenen Personen, die ich bei dem fraglichen Diner getroffen hatte — Herr Palermi mit einbegriffen — an Herrn Loustalot, von dem meine Beziehungen zu diesen Kreisen ihren Ausgang genommen, Briefe geschrieben hätten, um in ihrem Interesse wie in dem meinigen gegen erdichtete Gespräche zu protestieren, und um die schlichte Wahrheit zu bezeugen. Wenn man mir also bei der Untersuchung Erklärungen des Palermi vor die Nase hält, dann brauche ich nur zu erwidern: „Aber er hat ja das Gegenteil geschrieben." — „Niemals," sagt Palermi unter Eid aus; „das ist nicht wahr. Ich habe keinerlei Briefe über die Reise des Herrn Caillaux nach Rom geschrieben." Der arme Teufel glaubt, das Schriftstück sei nicht aufbewahrt worden... Ich habe es in Besitz. Hier gebe ich es wieder:

Rom, am 24. Januar 1917.

Mein Herr!

Ich bin lebhaft erstaunt gewesen über die Kommentare, welche die Anwesenheit des Herrn Caillaux in Rom begleitet haben — ich habe seit langer Zeit die Ehre, persönlich mit ihm befreundet zu sein — denn seit langem hat Herr Caillaux stets sein Möglichstes getan im Interesse der intimsten und herzlichsten Beziehungen zwischen Italien und Frankreich.

Ich habe Herrn Caillaux ein einziges Mal in Rom getroffen: im Dezember des letzten Jahres, und er hat mir von seinem Wunsch gesprochen, die Bande sich verstärken zu sehen, die unsere beiden Länder vereinigen, auf daß sie gemeinsam auch nach dem Kriege und dem siegreichen Frieden noch dem Deutschtum Widerstand leisten können. Er hat vor mir einen edlen Traum entfaltet — ich wünsche, er ist die kommende Wirklichkeit — den Traum von der Union der lateinischen Völker mit Anschluß Spaniens.

Ich habe stets gegen die wirtschaftliche und infolgedessen auch politische Durchsetzung Italiens von Deutschland her gekämpft und habe infolge dieser Ideen und meiner Tätigkeit die Ehre gehabt, mit Herrn Caillaux zu sprechen.

Ich protestiere mit Entrüstung gegen jede anderweitige Auslegung meiner Zusammenkunft mit Herrn Caillaux und der Haltung, die dieser Staatsmann in Italien angenommen hat.

Ergebenst der Ihrige
Raoul Palermi.

Nichts konnte bestimmter sein und genauer mit meinen Versicherungen übereinstimmen. Man könnte weiterblättern, wenn nicht noch der Ingenieur Lanino und sein Comité da wären. Lanino! ein Unter-Daudet, der den Vorsitz führt über das „Comité zur Verteidigung der inneren Front", einer italienischen Abart des „Unterstützungskrieges". Um die Existenz eines reichlich mit Geldmitteln unterstützten Comités zu rechtfertigen — man hat niemals erfahren, durch wen und wieso es ausgehalten wurde —,

um eine Organisation aufrechtzuerhalten, die einen schätzenswerten Zufluchtsort darstellte für die Drückeberger aus guter Familie, macht Herr Lanino mit seinem Gefolge Jagd auf den Pazifismus oder, gerade herausgesagt, auf die vernünftigen Ideen, die sie als verräterisch kennzeichnen; sie sammeln Denunziationen und fordern solche heraus, sie verwerten selbst anonyme Briefe, wie sie selbst gestanden haben. Palermi tritt in Verbindung mit Lanino durch Vermittelung eines gewissen Grafen Bizzoni-Sciarra, der, so sagt man, einige ärgerliche Reibereien mit der Justiz gehabt hat. Er bringt ihm bei, ich hätte die deutschen Friedensvorschläge angemeldet und einige Zeit vor dem Diner vom 15. Dezember gesagt, der Reichskanzler hätte es eilig, ich hätte mit Geld die italienische Freimaurerei bestechen wollen und wäre in Neapel mit dem Marchese di Bugnane zusammengetroffen, einem Abgeordneten, dem man pazifistische Ideen zuschreibt... was weiß ich noch?... Ein Haufe von lahmem Zeug, auf das Lanino und die Mitglieder des Comités sich stürzen, zu dem sie noch meine vorgeblichen Besuche beim Vatikan und bei den offiziellen Sozialisten hinzufügen. Das Café Aragno hallt wider von diesen Enthüllungen, und die Spekulationen von Zuträgern machen ihren Weg zu den Gesandtschaften und Botschaften, insbesondere aber zum Palais Farnèse, wo das Schreibzeug bereitsteht.

Nun der Zwischenfall Martini! Stellen wir die Tatsachen zurecht. Bei dem Diner, das Cavallini mir am 15. Dezember gibt, sehe ich zum ersten Male Herrn Brunicardi, den ehemaligen Abgeordneten von Florenz, der mir Mitteilung macht von dem höchst lebhaften Begehren nach einer Unterhaltung mit mir, das Herr Martini, mit dem er persönlich befreundet ist, hegen soll. Ich zaudere; ich bin nach Italien gekommen, um mich

auszuruhen, nicht um mir den Anschein zu geben, als treibe ich Politik. Man besteht darauf; man gibt mir zu bedenken, was ich schon weiß, daß Herr Martini mehr ein bekannter Schriftsteller als ein Politiker ist; man fügt hinzu, daß ich es wirklich nicht ablehnen kann, mit ihm zu plaudern. Mein Widerstand schmilzt; ich nehme an.

Am übernächsten Tage, am 17. Dezember, treffe ich Herrn Martini bei Herrn Brunicardi. Ich hatte im voraus einige Erwägungen angestellt über die Dinge, die ich dem ehemaligen Kolonialminister aus dem Kabinett Salandra sagen würde. Ich hatte gedacht, der einzige passende Gesprächsgegenstand würde die Darlegung der Nützlichkeit einer noch engeren Verbindung zwischen Frankreich und Italien sein, nicht allein auf politischem Gebiet, sondern vor allem auch auf wirtschaftlichem und finanziellem. Ich neigte um so eher dazu, mich an diese Fragen zu halten, als ich Kenntnis hatte von den finanziellen Schwierigkeiten, an denen sich Frankreich und die Entente die Köpfe stießen, and die immer ernstlicher geworden sind bis zum Eintritt Amerikas in den Krieg. Ich war andererseits aufs tiefste durchtränkt von einer Idee, der die Ereignisse meines Wissens keine Dementis entgegengesetzt haben, nämlich, daß sich die bedenklichsten Probleme am Tage nach dem Friedensschluß erheben würden, und daß man ihre Lösung von vornherein ins Auge fassen müsse. Als Anhänger des Freihandels (wegen der Ausdehnung der Märkte) dachte ich, daß eine starke Politik des Wiederaufbaus einzig auf der Grundlage der vereinigten Anstrengungen mehrerer Völker möglich sei, daß Frankreich und Italien Nationen seien, die sich gegenseitig ergänzen, daß eine wirtschaftliche und finanzielle Union die beiden Länder aneinanderschweißen müsse. Zudem dachte ich, daß diese Union, die, ähnlich der Münzunion, auch Belgien umfassen müßte, mit Vorteil auf Spanien ausgedehnt werden könnte, und, ohne vorauszusehen, bis zu welchem

Grade das Valutaproblem akut werden würde, war ich doch zu sehr Finanzpolitiker, um nicht einzusehen, daß es sich erheben würde, und war ich vorausschauend genug, um die Notwendigkeit von Unterredungen und vorläufigen Vereinbarungen in dieser Angelegenheit in Erwägung zu ziehen — zwischen allen Nationen, welche ihre geographische Lage und ihre wirtschaftliche Verfassung zur Solidarität drängte. Schließlich war ich, wie ich schon gesagt habe, stutzig gemacht worden durch die Projekte von Zollverbänden, die zu jener Zeit umliefen. Wäre ihnen Folge geleistet worden, dann hätte die Herstellung einer Union unter den lateinischen Völkern es diesen ermöglicht, sich jeder Abhängigkeit zu entziehen. Und selbst für den Fall, daß die Ereignisse eine andere Wendung nehmen würden, war es doch wesentlich, daß bei dem Widerstreit der Interessen, der unfehlbar bei der Friedenskonferenz zutage treten mußte, Frankreich und Italien einen widerstandskräftigen wirtschaftlichen Block bildeten, der von den Verbündeten sowie von den Feinden eine vorteilhafte Behandlung der Zollfrage zu erlangen vermochte, insbesondere aber die unentbehrlichen Lieferungen von Rohstoffen und Kohle.

Ich führte die meisten von diesen Gesichtspunkten, nicht alle, Herrn Martini aus. Ich mußte mich aus zwei Gründen beschränken: erstens schien mir der italienische Politiker nur mittelmäßig unterrichtet zu sein über die wirtschaftlichen Fragen, die ihn anscheinend nicht interessierten; zweitens wollte ich auf Finanzwesen, Valuta, Volkswirtschaft hinaus — und kümmerte er sich nur um reine Politik, suchte er mich dauernd auf dieses Gebiet zu ziehen. Wir spielten also „Meinungsäußerung mit Unterbrechungen", da der eine der beiden Gesprächspartner sich aufs geschäftliche Gebiet versteifte, während der andere erwiderte: „All dies ist schön und gut, aber sprechen wir doch von Politik". Durch die Kurve des Gesprächs selbst zu einigen Bemerkungen über die allgemeine Lage gezwungen, wurde ich dazu gedrängt, auf

eine Frage des Herrn Martini zu antworten, es scheine mir, als sei jeder Gedanke an den Frieden verfrüht, und als bedürfe es noch einer großen intensiven und machtvollen kriegerischen Anstrengung für das Frühjahr 1917; ich machte geltend, daß es um so unerläßlicher sei sich zu beeilen, als ich über die Lage in Rußland nichts weniger als beruhigt wäre. Herr Martini warf mit Zustimmung um sich. Im Verfolg meiner Erwägungen beobachtete ich — da ich selbstverständlich die Mitwirkung Amerikas nicht voraussah, die uns einige Monate später zufallen sollte —, daß die nächste Offensive unbedingt entscheidende Resultate bringen müsse; anderenfalls würden wir durch die Macht der Verhältnisse selbst, durch die wirtschaftliche Verfassung, durch den drohenden russischen Abfall uns zu einem Frieden gedrängt sehen, der keinesfalls völlig befriedigend sein würde. Habe ich im einzelnen ausgeführt, daß in diesem Falle Frankreich sich mit einem Fetzen Lothringen zufrieden geben müßte, wie Herr Martini versichert? Ich entsinne mich dessen nicht im geringsten. Aber ich bin gewiß, daß, wenn ich Befürchtungen an den Tag gelegt habe wegen der Art des Friedens, zu dem wir gezwungen werden könnten, daß ich dann unmittelbar darauf angedeutet habe, es handele sich hier um Perspektiven, die man nicht ins Auge fassen, um Ideen, bei denen man sich nicht aufhalten dürfe, denn wir müßten den bereits errungenen Sieg zur Krönung bringen, und es würde uns bei Sammlung unserer Kräfte auch gelingen. Nebenher habe ich es nicht versäumt, durchblicken zu lassen, wie bedeutend die Menschenopfer Frankreichs seien. Es schien mir angebracht zu sein, da die Gelegenheit sich mir bot, diese Sprache zu führen in einem Lande, dessen bewundernswerte Anstrengungen ich nicht verkannte, dessen Handeln aber, so dachte ich mit vielen anderen, sich noch intensiver gestalten ließ. Herr Martini schien mir in allen Punkten mit mir einig zu sein. Nur machte er mir eine Andeutung, die mir seltsam schien: „Sie wissen," so

sagte er mir im wesentlichen, „daß Österreich geneigt sein würde, uns vorteilhafte Vorschläge zu machen“. Ich machte eine instinktive Bewegung. Ich fragte mich, was diese Art von Aufforderung zu bedeuten hätte; ich bekundete meine Unkenntnis diesen wirklichen oder angenommenen Annäherungsbemühungen gegenüber; Herr Martini ließ die Sache fallen. Einige gegenseitige Fragen über die politischen Persönlichkeiten, einige Erwägungen über die voraussichtliche Lebensdauer der damals regierenden Ministerien beschlossen die Unterhaltung, in deren Folge mein Gesprächspartner sich Herrn Brunicardi gegenüber — der hat es nicht einmal, nein zehnmal versichert — in äußerst lobhudelnder Kritik erging über die edle Haltung meiner Sprechweise und über den Wert, den er mir gütigst zuschrieb.

Wie ich etwa drei Wochen nach dieser Zusammenkunft von dem Lärm erfahre, den meine italienische Reise hervorruft, kommt mir der Gedanke, an Herrn Martini zu appellieren, um den Tumult zu bändigen. Aber ich habe es nicht nötig. Herr Brunicardi teilt mir, ebenso wie Herrn Moretti, zu dem ich gerade in Beziehungen trete, mit, der ehemalige Minister sage zu jedem, der ihm in den Weg komme: „Der beste Patriot in Frankreich oder Italien könnte keine andere Sprache führen als Herr Caillaux.“ Erledigt! Bei meiner Rückkunft nach Paris setze ich mich mit Herrn Briand, der damals Ministerpräsident war, über die italienischen Vorfälle auseinander. Er gibt an, er habe auf der Durchreise in Rom Anfang Januar den Besuch des Herrn Martini empfangen, und dieser habe ihm in äußerst korrekter Weise Rechenschaft abgelegt über unsere Unterhaltung. Das Regierungshaupt scheint mir indessen zu befürchten, ich habe leichtfertig von Serbien und Rumänien gesprochen, zweifellos Herrn Martini gegenüber, und ich habe das Bild, das ich etwa von Frankreichs Lage entworfen, in allzu schwarzen Farben gehalten. Einige Tage später erhält Frau Caillaux einen Brief von Bruni-

cardi, der sie benachrichtigt, er habe Martini gesprochen, der „Briand über die Unterhaltung mit dem Präsidenten in den sympathischsten und wahrhaftigsten Wendungen berichtet hätte. Kein Wort, das auch nur im entferntesten gegen den Patriotismus des Präsidenten sprechen könnte". Brunicardi sagt weiter, Martini wünsche zu wissen, was Herr Briand mir über diese Zwiesprache gesagt habe; wenn der geringste Irrtum sich eingeschlichen hätte, würde er sich für die Berichtigung einsetzen. Ich gebe Brunicardi zur Antwort, Herr Briand werfe mir anscheinend vor, ich hätte Serbiens und Rumäniens Los zu leicht hin behandelt, von dem, darauf weise ich hin, in unserer Unterhaltung überhaupt nicht die Rede gewesen sei. Ich füge hinzu: „Der Ministerpräsident hat mir gesagt... mein Gesprächspartner habe aus der Unterhaltung mit mir den Eindruck gewonnen, Frankreich würde demnächst auf dem letzten Loche pfeifen, wenn es das nicht schon täte. Es sollte mich aufs höchste bestürzen, wenn meine Worte, in denen ich die Lage meines Landes wirklichkeitsgetreu zum Ausdruck gebracht habe, und in denen ich gleichzeitig gesagt habe, eine große unmittelbare und machtvolle kriegerische Anstrengung sei unerläßlich, zu diesem Eindruck auf Herrn Martini Anlaß gegeben hätten. Auf jeden Fall würde der Eindruck nicht meiner Denkart entsprechen. Ich bitte Ihren hervorragenden Staatsmann, mit dem ich mit solchem Vergnügen mich unterhalten habe, nicht, mir in dieser Angelegenheit zu antworten, wenn er es nicht für angebracht hält. Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß ich nicht auf Atteste für Patriotismus aus bin. Ich lege nur Wert darauf, ihn zu informieren..." So fasse ich in äußerster Abkürzung den politischen Teil der Unterredung zusammen. Ist der Bericht, den ich gebe, nicht wahrheitsgetreu, so muß Herr Martini die Dinge richtigstellen. Wenn er mich aus Höflichkeit oder Zurückhaltung nicht Lügen strafen will, dann braucht er sich nur schweigend zu ver-

halten. Er ist um so eher dazu berechtigt, als ich keine Antwort verlange. Doch wenn er schriftlich festlegt, daß er mit mir einig ist, dann müssen die beiden Briefe einen Kontrakt bilden und ein Protokoll mit Frage und Antwort über den Wesenskern des Gesprächs darstellen. Nun schreibt am 9. März Herr Martini an Brunicardi folgenden Brief — der Letztgenannte übersendet ihn mir auf der Stelle mit dem Zusatze, daß der ehemalige Minister sich mir zur Verfügung halte für alle ergänzenden Präzisionen, die ich etwa für zweckdienlich hielte:

Lieber Brunicardi!

Herr Briand ist im Irrtum. In meinem Gespräch mit ihm habe ich unmöglich anspielen können auf die Ansichten des Herrn Caillaux über Rumänien und Serbien, denn während unseres Gesprächs bei mir ist der Name dieser beiden Länder noch nicht einmal ausgesprochen worden. —

Was den zweiten Punkt anbelangt, so weißt Du, daß ich allen, die es hören wollten, immer wieder gesagt habe, daß in bezug auf Frankreich die Worte meines illustren Gesprächspartners vom höchsten Patriotismus beseelt waren. —

Obgleich ich unschwer begreife, daß Herr Caillaux nicht hinter Attesten her ist, muß ich obiges zur Steuer der Wahrheit erklären.

Die Frage ist erledigt! Sie scheint es mir, wie ich unter Anklage gestellt werde, um so eher noch zu sein, als am 10. Dezember 1917 Herr Martini zum Zwecke der Erwiderung auf einige Unterstellungen von seiten der Presse, ohne daß irgend jemand direkt oder indirekt ihn dazu aufgefordert hätte, ans „Giornale d'Italia" einen Brief schreibt, in dem er den wahren Charakter eines Gesprächs trefflich bezeichnet, in dessen Verlauf, so sagt er, Herr Caillaux auf Zustimmungen, nicht auf Ansichten auszugehen schien. „Der ehemalige Ministerpräsident", fügt er hinzu, „predigte die Notwendigkeit einer engen Union zwischen Frankreich und Italien, und auf diesem Gebiet wurden wir ohne weiteres einig." Herr Martini schließt: „Das ist die

Wahrheit. Hoffen wir, daß dies ein für alle Male gesagt bleiben kann."

Vollständig einig! Und wie erstarre ich nun vor Staunen, als Herr Bouchardon mir eine Aussage des ehemaligen Ministers mitteilt, die das, was er geschrieben hat, Lügen straft! Ich protestiere mit einer Energie, die jedem verständlich sein wird. Ich kleide Hypothesen in Worte, die, wie ich gestehen muß, für Herrn Martini wenig schmeichelhaft sind, die mir aber einzig geeignet zu sein scheinen, die Verleugnung zu erklären, mit welcher der italienische Politiker seine eigene Äußerung Lügen straft. Ich erziele ein Resultat, auf das ich mich selbst nicht gefaßt gemacht hatte, zu dem ich mich aber gar nicht warm genug beglückwünschen kann. Herr Martini bringt sein Tagebuch zum Vorschein, daß er seit Kriegsbeginn führt, und in dem er unsere Unterhaltung niedergelegt hat — wie er sagt, eine halbe Stunde, nachdem sie stattgefunden. Anfänglich liefert er nur ein Bruchstück aus seinem Hefte aus; nach und nach muß er dann mit immer mehr herausrücken, bis man in Italien, wie mir scheint, nun doch Kenntnis haben muß von allem oder fast allem, was darin geschrieben steht.

Ich kann nicht sagen, daß die Version, in der Herr Martini unsere Unterhaltung wiedergegeben hat, so wie sie da steht, völlig unrichtig wäre. In Wahrheit unterscheidet sie sich von dem Bericht, den ich gegeben habe, nur durch Auslassungen und durch eine gewisse redaktionelle Ausgestaltung, von der ich, wenn ich meiner Feder freien Lauf ließe, schreiben würde, sie sei merkwürdig giftig. Während ich, nach dem eigenen Geständnis des ehemaligen Ministers, lang und breit gesprochen habe von der Notwendigkeit einer engen Union zwischen Frankreich und Italien, spielen in diesem Tagebuch nur zwei Zeilen auf diesen wesentlichen Bestandteil des Gesprächs an. Man stößt darin andererseits nur auf ganz kurze Sätze über die wirtschaftlichen Fragen,

während ich mich doch des längeren über diesen Gegenstand verbreitet habe. Richtig gesehen, hat der Verfasser nur berichtet, was ihn interessierte, aber er hat bei diesem Unterfangen der Unterhaltung ein ganz anderes Gesicht gegeben, so daß sie nun auf den ersten Blick fast ausschließlich in einem politischen Gedankenaustausch bestanden zu haben scheint, oder vielmehr in einer politischen Ausführung, die ich gemacht haben soll, und an der mein Gesprächspartner sozusagen überhaupt nicht teilgenommen hätte. Wenig wahrscheinlich, nicht wahr? Die Unwahrscheinlichkeit springt in die Augen, wie der Zeitungsredakteur über gewisse Meinungsäußerungen von mir über die Politiker meines Landes berichtet, wobei er es mit Bedacht vergißt, auf die äußerst eindrucksvollen Auskünfte über die Herren Giolitti, Sonnino, Orlando, Boselli hinzuweisen, die er mir in verschwenderischer Fülle gegeben hat. Wer sollte da nicht merken, daß man mir schon eine wenig gewöhnliche Dosis Naivität zuschreiben müßte, um sich vorstellen zu können, ich hätte allein von den wahrscheinlich bevorstehenden Personalkrisen und Ministerwechseln gesprochen?

Dieses Talent der Auslassung und der hinterhältigen Darstellungsweise gelangt auch noch in der Darstellung zur Anwendung, die Herr Martini von den Bemerkungen über die Offensive und die Friedensmöglichkeiten gibt. Ein Fetzen nur von einem Satze wird mir in den Mund gelegt über die Notwendigkeit einer rechtzeitigen und machtvollen Kriegshandlung, während ich doch nachdrücklich auf diesen Punkten beharrt habe und zu wiederholten Malen darauf zurückgekommen bin, während der Ruf nach einer außergewöhnlichen kriegerischen Anstrengung alle Erwägungen umrahmt hat, die ich über Frankreichs Lage und den voraussichtlichen Frieden angestellt habe. Wie leicht ist es, einen Bericht durch derartige Methoden zu fälschen! Wie leicht auch, nachträglich — Herr Martini hat es tatsächlich zugeben müssen — einige Worte an einen Satz über

Elsaß-Lothringen zu flicken, den ich ausgesprochen haben soll, und mir die Ansicht in den Mund zu legen, wir würden, falls wir die erhofften kriegerischen Resultate nicht erzielen könnten, uns begnügen müssen mit einem Stück von Elsaß-Lothringen, um die Ehre der Nation zu retten, wir würden vielleicht sogar ohne dieses Stück den Frieden schließen müssen. „Vielleicht sogar ohne dieses Stück" ist mit anderer Tinte geschrieben und infolgedessen späteren Datums als der übrige Text. Ich wiederhole, daß Herr Martini das anerkannt hat, und wer wird denn annehmen wollen, daß der ehemalige Minister, wenn ich wirklich diese fünf Worte von einiger Bedeutung geäußert hätte, sie für den Augenblick hätte vergessen können?

Weit schlagendere Beweise noch, als alle Vernunftreden der Welt es sein können, sollen die Verschleierung, die „Camouflage" erweisen, bis zu welcher der ehemalige Minister sich verstiegen hat. Er hat nach seinem eigenen Geständnis unsere Unterhaltung gleich nachher seinem ehemaligen Regierungschef, Herrn Salandra, erzählt. Wenn ich wirklich eine derartige Verzweifelung an den Tag gelegt und in so maßlos pessimistischem Tone gesprochen habe — das ist doch das einzige, was man an Belastendem aus der Erzählung des Herrn Martini herausholen kann —, dann muß er seinem ehemaligen Ministerpräsidenten darüber Bericht erstattet haben, und dieser wird es weitererzählt haben. Folgendermaßen sagt nun Herr Salandra aus: „Ich kann schon sagen, daß Herr Martini im großen und ganzen die Zielrichtung des Herrn Caillaux auf ein inniges Einvernehmen zwischen Frankreich und Italien aus der nach Caillaux' Worten wahrscheinlichen Hypothese ableitete, daß nach der für Frühjahr 1917 geplanten Offensive, die mit größtmöglicher Kraft durchgeführt werden müßte, die aber doch ohne günstige und endgültige Ergebnisse auslaufen könnte, die kriegführenden Parteien sich sämtlich infolge ihrer Erschöpfung zu einem Verständigungs-

frieden gezwungen sehen würden. Für diesen Fall müßten Frankreich und Italien innig vereint bleiben, um nicht durch Deutschland oder England geknechtet zu werden.“ Es ist nicht richtig, daß ich eine solche Erschöpfung bei den kriegführenden Parteien für wahrscheinlich erachtet habe. Aber mit diesem Vorbehalt deckt sich die Zusammenfassung des Herrn Salandra fast völlig mit dem Bericht über den politischen Teil der Unterhaltung, den ich gegeben habe. Und was ist denn tadelnswert an der Redeweise, die im Vertrauen auf Herrn Martini der ehemalige Ministerpräsident mir zuschreibt? Kann man heute sagen, ich hätte nicht einigen Grund gehabt zu der Voraussage, daß Italien und Frankreich nur dabei gewinnen könnten, wenn sie am Friedenstisch vereint sitzen würden?

Der ehemalige Kolonialminister hat andererseits auch mit Herrn Briand gesprochen. Meinem ehemaligen Kollegen zufolge — er sagt darüber aus — hat er ihm gesagt, meine Redeweise sei vollkommen korrekt gewesen, und wenn das nicht der Fall gewesen wäre, dann würde er, Martini, die Unterhaltung kurz abgeschnitten haben. Ich stelle die Aussage des ehemaligen Oberhauptes der französischen Regierung der phantastischen Erzählung aus dem Tagebuch gegenüber und frage, wie es kommen kann, daß Herr Martini Herrn Briand nicht auf die Schnoddrigkeit hingewiesen hat, mit der ich seinem Tagebuch zufolge von Elsaß-Lothringen gesprochen haben soll. „Ich habe den Vorfall Herrn Briand gemeldet,“ erwidert der ehemalige Minister, „ja, einzig, um sie vor ihm zu enthüllen, habe ich eine Unterredung mit ihm nachgesucht. Er kann das nicht vergessen haben.“ Herr Briand hat es nicht im Gedächtnis behalten, und das läßt sich verstehen. Herr Martini wagt es, diese Versicherung abzugeben zu einer Zeit, wo der Teil seines Tagebuchs, in dem über sein Gespräch mit dem französischen Ministerpräsidenten berichtet wird, noch unbekannt ist; er denkt, dieser Teil werde niemals bekannt

werden. Wie er erscheint, kann jeder, der zu lesen versteht, gezwungenermaßen feststellen, daß die Behauptung des Herrn Martini .... der Wahrheit widerspricht. Ausgesagt hat er unter Eid.

Was bleibt dazu noch zu sagen? Muß ich betonen, daß der Bericht über eine Unterhaltung, die der ehemalige Minister am 29. Dezember 1916 mit einem Herrn Demaison gehabt hat, einem Redakteur vom „Journal des Débats“, daß dieser Bericht ebenfalls Verschleierung, „Camouflage“ ist? Der Beweis dafür geht aus einer Gegenüberstellung der gerichtlichen Aussagen des Herrn Demaison, seinen öffentlichen Erklärungen an die Presse und dem berüchtigten Tagebuch hervor. Ich will nur noch eine letzte Tatsache unter vielen anderen heranziehen. Unter dem 9. März 1917 schreibt Herr Martini in seinem Tagebuch den Brief ab, dessen Text ich angegeben habe, und in dem er anerkennt, daß meine Worte vom höchsten Patriotismus beseelt waren; er schreibt dazu: „Und das konnte ich schreiben, ohne zu lügen. Patriotische Redeweise, ja ... aber gleichzeitig Feststellung eines tatsächlichen Zustandes, der seinen Worten zufolge Frankreich nach der äußersten Anstrengung vom Frühjahr an der Fortsetzung des Krieges verhindern würde.“ So gibt also Herr Martini, wenn er für sich allein schreibt und zu sich selbst spricht, eine Versicherung ab für den patriotischen Charakter meiner Redeweise, ganz gleich, was er sonst auch erzählt hat. Er wirft einen Vorbehalt hin, so sagt man? Er scheint es mir vorzuwerfen, daß ich der Ansicht bin, der Friede würde über kurz oder lang unabwendbar sein. Nun liest man in seinem Tagebuch unter dem 26. Dezember 1916 folgende Bemerkung des ehemaligen Ministers: „Es würde gleichzeitig töricht und unbillig sein, ja unausdenkbare Gefahren in sich tragen, wenn man heute den Frieden schließen wollte, aber man würde sich selbst täuschen, wenn man glaubte, der Krieg könne noch lange dauern.“

Die Denkart des Herrn Martini, der ebensowenig wie ich die Mitwirkung Amerikas voraussieht, ist also genau der mir zugeschriebenen gleich. Hat es nicht einiger Kühnheit bedurft, um den Anschein zu erwecken, als werfe er mir vor, was er selbst denkt?

Aber es würde grausam sein, wenn ich noch weiter darauf bestehen wollte. Es würde grausam sein, wenn ich an gewisse Erwägungen erinnern wollte, die in dem Tagebuch unter dem 27. September 1916 geschrieben stehen und mit folgendem Stoßseufzer des Herrn Martini schließen: „O ja, gewiß, möge der Krieg schnell zu Ende gehen!" Grausam, eine Stelle anzuführen wie die, wo der große Franzosenfreund am 25. Dezember 1916 von Deutschland spricht, das „Italien in seinen vernünftigen Bestrebungen immer begünstigt habe", um so grausamer, als Herr Martini bei der letzten Befragung der Wählerschaft unterlegen ist unter dem niederschmetternden Druck seiner Vergangenheit, der seltsamen und beharrlichen Zwiespältigkeit seiner Haltung. Hat man sich nicht erinnert an die Skandalgeschichte mit Rocca Talamo, die vor einigen Jahren aufkam, und in der Herr Martini bezichtigt wurde, als Minister zu Börsengeschäften seinen Rat gegeben zu haben? Selbstverständlich leugnete er, aber ... es war ein Briefwechsel da. Hat man nicht behauptet, er habe früher als Gouverneur von Erythrea die Erdkunde um folgenden Satz bereichert: „Erythrea wird umspült vom Roten Meer: es ist ausgedörrt worden durch Fernando Martini?" Hat man nicht insbesondere verschiedene Dokumente angeführt, die bei den Akten für den Prozeß Cavallini lagen, namentlich eine gewisse Depesche, die am Tage vor dem Eintritt Italiens in den Krieg Yaghen Pascha aus Rom nach Wien sandte, eine Kreatur des Ex-Khediven, die nach Italien gekommen war, um zu versuchen, durch Geldspenden Italien neutral zu erhalten? „Martini bedauert," so steht in diesem Telegramm, „daß wir zu

spät gekommen sind. Er hatte schon Vertrag geschlossen mit der französischen Regierung, aber er wünscht, daß wir in Fühlung mit ihm bleiben, weil er mit der französischen Regierung nicht auf die Dauer kramen zu können glaubt." Hat man sich nicht gefragt, ob das Tagebuch des Herrn Martini nicht den Zweck hatte, das Doppelspiel zu überdecken, das er getrieben haben soll, und das in der Depesche Yaghen Paschas zutage tritt, von der niemand annimmt, daß sie eine bare Verleumdung darstellt, und das dann noch zum Vorschein kommt in der Denkschrift Frankreich-Italien-Khedive, die Cavallini für den Ex-Khediven abgefaßt hat? Hat mir nicht ein italienischer Korrespondent, der sich in klassischen Reminiszenzen gefällt, geschrieben, ich hätte das Unglück gehabt, mich am 18. Dezember 1916 nicht, wie ich glaubte, zu Brunicardi begeben, sondern in den Tempel des doppelköpfigen Janus?

Aber, so sage ich nochmals, warum soll ich mich festbeißen? Habe ich mich nicht schon recht lange verbreitet über diese italienischen Vorfälle, aus denen nur eine ärmliche Machenschaft hervorspringt, welche der Nationalismus gegen mich und andere angezettelt hatte? Man wollte in der Tat zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Man zielte auf Herrn Giolitti ebenso wie auf Herrn Caillaux. Der italienische Untersuchungsrichter, Herr de Robertis, machte gewissen Angeklagten Versprechungen für den Fall, daß sie ... sprechen wollten, daß heißt: denunzieren ... Es liegen Briefe vor ... Eine Aktensammlung, vollgestopft mit Zeugenaussagen über eine vorgebliche Zusammenkunft, die ich in Bardonnèche gehabt haben soll mit dem heute ans Steuer zurückgekehrten italienischen Staatsmann, wurde angelegt. Man wagte es nicht, diese falschen Aussagen auszukramen. Man wagte es jenseits der Alpen nicht, ein politisches Unternehmen durchzuführen, wie man es in Frankreich tat.

In Paris blieb man nicht auf halbem Wege stehen; man hatte sich gründlich festgelegt; man wollte die Intriguen weiterverfolgen und zum Ziele bringen, und um sie zu entknoten, habe ich mich damit abgegeben, den Sack zu leeren und auf dem Tisch auszubreiten. Das ist erledigt. Ich habe das Recht, den Start der gegen mich gerichteten Anklagen ihrem Auslauf gegenüberzustellen. Der Start: ich soll unbedenklich beim Vatikan, bei den offiziellen Sozialisten und bei den Neutralisten zugunsten eines Separatfriedens gewirkt haben und zugunsten eines Bündnisbruchs noch im Laufe kriegerischer Handlungen. Der Auslauf: keine Fühlung mit dem Vatikan mehr, keine Fühlung mehr mit den offiziellen Sozialisten, mit der Gefolgschaft Giolittis, mit Herrn Nitti; nichts als ein Privatgespräch unter vier Augen mit einem Politiker, der als stürmischer Anhänger der Intervention gilt; nichts als ein Gespräch, in dem der Bündnisbruch genau wie der Separatfrieden niemals angeschnitten wurde, wenigstens nicht durch mich; nichts als ein Gespräch, aus dem man höchstens herausholen kann — wenn man die Version, in der das Tagebuch des Herrn Martini es wiedergibt, wörtlich nehmen will —, daß ich darin die Lage Frankreichs und der Entente in allzu dunklen Farben male; nichts als ein Gespräch, von dem man noch nicht einmal das in Händen behält, da das ewige Auswechseln und die widerspruchsvolle Haltung des ehemaligen Ministers vereint mit den ... Irrtümern, auf denen er ertappt worden ist, seinen schwankenden Versicherungen jede Glaubwürdigkeit rauben, da er selbst, wenn er für sich allein in sein Tagebuch schreibt, den patriotischen Charakter meiner Redeweise anerkennt!

Ja, aber mein Patriotismus ist nicht von vollem Gewicht; er trägt nicht die offizielle Fabrikmarke. Ich habe von den Kriegs- und Friedensproblemen, von der Zukunft Frankreichs, Europas und der Welt nicht die gleiche Auffassung wie Clemenceau und

Herr Léon Daudet. Das ist es, was mir Herr Pérès vorwirft, der auf meine Gedanken Jagd macht in dem Gespräch mit Martini, an das er sich ausschließlich heftet. Das ist es, was man vor das Staatsgericht bringt — und was zusammenbricht. Der Spruch des Gerichtshofes schaltet in der Tat das Gespräch mit Martini aus der Verhandlung aus und hält gegen mich nur noch den Vorwurf aufrecht, ich sei unvorsichtig gewesen in meinen Beziehungen und meinen Äußerungen — in welchen denn? — zu Herrn Cavallini und seinen Freunden. Ich werde später noch Gelegenheit haben zu zeigen, was dieser Vorwurf wert ist. Es genügt mir im Augenblick, ihn der fürchterlichen Anklage gegenüberzustellen. Nascitur ridiculus mus, so schreibt der lateinische Dichter und schildert damit den Berg, den man an den Ufern des Tiber aufgeworfen hatte, und der in seinem Schoß Horden von Kriegern umschließen sollte, der aber plötzlich sich senkte und nur ein trippelndes Mäuschen herausschlüpfen ließ, das man zu fangen sich mühte, und das man liegen fand (ein alter Autor sagt es) nicht fern vom Theater des Pompejus am gleichen Orte, wo heute der Palais Farnèse sich erhebt.

Achtes Kapitel.

Die Entscheidung der Untersuchungskommission — Die Affaire Lenoir — Die Gazette des Ardennes — Eine Parallele

Wir stehen am Ende des Juni 1919. Vor mehr als anderthalb Jahren wurde ich unter Anklage gestellt und eingekerkert. Die Untersuchung für das Staatsgericht ist beantragt. Wenn ich meine Verhörsprotokolle noch einmal durchlese, dann fühle ich, daß ich alles zerrissen, alles zerstampft habe; auf jeden Fall habe ich die Gewißheit, daß auf meinen Ausführungen ein Ton der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit ruht, der jeden Menschen mit ehrlicher Absicht unbedingt tief durchdringen muß. Ich kenne überdies einen hohen Beamten, der einem meiner Anwälte, Maître de Moro-Giafferi, der um diese Zeit meiner schon so stark befestigten Verteidigung mit seinem großen Talent zur Unterstützung kommt, in seiner anständigen Gesinnung gesteht, man müsse sich schon „an die Tischkante klammern", um der Überzeugung Widerstand zu leisten, die aus meinen Antworten aufsteigt und sich durch meine Erklärungen schlingt. Indessen, ich gebe mich keinen Illusionen hin. Ich durchschaue wohl, daß man, um die Politik durchzuführen, die man im Auge hat, um die Parteien der Linken bei den bevorstehenden Hauptwahlen zu treffen, mein Verbleiben im Gefängnis wünscht; ich halte mir vor Augen, daß man um der Einwirkung auf die öffentliche Meinung willen darauf besteht, mich vors Staatsgericht zu schleppen, unter das Beil der unverdientesten und schwersten aller

Anklagen[1]). Aber es gibt doch eine Untersuchungskommission. Sie wird entscheiden, nicht die Regierung. Nach langen Verfristungen, die auf vieles Hin und Her schließen lassen, wird die Kommission Anfang August 1919 von ihrem Chef zusammengerufen. Sie vertragt sich auf einen Monat, um einem jeden der Senatoren, die zu ihr gehören, die Zeit zur Durchsicht der Verhörsprotokolle zu lassen. Ich weiß wohl, daß ein Mitglied der Kommission — oder waren es zwei? — sie bereits gelesen hat; hätte dieses Beispiel ansteckend zu wirken vermocht, dann würde, ich wette, die große Mehrheit unter den Leuten, die man berufen wird zu dem Spruch, ob genügendes Belastungsmaterial vorliegt, die Ansicht jener ihrer Kollegen teilen, die Schritt für Schritt den Bemühungen des Herrn Pérès gefolgt sind, und von denen der eine, der durch seine hohe Rechtlichkeit, seine geistige Unabhängigkeit, die vollendete Würde seines Privatlebens über die Achtung des ganzen Senats gebietet, ausruft, daß in der Affäre Caillaux nichts vorliegt als ein Wust von Schriftstücken.

Doch ich kenne die Arbeitsgewohnheiten der Parlamentarier, und es überrascht mich nicht weiter, wie ich erfahre, daß keiner von den Kommissaren es für angebracht hält, den gewährten Aufschub von einem Monat für Lesungen zu verwenden, von denen ich zugebe, daß sie langweilig sind. Von den neun Mitgliedern

---

[1]) Am 6. Oktober 1920 schreibt Herr Léon Daudet in einem Kommentar über die Ergebnisse der gesetzgebenden Wahlen in der „Action Française“: „Die Radikalen haben starke Einbuße erlitten. Die Hochverratsklage gegen ihren anerkannten Führer Caillaux (Joseph) und seine Einkerkerung haben sicherlich viel dazu beigetragen. Die französischen Patrioten werden Clemenceau niemals genugsam dafür danken können, daß er Frankreich über das Interesse seiner eigenen Partei gestellt und dem Radikalismus einen tödlichen Streich versetzt hat in der Person von ‚Dein Jo‘.“ Ein nacktes Geständnis ohne Künstelei!

der Kommission, die den Spruch fällen sollen, sind zwei, höchstens drei, informiert. Herr Pérès ist natürlich von Grund aus gegen mich eingenommen; die beiden anderen werden die Einstellung des Verfahrens verlangen, aber es ist mir Gewißheit: sie werden in der Minderheit sein, und die Kommission wird in der Unwissenheit, darin sie sich verschanzt, darin sie verharrt, ihrem Vorsitzenden folgen, der im Namen der Regierung und des Herrn Clemenceau spricht.

Indessen bleibe ich im Gefängnis, und wenn ich auch nicht mehr die Folterqualen der ersten neun Monate meiner Haft zu erdulden habe, wenn ich auch die Meinigen in meiner Zelle sehen und zu gewissen Stunden in dem geschilderten Garten spazieren gehen kann, so fühle ich doch auf meinen Schultern das ganze Gewicht einer in die Länge gezogenen Kerkerhaft lasten. Mein Gesundheitszustand, der sich gehoben hatte bei meiner Unterstellung unter die Behandlungsform für die Politischen, besonders aber nach der Aufpeitschung durch das erneute Untersuchungsverfahren, beginnt jetzt wieder sich zu verschlechtern. Ich bin schrecklich abgemagert. Die Spannung meiner Arterien ist von neuem äußerst gesteigert. Die Ärzte, die ich konsultieren darf, verordnen die Kur nach Arsonval, eine Behandlung mit Duschen, frische Luft. Andere Ärzte, die mir durch die Anklage zur Untersuchung gestellt werden, bestätigen die Diagnose und bestehen auf der gleichen Heilmethode.

Schließlich kommt auf die hartnäckigen Vorstellungen meiner Verteidiger hin eine Entscheidung im Sinne der Menschlichkeit heraus. Am 13. September werde ich nach Neuilly überführt in das Sanatorium der Doktoren Devaux und Charpentier. Ewig werde ich mich der kindlichen Freude entsinnen, die mich ergreift, wie ich mich in dem Pavillon eingerichtet habe, wo ich Nacht und Tag aufs strengste überwacht bleiben soll von Beamten des Sicherheitsdienstes, und wie ich endlich die Sonne

sehe, Bäume, Rasenflächen, Leute, die, einige hundert Meter entfernt, auf dem Boulevard vorübergehen. Wie streng auch die Reglementierung der Besuchserlaubnisse sein mag, die man kindischerweise aufrechterhält, wie streng die Disziplin für die Spaziergänge außerhalb meines Pavillon — ich kann doch wenigstens in freier Luft ausspannen, mich erholen. Im übrigen lassen die Ärzte, welche das Sanatorium leiten, mir die weiseste und bedachtsamste Pflege in verschwenderischer Weise angedeihen. Es soll ihnen gelingen, mich auf die Beine zu bringen; ihnen soll ich es zu danken haben, wenn ich dann imstande bin, mich vor dem Gerichtshofe zu verteidigen. Wäre ich im Gefängnis geblieben, so würde ich nicht die erforderliche Widerstandskraft gehabt haben. Hier will ich das Zeugnis meiner Dankbarkeit niederschreiben.

Ich war seit einigen Tagen in Neuilly, als ich Kenntnis erhielt von der Entscheidung der Untersuchungskommission, auf die ich mich gefaßt gemacht hatte. Mit überwiegender Stimmenmehrheit wurde meine Überführung vor den Gerichtshof beschlossen wegen Einvernehmens mit dem Feinde und Anschlags auf die Sicherheit des Staates nach außen. Der Rückverweisungsbeschluß verdient eine Erörterung ebensowenig wie der Bericht des Präsidenten. Ich will um so weniger daran festhaken, als die Schlüsse, darauf diese kostbaren Dokumente hinauslaufen, vom Staatsgericht mit erdrückender Mehrheit ausgeschaltet worden sind; überdies habe ich doch wohl alle die unwahrscheinlichen Beschwerden dargelegt und aufgeführt, die man gegen mich geltend gemacht und die Herr Pérès lang und breit ausgeführt hat.

Alle? Nein. Ich habe die Affäre Lenoir ausgelassen. Ich will nach meiner Gewohnheit kurz die Tatsachen zusammenfassen, bevor ich darlege, auf welchem Wege man mich bei dieser Geschichte zu fassen gedenkt. Im Juli 1915 brachten die Herren

Desouches, Advokat in Paris, und Pierre Lenoir, Sohn des Reklamemaklers Alphonse Lenoir, Herrn Charles Humbert die für den Ankauf des „Journal“ erforderlichen Gelder. Die ausgeworfene Summe war beträchtlich: zehn Millionen; sie stammte, so versicherten ein Notar und ein Advokat mit außerordentlicher, um nicht zu sagen verbrecherischer Leichtfertigkeit, aus dem ungeteilten Vermögen von Alphonse Lenoir, der zu jener Zeit starb. „Er ist also steinreich, dieser Lenoir,“ sagte damals Herr Poincaré, der die Herren Bunau-Varilla und Charles Humbert zum Diner geladen hatte, um sich zu informieren und die beiden Zeitungsdirektoren einander näher zu bringen. „Er gilt als Besitzer von dreißig Millionen“, soll Herr Bunau-Varilla erwidert haben. Abgesehen von unterschiedlicher Ziffernangabe, war dies die Ansicht von ganz Paris, soweit es sich für unterrichtet ausgibt und hält. Ich würde selbst eine Wette eingegangen sein — und habe es einige Jahre später äußern können —, daß das Vermögen des Alphonse Lenoir — ich wußte, daß er in gewissen Jahren Gewinne von über einer Million erzielt hatte — nicht weit unter fünfzehn oder zwanzig Millionen blieb. Indessen entstehen Streitigkeiten zwischen Herrn Charles Humbert und seinem Kommanditär. Man trennt sich Ende 1915. Im Oktober 1917 entdeckt schließlich die Justiz — die sich nur langsam in Bewegung setzt trotz allen Winken —, daß die dem „Journal“ eingebrachten zehn Millionen keineswegs aus dem Vermögen Alphonse Lenoirs stammen, sondern ausgeworfen sind durch einen Schweizer Industriellen, einen Herrn Schöller, und in Wirklichkeit geliefert sind durch die deutsche Regierung. Die Herren Pierre Lenoir und Desouches haben je 500 000 Francs Kommissionsgebühr erhalten. Eine ebenso einfache wie alltägliche und unsaubere Angelegenheit. Die leitenden deutschen Persönlichkeiten haben ersichtlich darauf gerechnet, daß das „Journal“, wenn es einmal aufgekauft wäre mit ihren Silberlingen, für ihre

Politik gewonnen sein würde. Herr Pierre Lenoir, Sprößling einer unverbesserlichen, lebenslustigen und verschwenderischen Familie, Herr Desouches, als Ministerialbeamter ... verdächtig, stets hinter einer dicken Summe her, die er einstreichen möchte — beide haben nur die vom Himmel gefallene Million im Auge gehabt, die sie sich teilen sollten. Wenn sie Herrn Schöller Versprechungen gemacht haben, so sind sie wahrscheinlich nie auf den Gedanken gekommen, sie zu halten. Das war in Hinsicht auf Desouches die Ansicht des dritten Kriegsgerichts, das ihn nur wegen Handels mit dem Feinde verurteilte, zu fünf Jahren Gefängnis. Über Pierre Lenoir wurde die Todesstrafe verhängt, aber mir scheint, als habe er keine schwerere Verantwortung auf sich geladen bei der schuldvollen Machenschaft, als sein Spießgeselle es getan. Gewiß, er war belastet mit einem widerwärtigen Briefwechsel, der jedoch, da er mit den Tatsachen des Straffalles nichts zu schaffen hatte, schwerlich einen so außerordentlich großen Unterschied in der Behandlung rechtfertigen konnte. Diese Ungleichheit ist wahrscheinlich, zum mindesten in gewissem Ausmaße, einem dem Kriegsgericht unter Ausschluß der Öffentlichkeit mitgeteilten Telegramm des Herrn von Jagow, Staatssekretärs für die Auswärtigen Angelegenheiten, an Herrn von Lancken, Zivilgouverneur von Belgien, zuzuschreiben. Es wurde darin gemeldet, der deutsche Botschafter in Bern beschäftige sich mit einem Projekt, das auf Erwerbung französischer Zeitungen abzielte, er wünsche Auskünfte zu erhalten über Alphonse Lenoir, der, so habe man ihm versichert, 1911 zur Zeit von Agadir mit einer Mission in Berlin betraut gewesen sei. Herr von Jagow sagte dazu, daß Helfferich und die Deutsche Bank, die man zu Rate gezogen, von dieser Mission nichts wüßten. Er schloß mit der an Herrn von Lancken gerichteten Bitte um Informationen und Meinungsäußerung.

Herr Pérès unterbreitet mir diese Depesche.

„Was soll ich Ihnen darüber sagen? Was kann ich dazu bemerken? Ich habe Herrn Alphonse Lenoir, den ich unter Umständen kennen gelernt, die ich noch darlegen will, niemals mit einer irgendwie gearteten Mission in Deutschland betraut. Ohne Frage hätte ich es recht wohl tun können und würde ich es Ihnen sagen, wenn ich es getan hätte. Aber was liegt überdies auch daran, ob oder ob nicht drei Jahre vor dem Kriege Herrn Lenior senior eine Mission anvertraut wurde? Und was liegt daran, in meiner Sache wenigstens, daß man 1915 bei den Deutschen Geld zu machen versucht hat durch Betonung der vorgeblichen Bedeutung des Alphonse Lenoir? Inwiefern habe ich irgend etwas zu schaffen mit all diesen Schmutzereien? Sie betreffen einzig und allein die Affäre Lenoir-Desouches, die durch Urteil erledigt ist.“

Der Einwand scheint mir schlagend. Ich umrahme ihn mit Einzelangaben über die Umstände, unter denen ich Alphonse Lenoir kennen gelernt, über die hohen Protektionen, die er genoß. Herr Pérès scheint mir nicht sehr begierig, die Zwiesprache auf dieses Gebiet zu drängen. Ich will dazu noch sagen, daß ich höchstnatürlicherweise in guten Beziehungen stand zu Lenoir senior, da er doch lange Jahre hindurch mein Untergebener gewesen war, als ich das Finanzministerium leitete, wo er Propagandachef war, daß ich ihn jedoch seit August 1914 nicht wiedergesehen; daß ich Pierre Lenoir alles in allem zweimal in meinem Leben gesehen habe, einmal bei einer Jagdpartie lange vor dem Kriege, das andere Mal im Oktober 1915, wo Herr Bourgarel, der Nachfolger seines Vaters, ihn zum Zwecke eines Höflichkeitsbesuches zu mir ins Arbeitszimmer gebracht hatte. Jede Erörterung über all diese Punkte ist ausgeschlossen. Der ganz alltägliche Charakter des einzigen Besuches, den Pierre Lenoir mir in meiner Häuslichkeit abstattete, wird durch Herrn Bourgarel bestätigt. Also was will man noch?

Hergeschaut! Herr Pérès gibt in dem Rückverweisungsspruch den Inhalt der Depesche von Jagow an Lancken an und und schreibt:

„In Anbetracht, daß die Antwort, die von Lancken auf das Telegramm des von Jagow hat geben müssen, unbekannt bleibt, daß es jedoch *keine verwegene Annahme* bedeutet, wenn man voraussetzt, daß sie die feindlichen Propagandadienste hat befriedigen müssen, da einige Wochen darauf die von Lenoir angeforderten zehn Millionen diesem ausgehändigt wurden ..., daß man *gleichfalls annehmen* darf, daß nicht dem jungen Lenoir, dem ein Rechtsberater zur Seite stand, Deutschland einen so großen Kredit eröffnete, sondern dem Finanzmakler, um dessen Verbindung mit ebendemselben französischen Staatsmann, der 1911 die Unterhandlungen geleitet hatte, man wußte ..."

Da haben wir's! So einfach ist das! Das dritte Kriegsgericht hat die mildernden Umstände beiseitegeschoben, die Pierre Lenoir hätten zugute kommen müssen, und hat damit entschieden zu erkennen gegeben, daß es ihn für den einzigen Schuldigen hielt an einer Transaktion, an der übrigens — das scheint erwiesen — sein sterbenskranker Vater keinen Anteil gehabt hat. Aus eigener Machtbefugnis hat Herr Pérès „angenommen", daß dem anders sei. Hingerissen durch den Wunsch, mich zu treffen, unterstellt er — denn um eine Unterstellung kann es sich nur handeln —, es sei wohl möglich, daß ich hinter dieser ganzen Affäre stehe. Und warum das? Weil, um ihre Ware zur Geltung zu bringen, Pierre Lenoir und seine Spießgesellen oder die Leute, die zu ihrem Kreise hinneigten, sich Deutschland gegenüber gebrüstet haben mit einer Mission, die ich angeblich im Jahre 1911 Alphonse Lenoir zugeschanzt habe, und weil es keine „verwegene Annahme" bedeutet, wenn man voraussetzt — obwohl man nichts davon weiß —, daß die Tatsächlichkeit dieser Mission durch Herrn von Lancken in einem unbekannten Tele-

gramm bestätigt worden ist. Man glaubt zu träumen, wenn man derartige „Sintemal und alldieweilen“ in einer Akte liest, die von der Untersuchungskommission des Gerichtshofes herrührt.

Neuausgabe des Versuches mit Bolo! Man will noch nicht endgültig verzichten auf die „Amalgamierung“, nach der man so hartnäckig gesucht hat. Man will nicht zugeben, daß jenes große Schlagwort, das die Herren Mornet und Léon Daudet auf ihre Fahnen geschrieben haben — belanglos, ob der Erstgenannte vor oder nach dem anderen gekommen ist —, nichts ist als eine Dummheit, mit der entweder leidenschaftliche oder oberflächliche und beschränkte Geister „gurgeln“ mögen, die aber nicht für eine Minute einer Tatsachenprüfung standhält.

Man hofft, daß eine erneute Erpressung mit dem Tode dazu führen wird, das glühend herbeigewünschte Band zu schaffen, das Band zwischen dem Politiker und dem Verräter.

Einen Augenblick glaubt man, es gelinge: im Moment des Aufbruchs nach Vincennes bittet Pierre Lenoir um eine Aussprache. Man ist darauf gefaßt. Alles ist bereit für einen Aufschub der Hinrichtung. Eine Verschiebung wird unverzüglich angeordnet. Und dann lauscht man. Aber was kann wohl der Unglückselige sagen, zu dem ich keine anderen als die dargelegten Beziehungen gehabt habe? Ach! ganz einfach das Folgende: „Ich bin ein Opfer. Auf Rechnung meines Vaters habe ich das Geschäft mit dem ‚Journal‘ gemacht. Mein Vater mußte sich den Befehlen des Herrn Caillaux fügen. Ich habe keinerlei Beweise dafür; aber fragen Sie diesen, fragen Sie jenen, fragen Sie namentlich Herrn Bourgarel aus, der ohne jede Frage den Vermittler spielte zwischen meinem Vater und dem ehemaligen Ministerpräsidenten.“ Dementis! es hagelt Absagen in dichten Schauern! Wohl geben einige Zeugen an, Alphonse Lenoir habe sich ihnen gegenüber gerühmt, er hätte 1911 von mir eine Mission nach Berlin anvertraut erhalten, und gewiß ist er nach

Berlin gegangen. Aber natürlicherweise hat er nicht den geringsten Beweis als Anhalt gegeben; er hat sich gehütet — aus gutem Grunde — einen Brief vorzuzeigen, den er vom Ministerpräsidenten mit dessen Unterschrift erhalten haben wollte, und der, so sagte er, ihm in den deutschen Großbankkreisen zur Beglaubigung dienen sollte. Überdies — ich will das unermüdlich wiederholen —: was hat das alles zu bedeuten? Was! weil ich 1911 einen Agenten des Finanzministeriums mit einer Finanzmission betraut haben soll, darum sollte ein Teil der Verantwortung — in welchem Sinne auch immer — für den verbrecherischen Spitzbubenstreich auf mich entfallen können — für einen Streich, den vier Jahre später jenes Agenten Sohn vollführte, der, um zu seinem Ziele zu gelangen, in seinen Spiegel das Licht des Vertrauens fallen läßt, dessen sein Vater genoß! Doch selbst auf diese — nicht vorhandenen — Dinge noch muß man verzichten. Man entdeckt in der Tat in Brüssel die Antwort des Herrn von Lancken, datiert vom 2. April 1915, auf das Jagow-Telegramm. Sie ist der „Annahme" des Herrn Pérès diametral entgegengesetzt. Hier folgt der Text:

„Ich erinnere mich, daß Graf Armand mir ehemals wiederholt von einem besonders fähigen Presseagenten für Finanzwesen namens Lenoir gesprochen, dem im besonderen Herr Caillaux als Finanzminister und als Ministerpräsident viel zu verdienen gegeben hat. Ich glaube mich auch zu entsinnen, daß Lenoir von Caillaux verwandt wurde in seinem Kampfe gegen de Selves. An eine Vermittlerrolle in der marokkanischen Krise habe ich keine Erinnerung. Armand hat mir einmal — ich glaube zur Zeit der Präsidentenwahl — nahegelegt, ich solle Lenoir, der allerdings recht teuer war, gewinnen für einen Feldzug gegen Poincaré und die Freundschaft mit England. Bei alledem bin ich niemals

persönlich mit ihm in Verbindung getreten. Ich würde dafür sein, wenn man Lenoir nicht völlig ausschaltete, aber, falls die Möglichkeit einer Beeinflussung französischer Organe herausspringen sollte, dann müßte man mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen und anfänglich sich mit Ausbeutung der Gegensätze begnügen, die bereits in Frankreich zutage treten."

Also: keine Beziehungen zwischen Lancken und Lenoir senior! Lenoir hat keine Rolle gespielt in der Marokkokrise! Keine Anspielung auf das Interesse, das man daran haben könnte, ein bis zwei große französische Organe zu kaufen, um sie einem Staatsmann zur Verfügung zu stellen! Ganz im Gegenteil: Lancken mahnt zur Vorsicht, zu vorsichtigem Handeln! Eine andere Depesche zermalmt vollends die Hypothesen der Rückverweisungsakte. Jagow telegraphiert am 18. Mai:

„Aus guter Quelle erhalte ich folgende Information: Lenoir ist ein berufsmäßiger Bestechungsschieber. Auf diese Weise hat der Vater ein großes Vermögen erworben; der Sohn ist zu ungeschickt und durchaus ohne Erfahrung in politischen Dingen. Alle beide zu sehr Berufsschieber, um gut zu wirken."

Nicht mit Rücksicht auf Lenoir senior also, nicht einmal mit Rücksicht auf den Sohn sollen einige Wochen nach dieser Depesche die Millionen ausgeworfen werden. Was für Schritte sind in der Zwischenzeit getan worden? Wer hat sich bei den Deutschen ins Mittel gelegt? Wer hat sie dazu bestimmt, Lenoir und Desouches Kapitalien anzuvertrauen? Man hat mir von Reisen in die Schweiz gesprochen, die infolge des Jagow-Telegramms von anderen, mit Pierre Lenoir nicht identischen Leuten unternommen worden seien. Ich weiß nicht, was an diesen Behauptungen begründet ist. Ein Geheimnis schwebt über dem Abschluß des Handels. Was ich weiß, ist dieses: Um mich auf indirektem

Wege zu treffen, hat man vor dem Kriegsgericht im Verfahren gegen Lenoir viel Aufsehens gemacht von einer Depesche, die — es kann gar nicht anders sein — auf die Richter von Einfluß gewesen sein muß, die sie vielleicht bestimmt hat, das Todesurteil zu fällen, ohne daß man dagegen — ich will hoffen, daß man sie nicht besaß — die Antwort auf dieses Telegramm vorgebracht hätte — Depeschen, die dem Vorfall eine Spitze gaben ... gegen wen? Es steht mir nicht zu, danach zu forschen. Was ich dann noch weiß, ist dieses andere: Wären diese letztgenannten Dokumente nicht entdeckt worden, so hätten die Annahmen des Herrn Pérès, aufgebaut auf einem Telegramm, zu dem man die Antwort nicht kannte, eine fürchterliche Waffe abgeben können im Kampfe gegen mich. Wo ist der gerecht Denkende, der nicht erschauderte bei der Feststellung, bis zu welchen Übergriffen gewisse Leute sich hinreißen lassen?

Und woraus entspringt dieses alles? Ich hatte Alphonse Lenoir gekannt, hatte ihn gut gekannt. Wieso? Unter welchen Umständen? Was war er für ein Mensch? Wem diente er?

Die erste Persönlichkeit, die mir von Alphonse Lenoir sprach, von dem ich bis dahin nichts gehört hatte als den Namen, war Herr Poincaré. Ich befand mich, im November 1906, im Louvre im Kabinett des Finanzministers, von dem ich wieder Besitz ergreifen sollte, und das Herr Poincaré zu verlassen sich anschickte. Bei der Übergabe der Dienstbefugnisse gab mein Vorgänger dem Brauche gemäß mir Zahl und Art der Kreuze der Ehrenlegion an, die dem Finanzministerium zugeteilt und noch nicht vergeben waren. „Es ist", sagte er mir, „ein Offizierskreuz der Ehrenlegion verfügbar. Es kommt vom Kriegsministerium. Herr Etienne hat es dem Kontingent der Kreuze für Zivilisten entnommen; er hat es mir überreicht mit der Bestimmung, ich solle es im kommenden Januar Herrn Lenoir geben, dem Reklamemakler des Finanzministeriums." „Herr Le-

noir Offizier der Ehrenlegion?" entfuhr es mir, „und dabei gibt es Generaldirektoren, welche die Rosette nicht haben." „Sie können ja handeln nach Ihrem Befinden," erwiderte Herr Poincaré. „Ich will Sie nur darauf hinweisen, daß Sie entweder das Kreuz ans Kriegsministerium zurückgeben oder aber es der Bestimmung zuführen müssen, die Herr Etienne bezeichnet hat. Im übrigen", fügte er lächelnd hinzu, „werden Sie, glaube ich, sich nur mit einiger Mühe der Sache entziehen können, denn es handelt sich um Ihren Ministerpräsidenten Herrn Clemenceau, auf dessen Verlangen Herr Etienne sich herbeigefunden hat, zugunsten Lenoirs eines der Kreuze zu opfern, die für Belohnung der Dienste bestimmt sind, welche Zivilisten der Nationalverteidigung geleistet haben." In dieser Sache dann Plänkeleien und Schwierigkeiten, die hart am bitteren Ernst vorbeigingen. Ich weigerte mich beharrlich, den Namen des Herrn Lenoir in der Verleihungsliste des Finanzministeriums vom Januar 1907 aufzuführen. Ich fand mich, aus Gründen, die ein jeder errät, nur dazu herbei, dem Manne, für den sie bestimmt war, die Rosette zuzuerteilen durch einen Sondererlaß, den ich im Ministerrat unterzeichnen ließ, und in dem ich angab, das Kreuz sei mit einer fest umschriebenen Bestimmung meinem Vorgänger überreicht worden, der die Übergabe angenommen hätte. Herr Alphonse Lenoir benahm sich als Mann von Geist. Er kam, mir zu danken. Seine Dankbarkeit hätte sich ergießen sollen in einem anderen Ministerialkabinett, wo er, in drastischer Redeweise, wie er sie nicht verschmähte, genau so leicht Eingang zu finden sich rühmte wie in einem Speisehaus an den Boulevards.

Von diesem Zeitpunkte, März 1907, an empfing ich, solange ich in der Regierung saß, häufig Herrn Lenoir, und ich hatte Gelegenheit seine Dienste aufs höchste schätzen zu lernen. Er gab wertvolle Aufklärungen über die Schwankungen des Marktes, über die Placierungsmöglichkeiten für Werte aus dem Staats-

schatz. Er war auf dem laufenden über alles, was vorging, über alles, was in der Geschäfts- und Zeitungswelt geplant wurde. Kurz und gut, er war ein beachtenswerter Agent für Auskünfte und ein höchst nützlicher Vermittler sowohl bei den Banken und den Kreditgesellschaften wie bei den Presseleuten. Ich verwandte ihn häufig, als Ministerpräsident und ebenso bei meinen Gastrollen im Finanzministerium. Ich blieb höchst natürlicherweise in Verbindung mit ihm, als ich nicht mehr am Steuer saß. Er war übrigens eng verbunden mit einer großen Anzahl von Politikern, nicht allein mit den ehemaligen Finanzministern, wie ich es war, deren Untergebener er gewesen, sondern mit vielen anderen, die Gelegenheit oder Grund gehabt hatten, ihn kennen zu lernen. Unser Verhältnis kühlte sich ab von 1914 an. Lenoir hatte mich um die Kommandeurbinde der Ehrenlegion bitten lassen, als ich Ende 1913 zum vierten Male die Leitung der Dienste im Finanzministerium übernommen hatte. Ich hatte, ein wenig grob, geantwortet, ich hätte nichts übrig für geschmacklose Späße. Auf diesen Reinfall sind ohne Frage die bitteren Äußerungen zurückzuführen, die Lenoir seither machte, und die gewissen Bruchstücken seiner „Memoiren aus dem Kriege" das Gepräge geben, die im „Cri de Paris" veröffentlicht wurden. Der Reklamemakler würdigt darin sehr von oben herab Menschen und Dinge; er erklärt nach einem aufs höchste phantastischen Bericht über unser letztes Gespräch vom August 1914, ich werde überschätzt, mein Hochmut lasse alle Qualitäten zurücktreten, die ich sonst vielleicht haben möge, usw.... Dafür trägt er denn die heißeste Bewunderung für Herrn Clemenceau zur Schau, „in dessen nächster Umgebung er lebte", wie der „Cri de Paris" sagt (Ausgabe vom 30. November 1919). Diese Würdigung bestätigt Lenoir in jenen „Erinnerungen", in denen er von den Besuchen erzählte, die er fast täglich in der Rue Franklin machte, über die vertraulichen Mitteilungen be-

richtet, die er dort in Angelegenheiten von größter Tragweite erhalten, über die politischen Unterhandlungen, die er für den Staatsmann geführt hat, dessen Zeitung er verwaltet haben will! Es ist nichts dabei, was einen mit den Untergründen dieser Kreise Vertrauten überraschen könnte.

Wer damit vertraut war, dem war es auch wohlbekannt, daß unter der „Ägide" des Lenoir „L'Homme Libre" das Licht erblickte, daß, um die Zeitung zu unterhalten, der Reklamemakler sich ihren Finanzteil reserviert hatte, der dem Blatte über die normalen Reklamegebühren hinaus noch einen „Sonderanteil" einbrachte bei der außerordentlichen Austeilung von Geldern, welche die ottomanische Regierung 1913/14 durch Vermittelung des Herrn Renier vornahm. Ich habe mir sagen lassen, man besitze noch merkwürdigere genaue Angaben über die Praktiken, die Lenoir ins Werk setzte, um bei der Zeitung des Herrn Clemenceau den Etat im Gleichgewicht zu halten, über die persönlichen Opfer, zu denen er im Interesse einer Beisteuer bereit gewesen wäre, falls die „Erinnerungen aus dem Kriege" ungekürzt veröffentlicht worden wären. Hat man nicht den Bericht über den Besuch des Reklamemaklers in der Rue Franklin vom 7. August 1914 verstümmelt? Hat man nicht die Berichte über die Unterredungen vom 8. und vom 11. August ausgelassen? Ist damals nicht über die Lage des „Homme Libre" verhandelt worden, aus dem der „Homme Enchaîné" werden sollte? Hat damals nicht Herr Clemenceau erklärt, es könne nicht die Rede sein von einer Reduzierung seines auf dreitausend Francs monatlich festgesetzten Honorars? Hat Lenoir ihm nicht klargemacht, wie schwer es ihm falle, Geld von den Banken zu erhalten, und hat er nicht damit geschlossen, daß er ihm für seine Zeitung nur fünftausend Francs im Monat in Aussicht stellte, die er vielleicht nicht würde auftreiben können, die er dann „aus eigener Tasche würde zahlen müssen"? Leicht

erklärt man sich nun, wie es kommen kann, daß, wäre die Zensur nicht gewesen, 1917 in Paris alle Mauern beklebt gewesen wären mit Plakatschriften gegen Clemenceau unter dem Titel „Von Cornelius Herz bis Rosenberg über Lenoir!“

Aber ich habe schon darauf hingewiesen, daß ich mich niemals so weit herablassen würde, gewisse Waffen im Kampfe gegen meine Gegner zu verwenden. Selbst wenn Lenoirs Memoiren — es ist schon möglich, daß einige Blätter entflattert sind — von den Gesprächen erzählten, die man mir ins Ohr getuschelt hat, so würde man daraus doch nur das eine schließen dürfen: daß der Propagandavermittler des Finanzministeriums zu den ergebenen Freunden zählte, an die Herr Clemenceau hatte appellieren müssen, um seine Zeitung zu erhalten. Wie alle Programmblätter konnte auch der „Homme Libre“ nicht ohne Unterstützung leben. Um sich von hier und da solche zu verschaffen, hat der Staatsmann eine Persönlichkeit benutzt, der gegenüber er zu mißtrauischem Verhalten keinen Grund hatte, die, um auf den Ausdruck des „Cri de Paris“ zurückzugreifen, „in seiner nächsten Umgebung lebte“. Diese Würdigung stimmt damit überein, daß Herr Michel Clemenceau einer der Trauzeugen des Pierre Lenoir war. Weder Herr Clemenceau noch sein Sohn konnte ahnen, was diesem Unglücksmenschen zustoßen würde.

Nun habe ich das Recht, mich noch einmal wieder gegen meine Ankläger zu wenden. Man ist bestrebt gewesen in der Schöller-Affäre auf mich zu fahnden unter dem Vorwand, ich hätte 1911, aus der vollen Befugnis meiner Stellung als Regierungschef heraus, Alphonse Lenoir mit einer Mission betraut. Was hätte man nicht alles gesagt, wenn ich ihn für Bereitstellung von Kapitalien zur Gründung einer Zeitung hätte sorgen lassen, wenn ich ihn gebeten hätte, von den Banken Hilfsmittel zu verlangen, um ein Blatt am Leben zu halten, aus dem ich dreitausend Francs monatlich an Honorar gezogen hätte? Was hätte man nicht

alles gesagt, wenn ich dem gleichen Manne Auskünfte, wie sie Herr Clemenceau ihm zuteil werden ließ, über die Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten, über unser Waffenwesen gegeben hätte? Herr Pérès würde sicherlich daraus geschlossen haben, es bedeute keine „verwegene Annahme", wenn man voraussetzte, daß die Erwerbung des großen Nachrichtenorgans in meinem Interesse durchgeführt wurde, da Lenoir senior ja schon der Barnum eines Zeitungsunternehmens zu meinen Gunsten gewesen wäre. Er würde ohne jede Frage „angenommen" haben, daß Pierre Lenoir bei den Deutschen Kredit gefunden habe durch Auskramen der Informationen, die ich seinem Vater geliefert hätte.

Doch ich vernehme den Chor der unentwegten Schildknappen: „Herr Clemenceau ist ein makelloser, unantastbarer Patriot. Ihn kann man nicht des Defaitismus, der Flaumacherei bezichtigen. Dem Defaitismus galt sein Kesseltreiben, als er gegen Sie die Hand erhob, der Sie, in klarer Absicht oder ohne es zu wollen, der Mittelpunkt waren für alle pazifistischen und defaitistischen Bestrebungen."

Gegen die verworfene Begriffsbildung „Defaitismus" werde ich ohne Unterlaß Protest einlegen, solange man sie im Wortsinne auffaßt, solange man nicht einsehen will, daß man das Epitheton nur erfunden hat in der Absicht, die politischen Richtungen des Maßhaltens und des gesunden Menschenverstandes zu entehren, die natürlicherweise den Zielen des Herrn Clemenceau und der „Action Française" sich widersetzen. Ich werde ohne Unterlaß meine Herausforderung wiederholen, man möge beweisen, daß ich jemals die Niederlage meines Landes erhofft habe — ich bin, den Göttern sei Dank! der Empfindungen eines Ungeheuers nicht fähig. Ich fordere heraus: man beweise, daß ein Schriftstück, von mir gezeichnet, daß ein öffentlich geäußertes

Wort von mir, ein einziges nur, jemals unsere Mitbürger in ihren Bemühungen entmutigt, unsere Feinde in ihrem Streben gespornt hat.

Kann das jeder andere von sich sagen?

Da ist eine köstliche Blütenlese, die man zu Rate ziehen kann: die „Gazette des Ardennes“.

Ich habe mir die Mühe gemacht, die 768 Nummern des deutschen Blattes zu lesen, das unter der Leitung der teutonischen Militärbehörden redigiert wurde zum Zwecke einer Einwirkung auf die Gesinnung in den besetzten Gebieten. Es ist darin kaum von mir die Rede bis zu dem Tage, wo ich unter Anklage gestellt und eingesperrt werde. Ich habe ausgerechnet, daß von 1914 bis Ende 1917, abgesehen von den Parlamentsberichten, in denen mein Einschreiten natürlich jedesmal berichtet wird, mein Name nicht öfter als fünfmal erwähnt wird. Das erste Mal, im Juni 1915, gab die „Gazette des Ardennes“ ein vorgebliches Interview wieder, dem ich in Brasilien mich unterzogen haben sollte, das durch die ganze deutschfreundliche Presse ging, und dessen historischen Charakter ich über zwanzigmal abgeleugnet habe. Man hält dabei, das sei im Vorübergehen bemerkt, eine dithyrambische Lobrede auf meine staatsmännischen Perspektiven, vier Monate nach der Luxburg-Depesche. Im Juli 1915 berichtet die deutsche Zeitung von einem vorgeblichen Angriff, dem ich als Objekt gedient haben soll. Nichtigkeit ohne Belang. Am 19. August des gleichen Jahres wird in einem „Sprechsaal“-Artikel, ersichtlich von einem Franzosen, meine Agadir-Politik gelobt unter Entstellung ihrer Zielrichtung. Nichts, was sich auf den großen Krieg bezöge. Am 21. Juli 1916 wird in einer übrigens absurden Notiz erzählt, daß nach dem Bericht eines Neutralen die Meinung der rechtsstehenden Kreise in Paris in meine Richtung einschwenke. Schließlich steht am

25. Oktober 1917 in einem Artikel von einem gefangenen französischen Akademiker unter dem Titel „Kleine nationale Gewissensprüfung" geschrieben: „Es war für Frankreich ein großes Unglück, daß auf dem Kongreß von Versailles die radikale Partei Poincaré nur eine läppische Persönlichkeit wie Pams gegenüberzustellen hatte. Ein Bourgeois, ein Caillaux hätte uns gewißlich den Krieg erspart..." Und das ist alles! Ich bin nicht im Spiel, nicht wahr? und kann infolgedessen höchst bequem in aller Objektivität die Zeitung durchstudieren.

Außer Informationen — tendenziösen selbstverständlich —, außer der höchst plump und ungeschickt aufgemachten Veröffentlichung der kaiserlichen Proklamationen und der Kanzlerreden brachte das Blatt bisweilen einen „Sprechsaal", fast stets eine Lokalchronik. Sie wurde in der Hauptsache zusammengeschustert aus französischen Zeitungsausschnitten, die, das muß anerkannt werden, recht geschickt kommentiert wurden. Die wenig zahlreichen „Sprechsaal"-Artikel waren natürlich pazifistische oder... sehr häßliche Artikel, anonym, aber zumeist aus französischer Feder. Der Pazifismus war manchmal, aber selten das, was man den Pazifismus der Linken nennen kann, das heißt, sozialistisch inspiriert. Er brachte damals das Bedauern über den Krieg zum Ausdruck, den Wunsch nach unverzüglichem Friedensschluß, er predigte die Wiederversöhnung der Völker. Aber das waren, ich wiederhole es, Ausnahmefälle. Die meisten „Sprechsaal"-Artikel trugen ein klerikales und reaktionäres Gepräge, und die Note, die man meistens heraushörte, verdient eine strenge Kennzeichnung. Ich will zwei herauspflücken: einen vom 13. Februar 1915, einen anderen vom 26. Juli 1917. Der erste, unter dem Titel „Zeugnis eines Franzosen", ist der Brief eines Maire aus dem Département der Somme. Die genauen Angaben, die darin gemacht werden über die Umstände, unter denen die von dem Verfasser des Artikels verwaltete Gemeinde vom Feinde

besetzt, verlassen und wiederum besetzt worden ist, geben fast völlige Gewißheit darüber, daß der Brief nicht apokryph ist. Hier die letzten Abschnitte:

„Was uns besonders frappiert hat an diesem Zusammenleben (mit den deutschen Soldaten), ist die strenge Disziplin, die im deutschen Heere herrscht, die Liebe zum Vaterlande und die religiösen Gefühle, von denen die Soldaten durchdrungen sind. Mögen sie Protestanten oder Katholiken sein, sie erfüllen alle Pflichten ihrer Religion ohne Schaubietung, aber auch ohne Menschenfurcht. Alle katholischen Soldaten haben ihren Rosenkranz in der Tasche oder mit Medaillen um den Hals gehängt.

„Ein junger Unteroffizier von fünfundzwanzig Jahren, Volksschullehrer von Beruf, sagte uns: ‚Seit Kriegsbeginn habe ich an vielen Kämpfen teilgenommen, aber dank dem Gebet meiner Mutter bin ich niemals verwundet worden.' Wenn man der Seele eines Volkes eine derartige Disziplin einzupflanzen gewußt hat, solche religiösen Gefühle, dann kann man mit gutem Grunde sagen: ‚Dieses Volk ist unbesiegbar.'

„Doch schließen wir einen Brief, der schon zu lang geraten ist. Ich wollte Ihnen nur zeigen, wie unsere Zeitungen uns hinters Licht geführt haben.

„Meine Mitinternierten würden Ihnen nur das gleiche wiederholen können.

„Wenn ich die Gewißheit hätte, daß meine Landsleute jenseits der Feuerlinie meinen Brief lesen können, dann würde ich ihnen sagen: Seht euch unseren Ministerpräsidenten Viviani an, der eines Tages vor unserem ruhmreichen Parlament sich anheischig machte, die Sterne am Himmel auszulöschen. Würde er nicht besser daran tun, die Lunten auszulöschen, die aus den Kanonen die Schüsse lösen? Nein, dieses Geschäft geht über seine Kräfte. Doch er könnte sich an ein anderes Geschäft machen: nämlich der Kirche die Güter der Toten zurückgeben,

die ein anderes skrupelloses Ministerium ihr gestohlen hat. Vielleicht würde der Zorn des Herrn, von dem er nichts wissen wollte, sich sänftigen lassen, und vielleicht würden wir dann das Ende dieser Plage sehen.

„Frankreich hatte eine Züchtigung verdient für seine antireligiösen Gefühle und Handlungen. Diese Züchtigung trifft es heute, und vielleicht steht es noch nicht am Ende seiner Prüfungen. Wer weiß, was kommen wird?..."

Am 25. Juli 1917 veröffentlichte die „Gazette des Ardennes" an der Spitze ihrer Spalten einen Artikel mit bezeichnender Überschrift: „Republikanismus und Barbarei". Er beginnt mit der Erzählung von einem vorgeblichen Akt schmutziger Feigheit, der einem Volksschullehrer — selbstverständlich einem weltlichen — zugeschrieben wird. Diese Tat wird folgendermaßen kommentiert:

„Es lassen sich aus diesem Ereignis mehrere Lehren ziehen. Die erste: daß der Antipatriotismus als logische Folge des Republikanismus erscheint. Die Erfahrung hat das so ziemlich allerorten in den besetzten Gebieten bewiesen.

„Die zweite Lehre ist, daß die Deutschen, diese ‚Barbaren', obwohl sie im Kriege unsere Feinde sind, bei tausend Gelegenheiten mehr Menschlichkeit, mehr Pietät unseren französischen Soldaten sowie den Zivilisten gegenüber an den Tag gelegt haben als die Kinder der heiligen französischen Republik selbst. Das ist eine Schmach für die Nation, aber es ist eine Tatsache, die Tausende von französischen Untertanen später werden zugeben müssen."

Der Artikel schließt:

„Die Republik, so wie sie bei uns besteht, ist eine vermorschte Regierungsform; sie bedeutet die Herrschaft der Futterkrippe, der Eigenliebe, des Egoismus, der Ehrlosigkeit und des Lasters. Wo es der Selbstlosigkeit und der Tugend bedarf, da macht sich der

‚feurige Republikaner‘ naturgemäß, aus Egoismus zum kriechenden Kammerdiener des ersten Besten. In der sozialen Frage wird der Republikaner aus Egoismus stets hart und grausam, soweit es nicht ihn selbst betrifft. Was den Patriotismus anbelangt, so macht sich der Republikaner noch nicht einmal Sorge drum; er ist ein gewöhnliches Grammophon, das nur nach der fertigen Platte abläuft und Reden schwingt. Gebe Gott, daß die republikanische Regierungsform viele ‚Barbaren‘ hervorgebracht hätte, wie unsere Feinde es sind, die trotz allem in vielen Punkten unsere Vorbilder bleiben werden.“

Deutsches Fabrikat, so wird man sagen, oder Produkte einiger Jämmerlinge in ihrem Sold! Ich glaube das nicht. Ich bin überzeugt, daß sie geschrieben sind von leidenschaftlichen Reaktionären; ich fühle mich um so stärker zu dieser Annahme gedrängt, als das Motiv, das in diesen Blättern durchschimmert: „Frankreich steht unter Deutschland, weil es antireligiös ist,“ das nämliche ist, das man in unseren westlichen Provinzen hin und wieder auf der Kanzel abgewandelt hat. Aber ich lasse gelten, daß hier ein glatter Betrug von seiten der deutschen Zeitung vorliegen mag. Es ist nichtsdestoweniger eine unbestreitbare Tatsache, daß unsere Feinde sich zu stützen suchten auf die konservativen und klerikalen Elemente der besetzten Gebiete. Warum? Weil sie auf dieser Seite willige Ohren finden zu können glaubten, weil ihnen Äußerungen oder Kanzelreden zu Ohren gekommen waren analog denen, die in gewissen Landkreisen des Westens zu hören gewesen sind. Und es scheint doch, als sei ihr Entgegenkommen nicht ohne gewisse Resultate geblieben. Die Lokalchronik der „Gazette des Ardennes“ wird in der Tat zum Teil durch Glieder des Klerus gespeist, die, mögen sie offen oder verkappt auftreten, nicht immer ihre Standeseigenschaft verheimlichen. Ein Beispiel! Unter dem Datum vom 19. März 1916 liest man in der deutschen Zeitung:

...Ardennen, im Januar 1916.

„Wir lassen den Namen der Ortschaft aus, um die Anonymität unseres Korrespondenten so streng wie möglich zu wahren:

„Der Herr Platzkommandant von ..., Ardennes, hat mich gebeten, ich möchte ihm einen Artikel für die ‚Gazette des Ardennes‘ schreiben, und ich beeile mich, seinem Wunsche zu entsprechen, und zwar, um ihn meines Respekts, meiner Sympathie und meiner aufrichtigen Hochschätzung zu versichern."

Es folgen verschiedene Betrachtungen über die Schrecken des Krieges, über die Notwendigkeit des Friedensschlusses. Der Brief hat folgenden Schluß:

„Und nun lege ich, bevor ich schließe, Wert auf die Feststellung, daß ich auf seiten der deutschen Behörden stets auf den tiefsten Respekt vor meiner Person und meinem kirchlichen Charakter gestoßen bin, und daß man mir dort volle Freiheit in der Erfüllung meines heiligen Amtes gelassen hat.

„Überdies habe ich dank dem Wohlwollen und dem Entgegenkommen des Kommandanten jedem Rufe Folge leisten dürfen, wenn man in den umliegenden, ihres Priesters beraubten Kirchspielen nach meinen Diensten verlangt hat für die Heilige Messe, Sonntags oder Wochentags, für die Austeilung der Sakramente, für Krankenbesuche und für Begräbnisse. Auch übermittele ich jedem, der ein Anrecht darauf hat, in allem Respekt meine Danksagungen, den Ausdruck meiner inneren Dankbarkeit."

Das zuvorkommende Verhalten der Eindringlinge dem französischen Klerus gegenüber ging weit über die Rücksichten hinaus, welche die Kommandanten dem Verfasser des Artikels erwiesen, und für welche dieser mit kläglicher Kriecherei ihnen dankt. Man liest in der „Gazette des Ardennes", daß alle gefangenen französischen Priester in Deutschland wie Offiziere behandelt wurden, selbst wenn sie nur die Uniform gemeiner Sol-

daten trugen, unter der Bedingung, daß sie einwilligten in die Ablegung eines theologischen Examens vor deutschen Priestern. Im übrigen wird zu wiederholten Malen erwähnt, daß alle Schulen der besetzten Gebiete, staatliche oder freie, der Inspektion durch Kirchenleute von jenseits des Rheins unterstellt wurden. Nichts könnte auffallender die Politik bezeichnen, die unsere Feinde zu befolgen gedachten. Gewiß, wir gehen nicht darauf aus, einen allgemeinen Schluß zu ziehen aus vereinzelten Entgleisungen oder aus Bevorzugungen, für deren Bewilligung einzig Macchiavellismus hat maßgebend sein können. Jedoch sind wir dieses einen sicher: könnte man einem Mitglied des öffentlichen Unterrichtswesens eine Lokalchronik nach Analogie der eben angeführten zur Last legen, hätten im besonderen die weltlichen Volksschullehrer eine Vorzugsbehandlung von seiten der Deutschen genossen, so würde die gesamte Presse der Rechten sich ergangen haben in Entrüstungsgeschrei, während eine Verschwörung des Schweigens sich um die wahren Tendenzen, den wahren Charakter der „Gazette des Ardennes" geschlossen hat.

Doch wir haben gesagt, daß die giftigen Säfte der Zeitung hauptsächlich in den Zeitungsausschnitten kreisten. Die „Gazette" läßt es sich — von ihrem Standpunkt aus ist das natürlich — angelegen sein, die Anspannung der Kräfte in Frankreich zu diskreditieren. Sie sucht den Leuten in den besetzten Gebieten und den Deutschen, die sie lesen oder Auszüge daraus in der deutschen Presse finden, zu zeigen, daß beträchtliche Persönlichkeiten unseres Landes derartige Kritik an der jeweiligen Regierungsleitung oder an der Durchführung der militärischen Operationen üben, daß es für einen Franzosen kindisch ist, wenn er noch auf den Erfolg hofft. Sie befleißigt sich auch — und wiederum ist das natürlich —, alle Nachrichten zu sammeln, die geeignet sind, dem Vordringen der deutschen Waffen Beistand zu leisten. Diese Ware beschafft sich die deutsche Zeitung aus dem

„Homme Enchaîné". Über zweihundert Nummern der „Gazette des Ardennes" bringen und kommentieren Artikel von Herrn Clemenceau. Einige Proben:

Am 3. Mai 1915 deckt die „Gazette" unter dem Titel „Die ministerielle Oligarchie in Frankreich" mit einem Zitat nach Herrn Clemenceau folgendes auf:

„Ein Trio von Despötchen, Poincaré, Viviani, Millerand, dem eine bläßliche Dulderzucht von Ministern folgt, hat sich ein einziges Ziel gesteckt — sowie ihm einmal Zensurgewalt über die militärischen Informationen verliehen war —: öffentliche Druckschriften zu verbieten bis zur einfachen Darlegung der Tatsachen, so zwar, daß es sich klärlich nur darum handeln kann, vor ärgerlichen Kommentaren Leute zu schützen, die, ohne sich mit der heiligen Salbung von Reims entschuldigen zu können, bestrebt sind, sich auf ‚gut republikanisch' den Gesamtbetrag menschlicher Allmacht anzumaßen bei einem Nichts an Verantwortlichkeit."

Die „Gazette" sagt dazu:

„Welch ein kalter Wasserstrahl für die angeblichen Verteidiger der Freiheit der Welt!"

Am 28. Mai 1915 erläutert die Zeitung, wie der Zensur der französischen Regierung soeben das pikanteste Mißgeschick zugestoßen ist. Ein Artikel von Herrn Clemenceau ist zusammengestrichen worden, aber die verbotenen Stellen waren anderen Zeitungen schon mitgeteilt worden, die sie auch nachgedruckt haben.

„Auf diese Art und Weise", schreibt die „Gazette", „entschlüpften die dem Verbot verfallenen köstlichen Stellen infolge eines glücklichen Zufalls der Schere des Zensors. Und so sind wir in der Lage, einen Abschnitt von erstaunlicher Aufrichtigkeit wiederherzustellen, der aufs grausamste dem Mißtrauen seine Berechtigung bestätigt, das jedem

kritischen Geist und selbst dem wenigst klarblickenden die unter den Auspizien der französischen Regierung veröffentlichten Nachrichten einflößen mit ihrer zweifelhaften Wahrheitstreue, ihrem gemachten Optimismus. Herr Clemenceau schreibt darüber folgendes:

„Meine Leser haben wohl wahrgenommen, daß ich seit längerer Zeit mich jeglichen Urteils über unsere militärische Lage enthalte. Die Lektüre der ausländischen Zeitungen läßt das Feld meiner Beobachtung über die Grenzen hinausschneiden, welche die Zensur vorschreibt — deren Prinzip es ist, daß jegliche Tatsache, deren Mitteilung sie untersagt, nicht existiert.

„Andererseits besteht die offizielle Auffassung vom Patriotismus in der von flammender Rhetorik getragenen Darstellung aller für uns günstigen Dinge, in der Umschattung alles dessen, was die Kehrseite bezeichnen kann: woran denn jetzt noch die Worte des Herrn Kriegsministers sich gliedern lassen, wenn er die Fragen anschneidet, deren Behandlung er uns untersagt, und dabei kein Bedenken trägt, der Öffentlichkeit Zahlen vorzusetzen, die für den gegebenen Punkt der Materie nach zutreffen, die aber uns im Dunkelen lassen über die Zahlen, die einen Schluß auf das Ganze zulassen würden statt uns auf die schiefe Ebene einer fälscherischen Auslegung zu drängen.

„Was kann ich unter diesen Umständen anders tun als der Knechtschaft Rechnung tragen, die uns, den Gesetzen zum Hohn, auferlegt wird, und mich dem obligatorischen Trug versagen, der mir von der Wahrheit nur ausgewählte Abschnitte zu sagen lassen würde, was die weiseste Art bedeutet, die Wahrheit nicht zu sagen. Indessen, wenn man mich schon einschränkt soweit, daß ich schweigen muß, dann wird es mir doch verstattet sein, festzustellen, daß ... der Schade, den der Geist der Allgemeinheit erleidet, nicht wieder gutzumachen ist, da jene versteckten Fehler nichtsdestoweniger fortbestehen und eines Tages ihre Folgen

zeitigen müssen für das Land selbst, das zu spät sich beklagen wird über seine Unwissenheit.

„Ich mache durchaus kein Geheimnis daraus: dies ist der einzige Gedanke, der mich martert, weil die Tatsachen selbst der Zeitungsartikel spotten, die bestellt wurden zum Zweck ihrer Maskierung, und weil ... ich kein größeres Übel kenne als ein Regierungssystem, dessen Prinzip es ist, im Publikum einen Geisteszustand zu schaffen, der auf Verkennen der Wahrheit sich gründet.

„Denn die brutale Wirklichkeit, über welche die offizielle Phraseologie keine Macht haben kann, kommt zu guter Letzt wieder zu Rechten, und zu früh erscheint der Tag, an dem, wie das Gleichnis von dem Blinden als Blindenführer zeigt, der Führer an den Rand des Grabens geführt wird.'"

„Allerdings", fällt die „Gazette" ein, „sagt uns Herr Clemenceau nicht, zu welchen Entdeckungen und Einsichten die Lektüre der ausländischen Zeitungen, die sein Beobachtungsfeld erweitert hat, ihn hat kommen lassen. Ist es die maßlose Übertreibung der Resultate der französischen Offensive bei Arras oder aber der russische Zusammenbruch in Galizien, der unverschämt geleugnet oder für den Gebrauch der französischen Leser lächerlich verkleidet wurde? Seine Kritik hält sich ans Allgemeine und zielt mit gutem Recht auf das gesamte System der offiziellen Information in Frankreich ab. Und bei dieser Gelegenheit werden unsere Leser uns zugeben müssen, daß, wenn wir auch bisweilen die nämlichen grausamen Wahrheiten gesagt haben, unsere Klageschrift doch noch niemals so unerbittlich scharf war."

Gibt es einen Artikel, der entmutigender sein konnte für die Franzosen, die ihn lasen, aufmunternder für die Deutschen, die ihn kosten?

Am 23. Oktober 1915 stimmt, unter dem Titel „Dilemma",

die „Gazette des Ardennes“ ihren Triumphgesang an über die Opposition des Herrn Clemenceau gegen die Expedition nach Saloniki, die sie gehörig ausschlachtet. Sie hält sich an die Erklärung des Herrn Clemenceau, daß die Alliierten Schwierigkeiten haben, 250 000 Mann verfügbar zu machen. „Ich besitze über diesen Punkt“, sagt der Politiker zu jemandem, der ihm widerspricht, „Informationen, an denen es Ihnen fehlt.“ Die „Gazette“ merkt an, daß hier das Mitglied der Heereskommission des Senats spricht. Am 17. November meldet die deutsche Zeitung an Hand von Zitaten nach dem ehemaligen Ministerpräsidenten „die Drückebergerei und die Günstlingswirtschaft“, die in Frankreich wüten. Es ist angebracht, den Artikel vom 26. November 1915 ohne Kürzung zu zitieren; er bringt eine Ernte von Auskünften, die für die Kaiserlichen von Nutzen sind:

„Strategie der Hoffnungen.

„Unter diesem Titel — er ist ein Perlenfund — kennzeichnet Herr Clemenceau die Auflösung, die nach der Ansicht gewisser Leute im Lager der Alliierten herrscht. Er schreibt:

„„Es wird immer schwieriger, vernunftgemäße Gesichtspunkte zu finden für die Vorgänge im Orient, wo ich seit der ersten Dardanellenexpedition nicht die Spur von einer Leitung durch die Regierung entdecken kann. Meiner Ansicht nach ist es im besonderen der unglaubliche Grad von Unorganisiertheit bei den Verbündeten, der manchem einen so hohen Begriff gibt von der Organisation bei den Deutschen. Dieser Gegenstand gehört zu denen, auf die tagtäglich die Ereignisse uns zurücklenken, gleich als wollten sie uns eine überschwängliche Vertrauensseligkeit erkennen lassen selbst in den Befürchtungen noch, die wir zum Ausdruck gebracht hatten einem Unternehmen gegenüber, an dem nichts auf Planmäßigkeit schließen läßt als die nachträglichen Erläuterungen einer unverantwortlichen Presse.

„Hatte man uns nicht angekündigt, die Ausschiffung in Saloniki mit anschließendem Vormarsch ins Vardartal werde entscheidende Folgen zeitigen auch ohne die Mitwirkung der Griechen, von denen wir — Constantin der Teutone selbst schien uns dazu aufzufordern — eine äußerst freundschaftliche Neutralität erwarten durften? Es handelt sich einzig darum, vollzählig zu sein und rechtzeitig einzutreffen, sagte man uns mit verblüffender Treuherzigkeit, wo wir doch geradezu außerstande waren, diese beiden Bedingungen zu erfüllen — aus dem ganz einfachen Grunde, weil noch heute die äußerste Ungewißheit herrscht über den endgültigen Entschluß der Italiener zur Mitwirkung, über deren Ausmaß und Zeitpunkt, über den Augenblick, in dem Rußland seinerseits wird eingreifen können, ja, über den Drang der Engländer nach Abtritt von der französischen Front, auf welche sie alle Kräfte konzentriert hatten, um sich in ein Abenteuer zu stürzen, in dem die Diplomatie des Vierbundes einen solchen Mangel an Voraussicht mit Konsequenz zu betätigen sich befleißigt hat.'"

„Im weiteren Verlauf des Artikels", fällt die „Gazette" ein, „kommt Herr Clemenceau in seiner Enttäuschung zur Prägung des folgenden tiefen Gedankens:

„‚Es ist bis heute für die Deutschen und Österreicher sowie für die Bulgaren die hauptsächliche Quelle ihrer Kraft, daß sie nicht auf Kräfte gestoßen sind, die ihnen die Stirn bieten könnten.'

„Herr Clemenceau scheint entschieden zu ahnen, daß er soeben den Schlüssel für alle unsere Siege entdeckt hat!"

So erfährt dank Herrn Clemenceau der Feind, daß „noch zurzeit die äußerste Ungewißheit herrscht über den endgültigen Entschluß" in Hinsicht auf die Expedition nach Saloniki. Er erfährt, daß man noch nichts weiß über „das Ausmaß und den Zeitpunkt der italienischen Mitwirkung, über den Augenblick, in dem Rußland seinerseits wird eingreifen können", daß man im

Unklaren ist über „den Drang der Engländer nach Abtritt von der französischen Front".

Noch zwei Artikel aus dem Jahre 1917. Der eine vom 31. Mai. Titel: „Herr Clemenceau und die große Offensive." Er beginnt so:

„An der Spitze seines ‚Homme Enchaîné' veröffentlicht Herr G. Clemenceau soeben noch einen langen Artikel über die große Offensive der Verbündeten. Wenn auch sein feuriger Patriotismus sich weigert, den ‚deutschen Sieg' anzuerkennen, so erkennt er doch nichtsdestoweniger mit einer seltenen Freimütigkeit das Scheitern der großen Hoffnungen an, die man in Frankreich nährte."

Es folgt der Ausschnitt — durchaus tröstlich, nicht wahr, für die Bewohner der besetzten Gebiete!

Schließlich bringt, am 1. Dezember 1917, die „Gazette des Ardennes" folgendes: „Unser Mitarbeiter Georges Clemenceau." Der Artikel beginnt mit dem Nachdruck eines anderen Artikels, der im Juli 1916 im „Peuple Français" erschienen ist unter dem Titel: „Still, Herr Clemenceau!", und in dem zu lesen steht:

„Man kann dessen gewiß sein, daß alle deutschen, österreichischen, bulgarischen und türkischen Zeitungen allzuoft ihr Frühstück, ja, ihr Mittagessen bestreiten mit den hämischen Hohnreden, mit jenen ewigen gehässigen Hetzereien, die unfehlbar jedem Leitartikel des ‚Homme Enchaîné' als Aufputz dienen.

„Die ‚Gazette des Ardennes', jene Zeitung, welche die Deutschen in unserem Hause, in den uns entrissenen Gebieten herausgegeben, belustigt sich fast täglich mit seiner Wiedergabe. Nun, ohne Frage hat sie unter ihren Redakteuren niemanden, der Herrn Clemenceau gleichkäme an Erbitterung, Bösartigkeit, immerwachem Ingrimm. Und dann: es handelt sich im großen ganzen darum, Franzosen ihrem Lande abspenstig zu machen —,

und an wen kann man sich da besser wenden als an Herrn Clemenceau? Ist er nicht der Auflöser par excellence?

„Seine Lügnerei ist um so gefährlicher und strafwürdiger, als er sie immer hinter dem heuchlerischsten Chauvinismus versteckt hat. Der anständige Déroulède hatte sich ehemals selbst dadurch auf den Leim locken lassen. Man wird niemals zu oft die Mitschuld dieses Mannes an dem schlechten Stand unserer militärischen Vorbereitungen feststellen können. Während er die Kredite für die Verteidigung schmälerte, warf er gleichzeitig Deutschland den Handschuh hin. Erst heute begreift man, in welch eine Katastrophe er uns gehetzt haben würde, wenn Deutschland nicht zu jener Zeit sich über unseren Kräftezustand getäuscht hätte.

„Heute ist seine Handlungsweise noch ruchloser, da sie mitten im Kriege geübt wird und darauf abzielt das Vertrauen der Soldaten zu ihren Führern zu erschüttern."

„Wenn wir diesen Artikel wiedergeben," sagt dazu die „Gazette des Ardennes", „dann legen wir Wert darauf, zu bescheinigen — Herrn Léon Daudet und dem Capitaine Bouchardon gegenüber —, daß Herr Clemenceau niemals Geld erhalten hat für seine ‚tägliche Mitarbeit' bei der ‚Gazette des Ardennes'.

„Was unsere französischen Leser anbelangt, so werden sie sich mit Recht sagen, daß diese ‚Gazette des Ardennes' nicht die ‚schlechte Zeitung' sein kann, als die manche sie hinstellen, da ihr Mitarbeiter Herr Clemenceau soeben zum Vorsitz über den französischen Ministerrat berufen worden ist."

Wirklich, sie verdient Bewunderung, diese Auslegung von Zufallsbeziehungen zuungunsten eines Namens, dem man außerdem vorgebliche unvorsichtige Äußerungen zur Last legt, deren Tatsächlichkeit keineswegs erwiesen ist, und die auf jeden Fall in Privatgesprächen gefallen sind; diese Jagd nach dem Ge-

sinnungsvergehen bis ins Innerste seines Denkens hinein, während doch der Mann, der die Strafverfolgung angeordnet, der die moderne Inquisition angezettelt und eingefädelt hat, im Kriege jahrelang — solange er nicht am Steuer saß, ja, gerade, um ans Steuer zu kommen — in Schriften von seiner Hand, mit seiner Unterschrift die giftigsten Umtriebe gegen die Regierung, der er nicht angehörte, zur Verbreitung gebracht hat, gegen die Zivil- und Militärorganisation seines Landes. Nicht allein, daß die Franzosen, die unter dem Stiefelabsatz der Deutschen stöhnten, und denen diese mörderische Prosa durch die „Gazette des Ardennes" zugetragen wurde, daß diese Franzosen ihre Hoffnungen hinschwinden, ihr Vertrauen versiegen sahen, nicht allein, daß der Feind den saftigsten Schmaus, den köstlichsten Trost daraus bezog — er schöpfte auch ganz besonders wertvolle Informationen daraus, aus denen Nutzen zu ziehen er nicht versäumt hat.

Herr Clemenceau soll gesagt haben: „1917, nach Painlevés Zeit, konnte man sich nur an zwei Leute wenden, an mich oder an Caillaux. Doch sowie man den einen nahm, mußte der andere verschwinden. Man hat mich gewählt, ich habe Caillaux verfolgt. Hätte man ihn berufen, so würde er nicht an mir vorbeigezielt haben." Ist der Ausspruch authentisch? Ich habe Grund es zu glauben. Der Gedanke, den er einkleidet, entspricht auf jeden Fall der Geistesart des Politikers, der stets nur daran gedacht hat, mit Gewalt die Leute niederzuschlagen, die ihm im Wege standen, der nach dem Staatsgericht gerufen hat gegen Jules Ferry, der auf alle Leute, die seines Erachtens ihrem Kaliber nach ihm hätten die Stirne bieten können, das Wort anwandte, das Shakespeare dem Caesar Octavius in den Mund legt, wie dieser vom Tode des Antonius erfährt: „Wir konnten nicht zusammen aushalten auf Erden." Meine Antwort auf diese Ausgeburt der Laune — von höherer Wahrheit, da sie

das Tiefste im Menschen zum Ausdruck bringt — lautet so: „Wäre ich während des Krieges zur Macht berufen worden — ich weiß nicht, zu welchen Maßnahmen ich mich veranlaßt gesehen hätte. In höchstes Erstaunen würde mich der Gedanke versetzen, daß ich vielleicht mich hätte entschließen müssen zu gewalttätigem Verfahren, dem mein Temperament widerstrebt, was mir auch in die Feder geflossen sein möge, wenn ich für mich allein schrieb. Aber eins weiß ich bestimmt: von den Artikeln des Herrn Clemenceau, an denen die ‚Gazette des Ardennes' sich ergötzt hat, würde kein einziger das Tageslicht erblickt haben."

Neuntes Kapitel.

Das Staatsgericht. — Der Urteilsspruch.

Februar 1920. Ich stehe vor dem Staatsgericht. In aller Eile eine Rückschau über die Verhandlungen. Mein Verhör in diesem Saal, zu Füßen dieser Tribüne, wo ich als Minister so oft die Staatsinteressen verteidigt habe! Meine politischen Gegner selbst erkennen an, daß ich mich mit der gleichen Freiheit in der Haltung und mit der gleichen Ruhe ausspreche, als wenn ich auf eine Interpellation antwortete. Es scheint mir, als ließe die Ausführung, an die ich nun herangehe, als ließe die Antwort, die ich gebe, die Anklageakte in nichts, zum mindesten auf ein äußerst Geringes, zusammenschrumpfen. In der Presse sieht man ein, daß ich das Spiel gewonnen habe. „Warten wir die Zeugen ab," sagen die Zeitungen der Rechten. Da sind sie nun! Da sind die Zeugen der Anklage! Sie sprechen von der Zeit vor dem Kriege. Große politische Diskussionen, einzig und allein politisch, über die Ereignisse von 1911, die mehrere Verhandlungen hindurch fortlaufen. Herr de Selves und seine Leutnants, eine ganze Ecke aus dem Quai d'Orsay, alle kramen sie ihre Enttäuschungen aus, ihren Herzensgroll und ihre Bitternisse. Sie werfen mir vor, ich habe als Regierungshaupt über den Kopf des mir unterstellten Außenministers hinweg gehandelt, und man braucht sie nur sprechen zu hören, um zu begreifen, daß ich ohne sie habe handeln, von den Rechten habe Gebrauch machen müssen, welche die Verfassung — so wie sie ausgelegt und angewandt worden ist — dem Ministerpräsidenten einräumt. Die gleichen Leute erlauben sich die unbewiesene Behauptung oder Unterstellung, daß ich im Laufe der Unterhandlungen eine Schwenkung in unserer Bündnispolitik und eine Annäherung an

Deutschland angestrebt habe. Herr Fondère, der gleichfalls von der Anklage vorgeladen wird — der einzige Gewährsmann, dessen ich mich bedient habe —, stellt die Dinge richtig, indem er in durchaus anständiger Gesinnung ausführt, daß ich ihn mit keiner anderen Mission bei Herrn von Lancken betraut habe — Lancken hatte ihn rufen lassen — als mit der Sammlung von Auskünften; er sagt scharf und bestimmt, daß ich unserem Botschafter Herrn Jules Cambon die Informationen übermittelte, welche er mir verschafft hatte. Schließlich erklärt Herr Cambon, er sei ständig mit mir einig gewesen; ich habe ihm nichts verheimlicht und habe ihm keine von den politischen Richtlinien gegeben, wie man sie sich einbildet. Schluß! Die Anklage wird darauf verzichten müssen, mir meine Vorkriegspolitik vorzuwerfen, um so mehr als zwei von meinen ehemaligen Ministern, Herr Augagneur und Herr Messimy, die durch die Verteidigung vorgeladen werden, meiner Politik von 1911 volle Gerechtigkeit angedeihen lassen, und als Herr Messimy — mein ehemaliger Kriegsminister, ein rührendes Bild entwirft von unseren gemeinsamen Bemühungen um vervollständigte Garantien für die nationale Verteidigung, um Beschaffung jener schweren Artillerie für das französische Heer, deren Fehlen 1914 so ungünstig wirkte — und nicht an uns hat es gelegen, wenn unsere Soldaten sie nicht zur Verfügung hatten.

„Aber all das steht ja nicht in der Anklage!" sagt man in der Presse der Rechten. Da haben wir's! Was für Zeugen bringt der Generalprokurator vor? Alle Italiener, die er vorgeladen hat, ziehen sich zurück. Herr Martini wagt nicht, der Diskussion die Stirn zu bieten. Es kommen, um gegen mich nicht auszusagen, sondern zu plädieren: der französische Botschafter in Rom, sein erster Sekretär und sein ehemaliger beigeordneter Militärattaché. Die Gerechtigkeit gebietet mir anzuerkennen, daß, wenn Herr Charles Roux mit Gift und Geifer

angreift, Herr Barrère sich drückt und Herr Noblemaire nichts sagt als Unbedachtes. Alle aber sehen sie sich gezwungen anzuerkennen, daß sie, abgesehen von Herrn Martini, nicht eine einzige Persönlichkeit zu Gesicht bekommen haben, die mich getroffen oder mit mir gesprochen hatte; daß die Äußerungen, die mir in den Mund gelegt worden sind, ihnen aus zweiter, aus dritter, ja, aus vierter Hand zugetragen wurden. Übrigens vermögen sie keine einzige von diesen Äußerungen klar und bestimmt anzugeben; sie beschränken sich darauf, mir meine Beziehungen zu Cavallini und seinen Freunden vorzuwerfen, sowie die Atmosphäre, die infolge meiner Anwesenheit in Rom entstand. Kurz und gut, es ist der Anklage nicht gelungen, einen Mann vor die Schranken treten zu lassen, der imstande gewesen wäre zu sagen: „Herr Caillaux hat dieses oder jenes zu mir gesprochen," abgesehen von Herrn de Jouvenel, dem Chefredakteur des „Matin", der mich in Italien getroffen hat, und dessen Aussage, wenn auch allen Wohlwollens gegenüber den Meinigen bar, doch entschieden sich gegen die Anklage wendet.

Nun die Affäre Lipscher! Nur ein Zeuge: Thérèse Duvergé — sie bestätigt meine Angaben. Die argentinische Affäre! Gleichfalls nur ein Zeuge: Rosenwald. Der gibt sich Mühe, giftig zu sein. Er behauptet, er habe mir über Minotto die Winke gegeben, die ich angeführt habe. Immerhin wird er mürbe angesichts meines Leugnens, insbesondere, wie ich ihm die materielle Unmöglichkeit der Unterhaltung nachweise, die er erdichtet und die am Tage nach meiner Abreise aus Buenos Ayres stattgefunden haben würde. Er landet bei der Erklärung: „Ich habe die innere Überzeugung, Ihnen gegenüber diese Sprache geführt zu haben." Der Ton hat sich gemildert. Die Versicherung bleibt trotzdem bestehen. „Rosenwald ist der Hauptzeuge der Anklage," schreiben die feindseligen Zeitungen. Er ist sogar der einzige Zeuge; denn man kann doch kein Aufhebens machen von den

im übrigen gar nicht berücksichtigten Behauptungen eines Schlafwagenkontrolleurs, der die komische Note in die Verhandlung bringt. Dieser Beamte erzählt, er habe im November 1916 bei meiner Rückkehr aus Italien mit mir gesprochen. Ich habe ihm im Gange des Schlafwagens in Gegenwart zweier Reisender, eines französischen Offiziers und eines amerikanischen Touristen, lang und breit dargelegt, daß der Sieg unmöglich sei, und daß man so schnell wie möglich Frieden schließen müsse.... Jeder, der mich kennt — viele werfen mir vor, ich sei zugeknöpft —, kann sich schwerlich vorstellen, daß ich derart mein Herz in den Busen eines Schlafwagenkontrolleurs ergossen habe. Ein jeder hat seine Ansicht fertig, wie man nun feststellt, daß niemals ein Offizier in dem Wagen gewesen ist, und daß der Amerikaner, den man wiedergefunden hat, mit Nachdruck den merkwürdigen Beamten Lügen straft, der, wie ich mit einigem Grund annehme, mir in der Hauptsache .... ein ungenügendes Trinkgeld vorzuwerfen hatte.

Rosenwald zum Trotz ist die Anklage derartig entgleist, daß meine Verteidiger die Frage prüfen, ob es nicht angebracht ist, auf alle Entlastungszeugen zu verzichten und den Gerichtshof um unverzügliche Urteilsfällung zu bitten. Es scheint ihnen indessen wesentlich zu sein, gewisse Aussagen zu sammeln, wie etwa das Zeugnis des Herrn Haguenin über die Luxburg-Telegramme, des Herrn Moretti über die italienischen Affären und viele andere, die ich in dem engen Rahmen, den ich mir gezogen habe, nicht zusammenfassen, ja, nicht einmal anzudeuten vermöchte. Das ist eine glückliche Eingebung, da im Laufe der Zeugenaussagen der Verteidigung sich der Beweis dafür ergibt, daß der Hauptzeuge der Anklage ein falscher Zeuge ist. Ein Mitglied der Liga für die Menschenrechte, Herr Lévy, tritt vor die Schranken und versichert, daß Rosenwald seine wahre Person verdeckt, daß er Cahen oder Kahn heißt, geboren ist in Saargemünd (Elsaß-Lothringen) und

nach der Annexion Angestellter war bei einem deutschen Steuereinnehmer aus jener Gegend. Da er sich der Kasse gegenüber einige fatale Freiheiten herausgenommen hatte, wurde er wegen Unterschlagung verurteilt. Nach Verbüßung seiner Strafe reiste er nach Brasilien, von wo er sich dann nach Argentinien begab. Dort ließ er sich bei Kriegsausbruch unter dem Namen Rosenwald naturalisieren. Was könnte ich nicht noch alles hier sagen über die Irrfahrten und die Verwandlungen dieses seltsamen Menschen, über die Gewerbe, die er ausgeübt hat, über seine verdächtigen Beziehungen in Buenos Ayres, über sein befremdliches Hin und Her! Doch wozu soll ich alles auskramen, was ich erfuhr, seit das mutige Einschreiten des Herrn Lévy viele Zungen gelöst hatte, da der Generalprokurator, nachdem er alles mögliche und unmögliche getan hatte, um seinen Zeugen zu stützen, sich gezwungen sah, ihn aufzugeben und anzuerkennen, daß er vor den Schranken des Gerichtshofes gelogen hatte, als er auf eine scharf formulierte Frage von Maître de Moro-Giafféri hin unter Eid versichert hatte, er heiße Rosenwald und nicht Cahen. Die Staatsanwaltschaft verzichtete darauf, noch weiter Aufhebens zu machen von seiner Aussage, und schloß mit der Erklärung, ein Untersuchungsverfahren sei angeordnet worden gegen den Betrüger, der entwischt ist und sich so gut versteckt hat, daß man ihn bis zur Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, noch nicht wieder hat auffinden können.

Was bleibt denn noch übrig? Das Gemengsel von Klatschgeschichten, das in dem ersten der Luxburg-Telegramme enthalten ist, dem das zweite Telegramm jegliche Tragweite raubt — die Tatsache, daß ich die Regierung nicht in allen Einzelheiten auf dem laufenden gehalten habe über die spitzbübischen Operationen Lipschers und den anschließenden Versuch —, die possenhaften italienischen Geschichten, für die mit viel Geifer eine gewisse Persönlichkeit aus der Carrière plädiert ohne einen Zeugen als Stütze.

Wie kann man mit solchem Rüstzeug eine Klageschrift aufbauen? Herrn Lescouvé gelingt es. Daß geschickte Unterstellen ihm beigestanden sind, unterliegt keinem Zweifel. Ebensowenig aber wird man zu bestreiten vermögen, daß der Beamte großes Talent an den Tag gelegt hat, indem er mit den elenden Grundstoffen, über die er verfügt, ein Requisitorium auf die Beine brachte, das um so gefährlicher war, als es verhältnismäßig maßvoll schien. Er ging so weit, daß er die Zweifel an meiner Schuld, die ihm gekommen waren, eingestand, und ich bin sicher, daß ich mich nicht täusche, wenn ich behaupte, daß im Augenblick, wo er sprach, sein Gewissen in Unruhe war. Als ich an die Reihe kam, mich zu verteidigen, da konnte ich Wort für Wort, ohne unterbrochen zu werden, ohne einen Protest hervorzurufen, sagen: „Herr Generalprokurator, es ist mir erschienen, als seien in Ihrer Ansprache Spuren tiefgreifender Bedenklichkeiten zu entdecken, und Sie haben ja selbst kein Geheimnis daraus gemacht, daß Sie lange Zeit hindurch bei der Prüfung meiner Akten keine Gewißheit gehabt haben."

Der Beamte, dessen hauptsächliches Thema es gewesen war, daß in Kriegszeiten ein Mann der Öffentlichkeit nicht das Recht habe, eine andere Politik als die der Regierung zu verfolgen, der Beamte schloß damit, daß er gegen mich eine „politische Verurteilung" beantragte. Endlich! Wir waren aus dem Sumpfland heraus, darin man mich hatte ersticken wollen. Endlich! Die Anklage proklamierte den rein politischen Charakter der Aktion, die man gegen mich anhängig gemacht hatte.

Ich verzichte darauf, anders als in wenigen Worten die aller Bewunderung würdigen Plaidoyers meiner Verteidiger zusammenzufassen. Maître Moutet zeigte in Ausblicken von seltener Höhe des Niveaus, wie groß der Dienst war, den ich zur Stunde von Agadir Frankreich erwies; er räumte mit unendlich viel Schwung und Geist mit den Hypothesen auf, die man auf-

Hatte man das Recht sie zu stellen? Zahlreich sind die Rechtsgelehrten, die der Ansicht huldigen, man könne im Staatsrecht nicht mit Ersatzwerten arbeiten, man werde, nach dem Ausspruch des Abgeordneten und Rechtslehrers Herrn Gheusi, „verfolgt wegen des einen oder wegen des anderen", ein Tribunal habe über weiter nichts zu richten als über das, womit es befaßt sei, es sei vor allem nicht befugt, sich zu äußern über eine Umgebung oder über eine Atmosphäre [1]). Caillaux war angeklagt wegen Einvernehmens mit dem Feinde und wegen Anschlags auf die Sicherheit des Staates nach außen — strafbar nach Artikel 77 und 79 des Strafgesetzbuches. Das war klar und bestimmt umschrieben. Der Staatsgerichtshof erklärt die Schlüsse des Generalprokurators für mangelhaft begründet. Schluß! Damit muß Schluß sein!

Ich höre den Einwand, den man machen wird: das Staatsgericht, das ja ein Tribunal ist und kein Schwurgericht, konnte dem Gesetze nach die ihm vorgelegten Fälle betiteln und die Betitelung ändern, die ihnen der Generalprokurator mit seinen Schlüssen gegeben hatte. Bare Retourkutsche! werfen die Juristen ein, die teils versichern, daß der Satz umgekehrt werden muß, daß der Staatsgerichtshof eher ein Schwurgericht ist als ein Tribunal, die anderenteils bemerken, daß die Senatoren, die gleich den Gliedern eines Kriegsgerichts zugleich über die Schuldfrage und über die Buße das Urteil fällen, das unter dem Namen Schöffengericht bekannte System verkörpern. Nun steht vor den Rechtsinstanzen dieser Art die Unterstellung unter einen

---

[1]) Am 12. Dezember 1920 hat die Konferenz der Pariser Anwaltschaft Barreau die Frage zur Erwägung gestellt, ob der Staatsgerichtshof befugt sei, aus eigener Machtbefugnis die ihm zugeschobenen Fragen anders zu betiteln.

Nach langer Erörterung und eingehender Prüfung hat die Anwaltskonferenz sich für die Verneinung ausgesprochen.

anderen Titel nicht frei. „Sie ist nur möglich, wenn man von Beginn der Verhandlungen an die Ordnungsmäßigkeit einer Umwandlung der Etikette für die Beschuldigung hat hervortreten lassen. Der Präsident macht auf diese Eventualität aufmerksam. Die Staatsanwaltschaft spricht sich aus, die Verteidigung gleichfalls". (M. Gheusi in der „Ère Nouvelle" vom 27. April 1920.)

Doch die Frage greift höher hinauf; Herr Guggenheim, Rechtsanwalt, formuliert sie richtig im „Bulletin de la Ligue des Droits de l'Homme" vom 5. Mai 1920. In einem Artikel unter dem Titel „Der Beschluß des Staatsgerichts ist ungesetzlich" schreibt er: „Vor einem Tribunal oder vor dem Schwurgericht — mögen die Richter umbetiteln dürfen oder nicht — gibt es in der Praxis keine Beispiele für Titeländerungen ohne vorherige Ermöglichung einer Diskussion im Laufe der Verhandlung für die Verteidigung und den Angeklagten, mag das geschehen durch den Präsidenten oder den Staatsanwalt."

Nun hat man die Zusatzfrage gestellt, ohne mich zu benachrichtigen, ohne mir eine Verteidigung zu ermöglichen. Maître Demange hat Einspruch erhoben mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Macht seines Ansehens. Er hat festgestellt, daß „vor den Augen des Landes Herr Caillaux verurteilt wurde, ohne verteidigt worden zu sein, ohne die Erlaubnis zu erhalten, sich selbst zu verteidigen". Und in der Tat, wann ist denn vom Artikel 78 des Strafgesetzbuches gesprochen worden, den man auf mich angewandt hat? Im Laufe der Untersuchung des Herrn Bouchardon gar nicht — im Laufe der Untersuchung des Herrn Pérès ebensowenig. Nicht ein Wort vom Präsidenten bei der Verhandlung! Kein Deut in der Anklagerede des Generalprokurators, welche die Anwendung der auf Verrat bezüglichen Artikel beantragt, nicht aber des Artikels, der nebelhafte Korrespondenzen mit dem Feinde bestraft. So besteht keine Mög-

lichkeit für meine Verteidiger und mich selbst, zu zeigen, daß weder dem Recht noch dem Tatbestand nach der Artikel 78 auf mich anwendbar ist.

Ich verstehe wohl, was man wollte. Ich verstehe, daß man mein Wort fürchtete. Nach meiner Rede vom Mittwoch, dem 21. April 1920, die um sechs Uhr fünfzehn abends beendigt war, vertagt sich der Gerichtshof, statt unverzüglich das Urteil zu fällen, wie ein Schwurgericht es getan hätte, bis zum nächsten Tage. Warum? Weil der Präsident zur allgemeinen Überraschung geltend macht, er habe die Fragen noch nicht abgefaßt, die zu stellen seien. Dabei gibt es nur eine ganz einfache Frage: „Ist Herr Caillaux schuldig der Taten, deren die Staatsanwaltschaft ihn bezichtigt?" Doch man hat gesagt, daß, wenn der Senat unter dem Eindruck meiner Verteidigungsrede abgestimmt hätte, die restlose Freisprechung erfolgt wäre. Keine Zusatzfrage hätte dann standgehalten! Man hat gesagt, man habe die Nacht gewinnen, habe den Vormittag des nächsten Tages sich freihalten müssen, damit Regierungspersönlichkeiten Senatoren berufen und vor ihnen die Vertrauensfrage stellen könnten. Man hat gesagt, Herr de Selves habe Zeit gebraucht zum Spazierengehen in den Wandelgängen — und diese Erscheinung in Wasserfarben, um mit Saint-Simon zu sprechen, hat es nicht daran fehlen lassen. Man hat gesagt, Herr Pérès habe der Muße bedurft, um sich festzubeißen — und er hat dessen nicht ermangelt, so wird mir versichert. Michelet hat über die Haltung der Geschworenen im Danton-Prozeß nach der Rede des großen Revolutionsmannes geschrieben: „Abgesehen vielleicht von drei Leuten, wußten sie alle nicht mehr, was sie tun sollten. Der letzte hat versichert, er würde sich niemals haben entscheiden können, wenn der Präsident Hermann ihnen nicht einen Brief gezeigt hätte, von dem er gesagt habe, er komme aus dem Ausland und sei an Danton gerichtet." Im Jahre 1920, vor dem

Staatsgericht, gibt es gleichfalls Geheimakten, die man ohne Frage herumreicht , und deren Existenz allein — ich will es unermüdlich wiederholen — auf alle Fälle schon jede gerichtliche Verhandlung hinfällig macht.

Weiter!

So findet man denn eine Mehrheit, um den Artikel 78 auf mich in Anwendung zu bringen. Wie lautet der?

„Wenn die Korrespondenz mit den Untertanen einer feindlichen Macht, ohne zum Ziel zu haben eins der im vorigen Artikel angegebenen Verbrechen (Einvernehmen mit dem Feinde, Manöver, Machenschaften, Komplott), nichtsdestoweniger zu dem Resultat geführt hat, den Feinden Instruktionen zu geben, die der militärischen oder politischen Lage Frankreichs und seiner Verbündeten zum Schaden gereichen, dann werden diejenigen, die diese Korrespondenz unterhalten haben, bestraft ..."

Zuerst diese Bemerkung: ich habe niemals korrespondiert mit einem Untertan einer feindlichen Macht außer mit Lipscher, dem ich einen Brief — einen einzigen — geschrieben habe, um ihn ... zum Teufel zu jagen, einen Brief, der so wenig die Kritik herausgefordert hat, daß man eine Zeitlang behauptet hat, er sei ein Deckmantel. Wie kann der Artikel auf mich anwendbar sein? Man erwidert, man müsse das Wort Korrespondenz im weitesten Sinne verstehen: Schriften, Gespräche, Gedankenaustausch ... Zugestanden! Es scheint, als müsse man es gleichfalls so auffassen, daß die Korrespondenz mit den Agenten des Feindes strafbar ist, genau wie die Korrespondenz mit den Untertanen einer feindlichen Macht. Zugestanden auch das noch! obgleich man mir einst beigebracht hat, in einem Straffalle seien alle Texte scharf umgrenzt, es sei aufs strengste untersagt, den Sinn eines einzigen im Gesetz umschlossenen Wortes zu dehnen. Wenigstens muß doch der Mann, auf den man den fraglichen Artikel anzuwenden beabsichtigt, gewußt haben, daß er an einen

Agenten des Feindes schrieb oder mit ihm sprach ... Unbestritten! Die Autoren sind einmütig in dieser Hinsicht. Der einfache gesunde Menschenverstand besagt übrigens, daß man niemandem, wer es auch sei, eine Unterhaltung mit einem französischen, englischen oder italienischen Untertan, der im Solde Deutschlands steht, zum Vorwurf machen kann, solange der Betreffende von der Sache nichts weiß. Wann habe ich denn mit einem Agenten des Feindes gesprochen, im Bewußtsein der Tatsache, daß er ein Agent des Feindes war? Die Begründungspunkte des Urteilsspruches vom Freitag, dem 23. April, sollen es uns sagen.

Der Beschluß läßt völlig ausscheiden die Affären Bolo und Almereyda, von denen er kaum etwas sagt, die Affäre Lenoir, von der nicht einmal die Rede war. Aus der Affäre Lipscher behält er nur die Tatsache zurück, daß ich die französische Staatsleitung nicht benachrichtigt habe von den Briefen, die der Abenteurer mir geschrieben, und von den Zetteln, die der geheimnisvolle Besucher, der Nachfolger der Thérèse Duvergé, mir übermittelt hatte. Man sieht nicht recht ein, wieso diese Unterlassung strafrechtlich faßbar sein kann, seit die Artikel des Gesetzbuches, welche für die „Nichtenthüllung" Strafen aussetzten, abgeschafft sind. Auf jeden Fall fällt dieses Nichthandeln keineswegs unter den Artikel 78, mit dem nichts es verknüpft. Ein moralischer Tadel, den ich nicht verdient zu haben glaube! Das ist alles!

Der Spruch ist nur auf meine Gespräche mit Minotto und auf meine italienischen Unterredungen basiert.

Laßt sehen! Prüfen wir!

„In Anbetracht," sagt der Beschluß, „in Anbetracht, daß es erwiesen ist, daß im Verlaufe seiner Mission in Südamerika Caillaux sich in enger Freundschaft einem gewissen Minotto verbunden hat, der seither durch die Regierung der Vereinigten Staaten als verdächtig interniert worden ist auf Grund seiner deutschen Herkunft und seiner Beziehungen zu Deutschland, daß

diese Person ihm durch Erklärungen und Angebote aufs klarste seine Beziehungen zum Grafen Luxburg, dem deutschen Gesandten in Argentinien, bewiesen hat, und daß man es unter diesen Umständen nicht hingehen lassen darf, wenn ein ehemaliger Ministerpräsident, betraut mit einer offiziellen Mission, ihm die Beschwerden gegen die französische Regierung anvertraut hat, die er auf dem Herzen trug, und so dem Grafen Luxburg, wie es die Kabeldepesche des Letztgenannten beweist, die abträglichsten Auskünfte über die französische Politik gegeben hat ..."

Zunächst sei bemerkt: man wagt nicht zu sagen, daß Minotto ein Agent des Feindes war, und man kann es nicht sagen, da der Schwiegersohn des Herrn Swift weder in Amerika noch auch in Frankreich unter Anklage gestellt worden ist, da er zwar auf dem Verwaltungswege als Sohn einer Deutschen interniert worden, dann aber wieder auf freien Fuß gesetzt worden ist, ohne jemals ein Hühnchen rupfen zu müssen mit den Tribunalen der Vereinigten Staaten oder Frankreichs. Wieso kann der Artikel 78 anwendbar sein? Wird man so weit gehen, zu behaupten, daß man unter den Worten „Untertan einer feindlichen Macht" nicht allein verstehen muß „Agenten einer feindlichen Macht", sondern auch noch „Personen, die verdächtig sind auf Grund ihrer Herkunft und ihrer Beziehungen zu Feinden"? Aber wirklich! das hieße sich ein wenig zu viel Freiheit herausnehmen mit den Texten! „Aber," wird man einwenden, „es ist nichtsdestoweniger wahr, daß gewisse Gespräche, die Sie mit Minotto geführt haben, durch ihn an den Grafen Luxburg berichtet worden sind, wie seine Kabeldepesche beweist." Ohne jede Frage. Was für Gespräche? Der Spruch behält nicht die vorgebliche Bestellung an Luxburg zurück, mit der ich Minotto beauftragt haben soll zu dem Zweck, den lobrednerischen und für mich infolgedessen peinlichen Artikeln ein Ende zu machen, mit denen die deutsche Presse mich überschüttete. Man konnte es

nicht, da durch die Aussage des Herrn Haguenin erwiesen war, daß der Feind meinen vorgeblichen Wünschen keinerlei Rechnung trug, im Gegenteil. Man heftete sich nur an eine Sache: ich soll Minotto die Beschwerden gegen die französische Regierung anvertraut haben, die ich auf dem Herzen trug. Worauf will man anspielen? Ich habe mir einige Zeitlang den Kopf zerbrochen, ich habe Minottos Berichte mir wieder durchgelesen — jene Enthüllungen, die nach den Ausdrücken des Rückverweisungsspruches „nur mit Vorsicht aufgenommen werden dürfen" — ich habe nur einen einzigen Punkt darin gefunden, der — in welchem Maße? wir werden sehen — den Ausdruck rechtfertigen könnte, den man gebraucht hat. Minotto erzählt, ich habe ihm eines Tages im Laufe einer Unterhaltung über die deutsch-französischen Beziehungen von vor dem Kriege (ich habe schon davon gesprochen) gesagt, daß auf Herrn Poincaré, den Präsidenten der Republik, ein reichlicher Teil der Verantwortung für den Feldzug des Herrn Calmette gegen mich entfalle. Ich erinnere mich nicht im mindesten so gesprochen zu haben, aber es soll einmal gelten. Ich bestreite nicht. Was für eine „der französischen Politik abträgliche Auskunft" lieferte ich damit? Man stelle einen Vergleich an zwischen dieser im übrigen auf die Vorkriegszeit bezüglichen Äußerung und den täglichen Artikeln des Herrn Clemenceau im „Homme Enchaîné", die in der „Gazette des Ardennes" wiedergegeben wurden, in denen, wie ich schon zu bemerken gab, der Staatsmann zur Disposition einen Sturzkarren voll Schmähungen ausschüttete über den Präsidenten der Republik und die Kriegsregierungen. Aber, so wird man nun einfallen, man würde Ihnen nichts sagen können, wenn Sie öffentlich Ihre „Beschwerden" ausgeschrien hätten in einer Rede oder in einem Zeitungsartikel derart, daß über den ganzen Erdkreis hin die Deutschen davon Kenntnis erhalten hätten. Schwerwiegend ist, daß Sie diese vertrauliche Mitteilung bei einer

Zigarre in den Horchkanal eines Italieners, der sich seither verdächtig gemacht hat, das heißt eines feindlichen Agenten, das heißt eines feindlichen Untertanen haben gleiten lassen. Wirklich bewundernswert, dieses Vernünfteln! Aber ich nehme es hin, wenn es auch ein starkes Stück ist, und gehe weiter. Der Spruch hebt hervor, ich hätte über Minottos Charakter nicht im Irrtum sein können, „da er durch seine Erklärungen und Angebote mir aufs klarste seine Beziehungen zum Grafen Luxburg bewiesen hatte". Ein Unglück nur, daß die beanstandete Unterredung einen Monat hinter meinem Aufenthalt in Argentinien zurückliegt, daß sie Ende Dezember 1914 in der Umgegend von Sao Paulo stattgefunden hat, als ich noch nicht wußte, daß es irgendwo einen Herrn von Luxburg gab. Die Erklärungen und Angebote Minottos hingegen liegen zwischen dem 23. und 29. Januar 1915. Dieser Begründungspunkt des Beschlusses ist also schlechthin auf einem materiellen Irrtum basiert. Eine Tatsachenfeststellung, der sich nichts entgegenhalten läßt — nichts, rein gar nichts!

Begreift man nun, warum man mir keine Gelegenheit gegeben hat zur Aussprache über den Artikel 78?

Nun aber Italien!

„In Anbetracht," sagt der Beschluß, „daß nicht bestritten werden kann, daß Caillaux in Italien seit seiner Ankunft im Dezember 1916 Beziehungen angeknüpft und unterhalten hat zu notorischen und erwiesenen Neutralisten, ja, zu Agenten des Feindes: namentlich zu Cavallini, der seither durch die französische Justiz zum Tode verurteilt wurde, daß seine Beziehungen und seine Äußerungen in ihrem Zusammenhange die beträchtliche Erregung erklären, die sich in Rom bemerkbar gemacht, wobei es ohne Nutzen ist, die Wendungen aus seinem Gespräch mit Martini zu erörtern . . ."

Erster Punkt! Das Gespräch mit Martini scheidet aus. Was bleibt übrig? Meine Äußerungen? Welche? Nicht ein Zeuge ist vor die Schranken des Staatsgerichts getreten, um zu behaupten: „Herr Caillaux hat mir dies oder jenes gesagt." Inwiefern könnten übrigens die Äußerungen, selbst wenn sie häßlich gewesen, wenn sie zu ausgesprochenen Neutralisten getan wären, unter den Artikel 78 fallen? Ich kann mir nicht vorstellen, daß man zu behaupten wagt, der Begriff „Untertan einer feindlichen Macht" könne die Neutralisten umfassen, das heißt die Pazifisten. Warum dann nicht auch die Sozialisten? Habe ich mich in Italien mit Agenten des Feindes unterhalten im Bewußtsein, daß es Agenten des Feindes waren? Das ist die ganze Frage. Auf den ersten Teil dieser Frage antwortet man: „Ja", und man nennt Cavallini. Wir werden sehen, was diese Versicherung wert ist. Auf den zweiten Teil gibt man keinerlei Antwort. Man kann nicht, wie im Falle Minotto, mit Erklärungen oder Angeboten argumentieren, die mir gemacht sein sollen. Ganz im Gegenteil, Herr de Jouvenel hat ausgesagt, daß ich, als er mich gegen Ende meines Aufenthaltes in Rom traf, mich im tiefsten überrascht zeigte, als er mir mitteilte, daß die Leute, mit denen ich zufällig zusammengekommen, zu Recht oder zu Unrecht politisch verdächtig waren. Ich sage „politisch", denn keine Seele hat zu jener Zeit behauptet, daß von jenen Erscheinungen irgendeine dem Feinde Agentendienste leistete. Und abgesehen von Herrn de Jouvenel, der mich am Tage vor meiner Abreise nach Paris gewarnt — er konnte nicht eher —, wer hat mir denn sonst noch einen Wink gegeben? Ich will nicht zurückgreifen auf meine höchst vollständigen Ausführungen über das, was das Palais Farnèse pomphaft „die italienischen Zwischenfälle" genannt hat. Ich will nicht daran erinnern, daß der Leiter des öffentlichen Sicherheitsdienstes, Herr Vigliani, mir vorgestellt wurde durch die Herren Re Riccardi und Cavallini, die mir somit über die

beste aller Bürgschaften zu verfügen schienen. Nun habe ich mir einige Bruchstücke aus dem Schreiben des Oberst François, des französischen Militärattaché bei der französischen Botschaft, zurückbehalten, um sie diesem Begründungspunkt des Beschlusses gegenüberzustellen.

Folgendes schreibt er von Brunicardi und Cavallini:

Für jeden, der sie kannte, waren sie beide, vor allem der zweite, Leute, denen besonders zu jener Zeit ein Mann von der Bedeutung des Herrn Caillaux aus dem Wege gehen mußte, dessen Taten, dessen Worte und dessen Umgang von ganz besonderer Tragweite und Bedeutsamkeit sind, vor allem in einem Lande wie Italien.

Aber man mußte sie kennen. Wer nicht gewarnt war, konnte ins Garn gehen. Er konnte von einer Seite, der wahrhaft interessanten Seite der Dinge gänzlich in Unkenntnis bleiben und nur eine sehen, die auffälligste: das Äußere.

Brunicardi stand in Beziehungen zu bedeutenden politischen Persönlichkeiten. Ich habe es gezeigt[1]). In diesem Falle hat er Herrn Caillaux in Verbindung mit Herrn Martini gebracht.

Cavallini ist unbestreitbar ein Abenteurer, bereit zu mancherlei Dingen. Aber schließlich stand auch er auf gutem Fuße mit einflußreichen Leuten, leistete er ihnen Dienste, trug er keine Bedenken, es auszuposaunen. Natürlich hat er übertrieben, wenn er von seiner Rolle sprach mit Leuten, die nicht auf dem laufenden waren über seine Stellung. *Herr Caillaux war nicht auf dem laufenden* ....

Äußerlich gab sich Cavallini mit Erfolg als gewichtige Persönlichkeit. Man muß das Milieu kennen, um sich klarzumachen, wie leicht es ihm wurde, Sand in die Augen zu streuen. Ein Oberst, Chef eines Dienstes von höchster Wichtigkeit, verschwendete an ihn die augenfälligsten Zeichen von Sympathie und Vertrauen; ein Hauptmann, der gleichfalls eine beträchtliche Rolle spielte, umarmte ihn in der Halle eines großen Hotels. Er hatte einen Sohn in einer verantwortungsreichen Dienststelle der römischen Zensur. Zusammen mit der Marchesa Rizzi hielt er einen gewissen Lebensstil inne, was in Rom wie anderswo, mehr als anderswo vielleicht, die

[1]) Brunicardi stellte den Oberst François Herrn Sacchi vor, dem Justizminister, den er duzte.

Neuankömmlinge stets günstig stimmt. All diese geschickt ausgebeuteten Umstände gaben diesem Manne einen Anschein, durch den man sich leicht fangen ließ, wenn man die Kehrseite der Karten nicht kannte.

Warum hat man mir die Kehrseite nicht gezeigt? Warum? Wer meinen Ausführungen gefolgt ist, der weiß es. Aber wozu beharren? Eine Tatsache beherrscht alles. Cavallini, Brunicardi, Re Riccardi — sie haben den Vorzug einer Einstellung des Verfahrens gehabt, die, als sei es ein Zufall, einige Wochen nach dem Urteilsspruch des Staatsgerichtes erfolgt ist. Ja, ich verstehe. Cavallini wurde vorher in Frankreich anläßlich der Bolo-Affäre durch das dritte Kriegsgericht zum Tode verurteilt, ohne daß er, der zu jener Zeit in seinem Lande in Haft gehalten wurde, verhört oder angeklagt oder verteidigt worden wäre. Los! Aufgepaßt! Herunter mit den Masken! Die Regierung des Herrn Clemenceau hat aus Cavallini, dem in Frankreich ein Prozeß ohne Untersuchung und Plaidoyer gemacht wurde, einen zum Tode Verurteilten machen wollen, um meine Unschuld mit diesem offiziellen und vorgespiegelten Leichnam zu erdrücken. Man hat sich in der Lage sehen wollen, mir zu sagen: „Sie haben mit einem Untertan des Feindes korrespondiert, da Sie mit einem italienischen Untertan sich unterhalten haben, aus dem wir einen Agenten des Feindes gemacht haben, indem wir ihn seither ohne Verhör zum Tode verurteilten!" Und da proklamiert nun die italienische Justiz seine Unschuld: und sie hat mehr als zwei Jahre lang Urkunden ausgefertigt über den Fall Cavallini; sie hat sein Leben durchgesiebt.

Steht weiter nichts in dem Beschluß? An Tatsachen, nein. Aber rechtlich liegt noch etwas anderes vor: und das erweist seine Ungesetzlichkeit.

Der Artikel 78 wurde auf den Antrag von Cambacérès ins Strafgesetzbuch eingeschaltet, auf daß man den Handel mit dem Feinde treffen könne. In der Sorge um die Sicherung voller

Wirksamkeit für die damals angeordnete Kontinentalsperre gegen England wollte der Erzkanzler es erreichen, daß man durch das Gesetz die Leute belangen könne, die unter dem Vorwand der Vermittlung von Auskünften und Nachrichten „Handelsbeziehungen" — in diesen Wendungen sprach er vor dem Staatsrat — mit englischen Untertanen unterhielten. Das ist der Ursprung dieser Verordnung, von der die Juristen, namentlich Garraud, sagen, daß sie einen der verschwommensten Strafgründe enthält, welche das Strafgesetzbuch umschließt. Alle Autoren erkennen indessen einmütig an, daß der fragliche Artikel anwendbar werden kann nur dann, wenn nicht allein eine Korrespondenz mit einem feindlichen Untertanen, sondern auch eine abträgliche Wirkung dieser Korrespondenz vorliegt; es ist außerdem und vor allem erforderlich, daß derjenige, auf den man die Strafbestimmung anzuwenden gedenkt, die Absicht gehabt hat, Schaden anzurichten.

Zu dem ersten Punkte äußert sich Faustin-Hélie folgendermaßen:

„Die Korrespondenz muß ein materielles Ergebnis gehabt haben: die Versorgung der Feinde mit abträglichen Instruktionen; man muß also die Wirkung der gelieferten Instruktionen feststellen."

Nun stellt, wohlverstanden, der Beschluß nicht „die Wirkung der gelieferten Instruktionen" fest. Und aus gutem Grunde!

Einmütig äußern sich die Autoren zu dem zweiten Punkte.

Garraud faßt die Rechtsbelehrung in folgenden Wendungen zusammen:

„Die Korrespondenz muß das Resultat gehabt haben, daß den Feinden Instruktionen zukamen, die der militärischen Lage oder der Politik Frankreichs oder seinen Verbündeten zum Schaden gereichen. Aber genügt es denn, daß die Korrespondenz dieses Ergebnis gehabt hat? Muß sie nicht zugleich auch dieses Ziel

gehabt haben? Trotz den ausdrücklichen Wendungen des Gesetzes ist man einig darin, daß diese Bestimmung so zu verstehen sei, daß sie die fundamentalen Prinzipien des Strafrechts nicht verletzt. Eine Unvorsichtigkeit in einer Korrespondenz mit Untertanen einer feindlichen Macht, so schädlich sie auch wirken möge auf die militärische oder politische Lage Frankreichs oder seiner Verbündeten, kann wohl eine Verfehlung, nicht aber ein Verbrechen darstellen. Der Urheber der beanstandeten Handlung muß also mit einer ausgesprochen verbrecherischen Absicht gehandelt haben, wenn er strafbar sein soll."

Was für ausgesprochen verbrecherische Absichten legt man mir zur Last? Der Beschluß trägt Sorge, festzulegen, daß keine solche vorliegt: „In Anbetracht, daß zwar die Staatsanwaltschaft keineswegs ermittelt hat, daß der Angeklagte unter diesen Umständen dem Feinde in seinen Unternehmungen hat beistehen wollen, daß aber nichtsdestoweniger diese Manöver zu dem Resultat geführt haben ..."

Und weiter:

„In Anbetracht, daß in allen Caillaux vorgeworfenen Fällen die verbrecherische Absicht, dem Feinde in seinem Vordringen beizustehen ... nicht ermittelt worden, daß aber diese gleichen Fälle zu Lasten des Angeklagten den Beweis liefern für Korrespondenzen mit den Agenten des Feindes, die das Resultat haben ..."

Der Spruch behauptet also, das Resultat allein zähle, und derjenige, der es verursacht hat, sei strafbar, abgesehen von jeder verbrecherischen Absicht. Er steht im Widerspruch zur Rechtslehre. „Er verletzt die fundamentalen Prinzipien des Strafrechts".

Doch ich würde meine Ausführung herabwürdigen, wenn ich mich auf eine juristische Debatte versteifen wollte. Ich habe sie nur heraufbeschworen ... für die Zukunft.

„In der Politik gibt es keine Gerechtigkeit" ... ein Satz von Clemenceau! Das Staatsgericht hatte sich einzig mit einer politischen Frage zu befassen. Selbst der Generalprokurator, der ohne Festigkeit eine Hochverratsklage zu stützen suchte, hatte seinen Beschluß im Sinne einer politischen Verurteilung gefaßt. Und meine Unschuld mußte schon stark in die Augen springen, um die Versammlung zu einer Absage an die Staatsanwaltschaft zu bringen. Aus Verzweiflung an der Sache ersann sie die verbrecherische Unvorsichtigkeit, um, wenn irgend möglich, die siebenundzwanzig Monate Untersuchungshaft zu rechtfertigen, die mir angetan worden waren — man bemaß ja sogar die Strafe nach der Dauer der erduldeten Haft —, um mir auf fünf Jahre das Erscheinen an den durch die Regierung zu bezeichnenden Orten zu untersagen, vor allem aber um mich für zehn Jahre vom politischen Leben auszuschließen. „Ein fast einmütiges Empfinden schwebte über der Versammlung", so schrieb jemand, der aus gutem Grunde genau unterrichtet sein mußte, „man wollte um jeden Preis vermeiden, daß der Mann wieder zur Macht gelange, der seit zwei Monaten seine Fähigkeit zu kühnem Denken und Wollen enthüllte, der in der Verbitterung seines Herzens begierig sein würde nach Vergeltungsmaßregeln, der die unzähligen Mißstimmungen der Stunde würde ausbeuten können"[1]). Versichert nicht Herr Aulard, er habe wörtlich folgende Äußerung vernommen: „Spricht man ihn frei, so ist er fähig, wieder Ministerpräsident zu werden."[1]). Soll ein Senator nicht in der Ratssitzung gesagt haben: „Sehen Sie sich vor; wenn Sie ihn freisprechen, geben Sie dem Sozialismus einen

[1]) „Progrès civique" vom 1. Mai 1920.

Führer!"? Und um zu verteidigen, was man mit seltsamer Wortentstellung die konservative Republik nennt, bildete sich eine Mehrheit. Sie richtete zwischen dem Manne, vor dem man ihr Furcht eingeflößt, und dem öffentlichen Leben eine jener Mauern auf, die vor dem Ansturm der Ereignisse nicht standhalten — man muß schon geringe Geschichtskenntnis haben, um das nicht zu wissen.

Im Laufe des Prozesses gegen Danton verläßt ein Geschworener, dem das Herz versagt, den Saal; in einem Gange trifft er Topino-Lebrun. Dieser Maler, Mann von Geist und Republikaner (jedoch nach Art von Macchiavelli) soll ihm gesagt haben: „Dies ist kein Prozeß; dies ist eine Maßnahme. Wir sind keine Geschworenen, wir sind Staatsmänner... Zwei können nicht bleiben .... Einer muß untergehen .... Willst du Robespierre töten?" — „Nein!" — „Nun also! damit hast du schon Danton verurteilt." — 1920 ist Robespierre nicht allein der Mann, der mich verfolgt hat; er ist eine ganze politische Richtung, die ich definiert habe, die 1912 eingesetzt und sich merklich entwickelt hat, um unter dem Ministerium Clemenceau sich voll zu entfalten. Durch meinen Freispruch würde man sie verurteilt haben, und mit ihr alle, die zu ihr gehören. Man mußte mich verurteilen, um sie freizusprechen — nicht vor dem Lande, nicht vor der Geschichte —... aussichtslos!... sondern vor einer parlamentarischen Versammlung.

Zehntes Kapitel.

Schlußwort.

In seinen „Versuchen über Politik und Geschichte" spricht Joseph Reinach von dem großen Revolutionsprozeß, auf den ich unermüdlich zurückkommen will; er schreibt: „Zwei politische Richtungen liegen im Kampf miteinander: nach innen Politik der Nachsicht, der Mäßigung, nach außen Politik des Unterhandelns in Waffen; mit einem Wort: eine Politik, die darauf abzielt, in Frankreichs Interesse innen und außen das Blutvergießen einzuschränken — das ist Dantons Politik; Politik der Tyrannei, des Schreckens, des angriffslustigen Patriotismus" — diese Politik will Robespierre... Die gleiche Schlacht zwischen zwei ähnlichen politischen Richtungen im Jahre 1917!

Nicht mehr als andere auch versuchte Danton durch heftige Opposition seine Politik gegen die der Regierung Robespierre durchzusetzen. Von jenem Tage an, wo er mit seinen Freunden aus dem Wohlfahrtsausschuß herausgedrängt worden war, enthielt er sich jeglichen Handelns; er hütete sich, den mit den öffentlichen Geschäften betrauten Leuten in die Quere zu kommen, ja, ihnen auch nur lästig zu fallen. Er wartete ab. Indessen, er konnte und wollte seinen Vertrauten seine Meinung nicht verheimlichen. Seine Denkart trat zutage in den Artikeln von Camille Desmoulins, in der Haltung, die Hérault de Séchelles im Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten einnahm. Und eben sein Denken stellte man unter Anklage; gerade sein halbes Verschwinden warf man ihm vor, und die Pläne, die man ihm zuschrieb, mußten die Strafverfolgung motivieren. Saint-Just wurde mit der Sendung betraut, vor den Konvent Vermutungen,

Folgerungen herbeizuschleppen, Aufhebens zu machen von Äußerungen, die im Laufe von Privatgesprächen gefallen waren. Mit seinem Wüterichtalent und seiner kalten Inquisitorenleidenschaft nahm er alle Hypothesen, alles Basengeschwätz hin, ohne etwas nachzuprüfen; „er überdeckte das ganze Aufs-Geratewohl mit weißem Wutschaum". Robespierre und er, sie wollten den Staatsmann in Reserve niederschlagen — und sie schlugen ihn nieder.

„Nach außen Politik des Unterhandelns in Waffen", schreibt Reinach in seiner Definition der Dantonschen Absichten! Politik der Mäßigung und des Maßhaltens nach innen wie nach außen — sie würde, hätte man sie sich entwickeln lassen, zur Festigung der Republik geführt haben, zur Errichtung freier Demokratien im ganzen westlichen Europa, im freiwilligen Anschluß an das Frankreich der Revolution! Diese Politik würde ohne Frage den großen Traum des Richelieu ausgeweitet, veredelt und so verwirklicht haben, sie würde nicht nur unseres Landes Grenzen bis an den Rhein vorgeschoben, sondern es überdies noch zum Beschützer der westlichen Gaue Deutschlands gemacht haben; sie würde das alte Gallien in vollem Gleichgewicht wiederhergestellt und seiner lateinischen Bevölkerung als freiwillige Beisteuer die Stützmauern aus germanischem Blut geschenkt haben.

Die Politik des aggressiven Patriotismus triumphierte. „Durch ihre Ausschreitungen hat diese Politik die Stimmung herabgeschwächt und die Revolution zur Erschöpfung gebracht," schreibt immer noch Joseph Reinach. Sie hat Frankreich ebenfalls zur Erschöpfung gebracht. Sie hat die Reaktion vom Thermidor gezeugt, das Direktorium, Bonaparte, das Kaiserreich... Die Verträge von 1815 sind auf geradem Wege aus ihr entsprungen. Über die Kriege Napoleons hat Herr de Bonald in hohem Stil einen nachlesenswerten Abschnitt geschrieben: „Wenn man

nachdenkt über Bonapartes Expeditionen, wenn man beobachtet, wie sie letzten Endes, nachdem sie unsere Kräfte an Menschen und Geld erschöpft hatten, alle uns zum Ruin und unseren Nachbarn zum Vorteil ausgeschlagen sind, dann kann man es sich nicht verwehren, bei ihm einen geheimen und tief eingewurzelten, mit der Muttermilch eingesogenen Haß auf Frankreichs Namen zu argwöhnen; dann begreift man leicht, wie ein Mitglied des englischen Unterhauses vor dem gesamten Parlament hat sagen können, daß die Engländer ihm eine goldene Statue widmen sollten — ihm als dem Manne, der sich am stärksten verdient gemacht hätte um ihr Land ..." Kindisches Gerede eines Königsparteilers, grenzend ans Lächerliche, dem großen Kaiser, der über Frankreich einen helleuchtenden Purpurmantel, umwoben mit Ruhm, geworfen hat, einen „geheimen und tief eingewurzelten Haß auf Frankreichs Namen" zuzuschreiben. Reine Wahrheit jedoch, richtig bestimmt und abgemessen, ist die Feststellung, daß die Ergebnisse der napoleonischen Kriege in der Vergrößerung Englands bestanden, das dreißig Jahre vordem geduckt worden war durch den Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten, und in der Herabminderung Frankreichs, das, an Menschen arm, vom Rhein abgedrängt wurde. Als Napoleon von den Wiener Verträgen erfuhr, soll er ausgerufen haben: „In welche Lage bringt man dieses Land, dem man seine natürlichen Grenzen raubt?" Er war einer von denen, die verantwortlich waren für das Unheil, nicht der einzige. Er hatte nichts anderes getan, als daß er zu seinem Vorteil, zugunsten seiner genialen Konzeptionen und alsdann seiner Cäsarenträume, die Politik des aggressiven Patriotismus der Kirchenmänner und der Fanatiker nach dem Vorbild von Robespierre [1]), von Saint-Just fortentwickelte; eine

[1]) Die Gerechtigkeit gebietet, daran zu erinnern, daß Robespierre in diese Politik hineingetrieben worden war, daß er mit unendlich

Politik, die, wie es allzuoft vorkommt in diesem flammenden Lande, das Übergewicht gewonnen hatte über die vernunftbeherrschte ruhevolle Politik der überlegten Staatsmänner.

„Die Geschichte wird über die Nationen, die am großen Kriege teilgenommen haben, ihr Urteil fällen weniger nach den Motiven, aus denen sie sich hineinbegeben haben, als nach den Ergebnissen, die sie aus ihm zu ziehen wissen", hat ein vom positivistischen Geist seiner Rasse durchtränkter Engländer gesagt.

Welche Ergebnisse hat Frankreich aus dem Weltbrand gezogen?

Die beiden politischen Richtungen, welche im Jahre 1793 die Namen Robespierre und Danton verbildlichten, boten von neuem einander die Stirn. Man hat Dantons Richtung mit brutalem Griff ausgeschaltet. Die Politik des aggressiven Patriotismus hat den Sieg davongetragen. Hat man sie wenigstens folgerichtig durchgeführt? Hat man es verstanden, sie zu verwirklichen? Hat man sie ausgeführt, wie es einst der Konvent und Bonaparte taten, bevor der Wahnwitz des großen Mannes Frankreich in die Kriege des großen Pomp gestürzt hatte? Sehen wir uns die Tatsachen an.

Eine Macht, England, hat den Imperialismus in die Wirklichkeit umgesetzt. Ihr Erfolg findet einzig in der gigantischen Entwickelung zweier großer Reiche seine Schranken, die am Horizont aufsteigen. Sie hat nichtsdestoweniger mit Meisterhand „den Sieg in ihren Sieg" umgewandelt, nach dem Ausspruch eines großen Schriftstellers. Sie hat einige Millionen Quadratkilometer in ihren Besitz gebracht. Wir haben ihr die Herrschaft über die Meere preisgegeben, die Oberhoheit über einen Teil

---

viel Mut alles getan hatte, um den Krieg zu verhüten, den Ludwig XVI. und die Gironde gewollt hatten.

des Erdkreises, ohne daß es uns, abgesehen von der Rückgabe der uns geraubten Provinzen, verstattet gewesen wäre, etwas anderes einzuheimsen als die Brosamen, die von der Tafel fielen.

Am 7. März 1919 sagt der „Daily Telegraph": „Die britannische Flotte ist aus dem Kampf hervorgegangen so übermächtig, wie sie noch niemals war. Zu Beginn des Kampfes gab es in den europäischen Gewässern fünf große Flotten, deren Macht häufig schwankte. Deutschland, Österreich-Ungarn, Rußland haben aufgehört, Seemächte zu sein. Wir sind Herren der Meere, soweit unsere Halbkugel in Frage steht, bis zu einem Grade, wie unsere Vorfahren ihn niemals erreicht haben." Und in einem Buche mit dem Titel „Das Europäische Chaos", das übrigens scharf durchdacht ist, stellt ein englischer Schriftsteller, der nicht in den Verdacht des Imperialismus geraten kann, folgendes fest: „England hat im Kriege triumphiert; es ist voll unermeßlicher Hoffnungen und verspürt alle die anspornenden Wirkungen des größten Sieges der Weltgeschichte, eines Sieges, der seinem Imperium ungeheure Gebiete anfügt, der ihm volle Bewegungsfreiheit zur See gibt, eine unanfechtbare Macht über enorme Erdbreiten, und Perspektiven, die, wie Lloyd George sagte, mächtiger und zwingender sind als alle, die es je in seiner Geschichte gekannt hat."

Fraglos ist vieles zu sagen über diese Perspektiven! Ein Land, so groß es auch sei in der Kontinuierlichkeit seiner Blickrichtung, in der Hartnäckigkeit seines Willens, läuft Gefahren, wenn es seinem Ehrgeiz die Zügel schießen läßt. Es scheint mir, als würde das alte England; nicht allein das bewundernswürdige England Gladstones, nein, sogar das England Beaconsfields, vor einem übermäßigen Machtzuwachs sich gefürchtet haben. Man strebt nicht ungestraft danach, ein Alexanderreich zu begründen. Auf jeden Fall kann man nicht danach streben, ohne Neid und Furcht zu erwecken, und Großbritannien stößt heute in

allen Ozeanen auf sonderlich mächtige Nebenbuhler, von denen der eine, der nächstliegende, die Vereinigten Staaten meine ich, nach den Worten von Lord Robert Cecil aus dem großen Kriege die gleichen Vorteile gezogen haben soll, die England nach den napoleonischen Kriegen zufielen. Selbst wenn wir unsere Blicke vom großen Schauplatze der Welt abwenden und auf das kleine Europa richten — nur zu oft werden wir Gelegenheit haben, dieses Epitheton zu rechtfertigen —, hat England Frankreich nötig, wie Frankreich seiner bedarf. Und ich, der Mann, dem man lächerlicherweise eine vorgefaßte Feindseligkeit gegen Großbritannien zugeschrieben hat, der ich ganz im Gegenteil jedoch im Hinblick auf die Erhaltung der abendländischen Kultur wie auf das Wohl meines Landes die enge Vereinigung zwischen Frankreich und England, die ich nur auf Gleichberechtigung begründet sehen will, für wesentlich halte, ich beklage das Mißverhältnis in der Machtverteilung, das die Verträge des Herrn Clemenceau geschaffen haben, nicht allein weil es mein Land in seinem Kräfteverhältnis trifft, sondern auch weil ich fürchte, daß es der innigen Zusammenarbeit der beiden Nationen schade.

Ich halte mir wohl vor Augen, was unsere Verbündeten erwidern können, was sie auch erwidert haben: „Es war an Ihnen, Ihre Interessen zu verteidigen. Sie haben sich Herrn Clemenceau anvertraut, aus freien Stücken, nicht wahr? Wir haben, wohlverstanden, seinem Aufstieg zur Macht und seinem Verbleiben am Steuer durchaus fern gestanden" — niemand kann daran zweifeln. — „Worüber also beklagen Sie sich?" Welch enge Auffassung von internationaler Politik! Im Laufe der Unterhandlungen von Agadir erinnerte mich Herr Jules Cambon an ein Wort von Thiers: „In der Politik darf es einem nicht allzu gut gelingen." Man soll sich davor hüten, insbesondere wenn man am Friedenstisch Verbündeten zur Seite sitzt, die man auch weiterhin für Bündnispartner halten muß, zu deren

Nachteil man nicht seine Erfolge anstreben darf, deren Interessen man im Gegenteil füglich verteidigen sollte, genau wie man seine eigenen verteidigt — um eine Prägung aufzugreifen, die den Briten ans Herz gewachsen ist. Eine These, über die sich streiten läßt! Zugegeben. Unbestreitbar ist, daß jenes Argument, das man gegen uns ins Feld führt, im Alltag der Beziehungen von Mensch zu Mensch seine Geltung hat, und daß wir es infolgedessen hinnehmen müssen. Warum sind denn nun unsere Interessen nicht genügend verteidigt worden?

Weil die Politik des aggressiven Patriotismus, wie Herr Clemenceau mitsamt den Leuten, die ihn an die Macht getragen, sie verfolgte, der Nation oder den Nationen diente, die danach strebten, rivalisierende See- und Handelsmächte zu vernichten und sich unermeßlicher Gebiete zu bemächtigen, die auf Zerstörung, nicht auf Aufbau bedacht waren — weil diese Politik im Widerspruch stand zu den Zielen, die Frankreich hätte verfolgen müssen. Vor dem Kriege, während der Zeit, wo die Republikaner regierten, befleißigte sich Frankreich, nicht ohne Erfolg, von den großen Weltmächten die eine durch die andere im Zaum zu halten. Jaurès sagte, wir dürften „uns mit Haut und Haar weder an England zum Schutz und Trutz gegen Deutschland noch an Deutschland im Gegensatz zu England ausliefern". Die Prägung schoß ohne Frage über das Ziel hinaus; sie hatte ihre verstimmende Seite. Sie brachte indessen jene tiefe Wahrheit zum Ausdruck, daß Frankreich versuchen müßte, der — unfehlbar ihm nachteiligen — Entwickelung der großen Imperien, die es pufften und knufften, vorzubeugen oder zum mindesten sie aufaufzuhalten. Die Interessen eines Landes bleiben beständig gleich. Als das Unheil hereingebrochen war, mußte unser Vaterland ein Gegengewicht finden gegen die angelsächsische Macht, welche der Krieg schicksalsgemäß zum Wachsen bringen mußte — sei es nun in großen europäischen Nationen, die in geringerer Stärke als

Frankreich aus dem Krieg hervorgegangen waren und sich ihm angeschlossen, seine Richtlinien zu den ihrigen gemacht hätten, sei es in einem Zusammenschluß von kleinen um die Republik gesammelten Staaten. Für den einen wie für den anderen Fall drängte eine Politik unter Ausschluß der Leidenschaft, eine Politik des Maßhaltens und gleichzeitig der Überredung sich auf; wir mußten Gebrauch machen von dem großen Aktionsmittel, von dem unvergleichlichen Hebel, wie die französische Revolution es uns in die Hand gab; wir mußten unter Proklamierung unserer Prinzipien, unter erinnerndem Hinweis auf das Ideal von 1791, von 1792, unter Angleichung unserer Taten an unsere Worte die Entfaltung der europäischen Demokratien vorbereiten, die wir durch Aussöhnung, durch Großmut in unsere Richtung, in den Bannkreis des lateinischen Geistes gezogen hätten.

Die von dieser Politik nichts haben wissen wollen, die, weil sie nicht oder zu gut begriffen hatten, die große moralische Rolle unseres Landes verkannt haben, (die mit seinen Interessen übereinstimmte), die zum Vorteil für andere Mächte die Politik des reaktionären Fanatismus betrieben haben, die noch nicht einmal auf die Entschuldigung sich berufen können, daß sie glänzende Arbeit verrichtet haben bei der großen Plünderung der Welt, der sie Vorspann geleistet haben, und aus der sie nichts heimgebracht haben als ärmliches Strandgut —: diese Leute werden einige Rechenschaft abzulegen haben vor dem Tribunal der Geschichte.

Ist es ihnen wenigstens gelungen, die wirtschaftlichen und finanziellen Probleme zu lösen, die 1815 gar nicht, 1870 kaum sich erhoben, die 1919 jedoch alle anderen Fragen beherrschten?

Nur einige Absätze über ein unermeßliches Gebiet, das hier zu behandeln ich nicht die Absicht habe — sie würde lächerlich

sein —, an dessen Prüfung ich vielleicht einen ganzen Band wenden werde!

Man hat das Europa von 1914 nicht ohne Einsicht mit einer gigantischen Fabrik verglichen, die nach der Prägung des Herrn Hoover, des großen Amerikaners, der eine Zeitlang Lebensmitteldiktator war, hundert Millionen Menschen mehr umfaßte als sie ernähren konnte, und der ihre Speisung nur gelang durch Austausch der Produkte, wie sie aus ihren Werkstätten kamen, gegen die Lebensmittel, welche das amerikanische und australische Neuland oder die alten Länder Asiens lieferten. Der Krieg hat natürlicherweise die Fabrik aus den Fugen gebracht, die Beziehungen zwischen den Völkern, aus denen sie sich zusammensetzte, zerrissen, hat diejenigen unter ihnen, die sich Verbindungen nach außenhin bewahren konnten, gezwungen, ihren Kredit an die neuen Weltteile zu veräußern, fürchterliche Schulden zu kontrahieren, um sich Lebensmittel und Rohstoffe zu verschaffen, hat diejenigen, die von den Meeren abgeschnitten waren, gezwungen ihre Lagerbestände zu erschöpfen, die winzigsten Brocken ihrer Habschaft zu verwerten, sich selbst zu verschlingen. Nach Beendigung des Krieges gab es nur ein Mittel, die wirtschaftliche und finanzielle Ordnung wiederherzustellen: nämlich Europa noch enger zu solidarisieren als vor dem Kriege, alle Völker zu gemeinsamer Arbeit aufzurufen. Eine allgemeine Formulierung, die vielfältige Anwendungsarten nach sich gezogen haben würde, auf die wir im einzelnen nicht eingehen können, von denen wir eine gewisse Anzahl immerhin nach Möglichkeit durchblicken lassen wollen!

Zwei wesentliche Aufgaben: finanzielle Sanierung, wirtschaftliche Wiederherstellung. Für die Sanierung der Finanzen gab es nur eine Methode, ohne Frage unter Schwierigkeiten nur zu bewerkstelligen, aber dennoch zu verwirklichen. Man mußte die europäische Schuld verdünnen, sie internationalisieren, und

durfte sich dabei nicht schrecken lassen durch den allgemeinen Gesamtbetrag der Anleihen, durfte diesen phantastischen Ziffern kaum Beachtung schenken, durfte als Grundlage nur die Wirklichkeiten annehmen, das heißt die jährliche Belastung durch die Zinsen und durch die Amortisierung, mußte diese Gesamtbelastung zunächst revidieren und aufs mögliche Maß zurückführen, um sie dann auf alle Völker zu verteilen nach Maßgabe ihrer Kräfte und ihrer Verantwortlichkeit, wobei von allen Ländern eine ungleiche, aber wirksame Beteiligung an der gemeinsamen Last durch gleichförmige oder doch in der Struktur gleiche Steuern zu erlangen gewesen wäre. Man mußte beispielsweise zu erlangen suchen, daß in der ganzen Welt eine Besteuerung der Transporte eingerichtet würde, zu verlangen selbst von den fernliegenden Ländern, die an der Erholung Europas interessiert sind. Man mußte zum allermindesten die Verfügung treffen, daß alle Nationen des alten Kontinents direkte Einkommen- und Vermögenssteuern zu tragen hätten nach einem und demselben Verteilungssystem, in einer Verankerung, die Hinterziehungen vorgebeugt hätte, festzulegen auf verschiedene Ansätze, die auf den besiegten Völkern schwer gelastet, die Sieger und die Neutralen geschont hätten. Die solchergestalt geschaffenen Einkünfte wären dann gesammelt worden und wären verwandt worden für den Zinsendienst und die Sicherstellung der schleunigen Amortisierung sowohl der während des Krieges kontrahierten Schuld wie auch der anderen, die entspringen mußte aus den rechtmäßigen Wiederherstellungen, welche die Besiegten uns schuldig waren. Ein einfaches Schema, das unendliche Modalitäten mit sich zieht, dessen herrschende Ideen man jedoch im Auge behalten muß: Erschaffung einer europäischen Schuld, zusammengesetzt aus den Kriegsschulden und den Wiederherstellungsschulden — finanzielle Deckung, zu erlangen durch Beisteuern von allen Staaten, die so zu berechnen sind, daß die besiegten Völker eine merklich schwe-

rere Last zu tragen haben als die Sieger — Beteiligung der Neutralen.

Um wirtschaftlich das Unheil wieder gut zu machen, brauchte man nur den Ländern des alten Kontinents das Arbeiten und Produzieren zu ermöglichen, brauchte man es nur zu unterlassen, sie in ihren Bemühungen zu behindern durch übertriebene Zolltarife oder durch neue Hindernisse für den Warenaustausch, brauchte man nur der entfesselten Profitgier Widerstand zu leisten. Man hat dazu nicht den Mut gehabt und ebensowenig die erforderliche geistige Spannweite, mit dem Erfolge, daß man die extravaganteste Wirtschaftskarte von Europa zusammengeschustert hat, die man sich vorstellen kann. Ich will mich deutlich ausdrücken.

Hätte der Krieg zur Aufrechterhaltung der Großstaaten geführt mit Grenzberichtigungen von geringem Belang, analog denen, die viele frühere Friedensverträge mit sich brachten, dann würde die Aufgabe vernünftiger Unterhändler darin bestanden haben, die Vereinbarungen aus der Zeit vor Eröffnung der Feindseligkeiten wiederaufleben zu lassen unter stellenweiser Ausbesserung, unter Hinzufügung einiger allgemeiner Verfügungen mit der Bestimmung, unlauterem Wettbewerb oder mißbräuchlicher Ausbeutung der tatsächlichen Monopole vorzubeugen. Da der Weltkonflikt dazu geführt hatte, daß Europa aus den Gelenken gelöst, daß eine Reihe von neuen Staaten geschaffen war, mußten Vorsichtsmaßregeln systematisch getroffen werden. Man durfte es den ins politische Leben gerufenen Nationen nicht gestatten, die industriellen und kommerziellen Ströme zu durchschneiden. Man durfte es nicht zulassen, daß durch Europa ein stacheliges Netz von Zollgrenzen sich winde. Es war die Einsicht am Platze, daß, wenn man die europäische Fabrik wiederherstellen wollte, die vor dem Kriege sich wohl oder übel abgefunden hatte mit den alten Zollschranken, weil sie seit langem

eingerichtet waren, weil die Produktion demgemäß sich gleichzeitig gegliedert und organisiert hatte —, daß man dann diese Hindernisse nicht noch steigern, vor allem aber keine neuen schaffen durfte, in die Kreuz und die Quere. Man hat nicht acht gehabt darauf. Man ist der Beobachtung aus dem Wege gegangen, daß unter der Herrschaft des Freihandels die territorialen Trennungen, selbst wenn sie künstlich, willkürlich verfügt sind, keinerlei Unzuträglichkeiten mit sich bringen, vom wirtschaftlichen Standpunkt aus versteht sich, daß es jedoch unter der Herrschaft des Schutzzolls sich nicht so verhält. Was liegt vom Standpunkt der Austauschbewegung aus daran, daß eine Tschecho-Slowakische Republik, ein Jugoslawisches Königreich sich begründet hat auf den Trümmern des alten Österreich — was liegt daran im Augenblick, wo die Produkte wie in vergangener Zeit zwischen Wien und Prag, zwischen Budapest und Serajewo frei hinströmen können! Dagegen wird nun alles auf den Kopf gestellt, wenn die neuen Staaten die Freiheit haben, Schutzzölle einzurichten ganz nach Belieben, wenn sie, in den Besitz von Kohlengruben gelangt, welche 1914 die Hochöfen versorgten, die heute durch eine Grenze von ihnen getrennt sind — wenn sie nun sich bemüßigt sehen, das Erz oder die Kohle mit Taxe zu belegen, Einfuhr oder Ausfuhr nach ihrem Gefallen zu untersagen. Eben dies hat man jedoch geschehen lassen. Man hat über die ganze Fläche des alten Kontinent hin Zickzacklinien von Zollabsperrungen gestattet, die auf das gleiche hinauslaufen wie dichte Verschläge zwischen Werkstätten in einer und derselben Fabrik, die auf einander angewiesen sind.

Trotzdem war es ein Grunderfordernis, entweder diese Gelegenheit zu ergreifen, um den europäischen Freihandel zu organisieren, oder, wenn man der Ansicht war, die Stunde für diesen großen Fortschritt habe noch nicht geschlagen, zum mindesten einen wirtschaftlichen Kodex festzulegen, der allen Ländern

ihre Entwickelungsmöglichkeiten verbürgt hätte. Was wäre rechtmäßiger und notwendiger gewesen als dieses: den Völkern, die man zur Freiheit berief, deren politische Emanzipation natürlich den Wiederaufbau Europas nicht hindern durfte, diesen Völkern eine Gesamtheit von Regeln oder von Bürgschaften auferlegen, an deren Spitze das Verbot gestanden hätte, bei der Einfuhr oder der Ausfuhr die Rohstoffe und die unerläßlichen Lebensmittel mit Zolltaxe zu belegen? Einige von diesen Regeln hätten dann ausgedehnt werden müssen auf alle großen Länder. Ist es zulässig, daß eine Nation, welche die Natur reichlich mit Kohle versehen hat, mit dem täglichen Brot der Industrie, daß diese Nation einen übermäßigen Nutzen zieht aus diesem Vorzug? Kann man es hinnehmen, wenn sie den Preis der Kohle beim Export hinauftreibt durch irgendein Verfahren, und wenn es ihr so gelingt, ihrer eigenen Industrie einen Vorsprung zu verschaffen vor der ihrer Verbündeten von gestern, und zugleich den nämlichen Verbündeten — die sich gezwungen sehen, den Wert der Kohle sowie den hinzutretenden Zoll zu zahlen — einen kolossalen Tribut aufzuerlegen?

Doch diese unausmeßbaren Probleme, von denen wir eben einige angedeutet haben, — wer hat an sie gedacht unter den Staatsleuten des Kontinents, die, von solchen Alltäglichkeiten gelöst, in einem Flammenzelte thronten? Sie haben sich scheinbar nicht einmal dazu herabgelassen, die Leute zu befragen, welche Ratschläge, Warnungsrufe hätten geben können. Was unser Land anbelangt, wurde jedenfalls kein Wirtschaftler, kein Finanzmann beauftragt, der dieses Namens würdig gewesen wäre.

So ist man denn bei dem unwahrscheinlichsten Tohubohu in Wirtschaftsleben und Finanzwesen gelandet, bei einem Tohubohu, das Europas Existenz lähmt, seine Lebensquellen versiegen läßt, das seine Wechselkurse auf den Kopf stellt, indessen sein Vermögen auseinanderbröckelt, indessen das gleiche Europa, das ehe-

mals das Weltall ausgebeutet hat, nunmehr zwei große Länder seiner früheren Märkte sich bemächtigen sieht, indessen seine Kunden von gestern sich von ihm lösen und sich auf Selbstversorgung hin organisieren. Wenn die Völker des alten Kontinents sich nicht einigen, wenn sie sich nicht organisieren, um gemeinsam zu arbeiten, dann werden sie bald die Schwierigkeiten zu verspüren bekommen, die es mit ihrem Fortleben haben wird. Das kontinentale Europa wird einem wachsenden Elend zum Raub fallen und fortschreitend verkümmern, selbst wenn es nicht einen plötzlichen Wirtschaftszusammenbruch erleben sollte, wie manche ihn voraussehen, selbst wenn es nicht von neuen Krisen, von revolutionären Krämpfen durchrüttelt werden sollte, wie man sie anbrechen sieht — und treten sie ein, so werden sie den nicht wieder gutzumachenden Sturz des Festlandes beschleunigen.

Und Frankreich?

Zwei Lebensfragen außerhalb des europäischen Problems: die Wiedergutmachung der auf seinem Gebiet angerichteten Verwüstungen, die Ablösung seiner äußeren Schuld. Welche Verfügungen wurden getroffen?

Die erste Frage machte lange zu schaffen. Sie gab Anlaß zu endlosen Schwätzereien. Sie würde in einigen Minuten zum Vorteil für unser Land gelöst worden sein, wenn man sich an die vierzehn Punkte des Präsidenten Wilson gehalten hätte, von denen der eine speziell bestimmte, daß die besiegten Völker verpflichtet sein würden, die Schäden wieder gutzumachen, die den Zivilbevölkerungen und ihrem Eigentum zugefügt worden waren. Aber die Nationalisten hatten in unser Land das Schlagwort geworfen: „Deutschland hat alles zu zahlen." Man hatte es von den Dächern gepfiffen, der Gesamtbetrag der Kriegsaus-

gaben würde bei dem Angreifer einkassiert werden. Die „Action Française“ war noch weiter vornean gewesen. Sie hatte den „Anteil des Kriegers“ erheischt. Noch heute kann man an den Mauern Fetzen von Plakaten sehen, deren Anschlag die Royalisten besorgt hatten, auf denen den Soldaten verheißen wird, sie würden nach der Heimkehr dank der „Action Française“ mit einem netten, von Deutschland ausgezahlten Kapital ausgestattet werden. Schmachvolle Demagogie, für die eine krasse Unkenntnis der Wirtschaftsfragen, was sage ich? der menschlichen Möglichkeiten als Erklärung nicht ausreicht — geschweige denn als Rechtfertigung! Gefangen in der Politik des Fanatismus, die ihrer Art nach den Menschen in Dummheit sperrt, gebunden durch die Erklärungen, die sie abgegeben hatten, und von denen sie dennoch — wie konnte es anders sein — unbedingt wissen mußten, daß sie nicht zu verwirklichen waren —, so suchten Herr Clemenceau und seine Minister sich von den Punkten des Präsidenten Wilson frei zu machen. Die Verlegenheit war groß, da vor Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens ausgemacht worden war, daß der Friede auf der Grundlage der vierzehn Punkte geschlossen werden sollte. Was war zu tun? Herr Lloyd George regt ein Auskunftsmittel an: man wird die Texte derartig dehnen, daß in der dem Feinde abzufordernden Summe das Kapital für die Pensionen einbegriffen sein wird, die allen Verwundeten, allen Kriegsverstümmelten, den Frauen und Kindern aller gefallenen Soldaten zu gewähren sind. Man spendet auf französischer Seite dieser eleganten Auslegung Beifall. Man gewinnt mit Mühe nur, sagt man, den Präsidenten der Vereinigten Staaten dafür. Aber es gelingt doch. Merkwürdiger Sieg für Frankreich! Seine Vertreter haben so getan, als wüßten sie nicht, daß die Zahlungsfähigkeit der besiegten Völker, selbst unter der Voraussetzung, daß sie wieder zu vollem Wohlstand gelangten, immerhin be-

grenzt war, daß sie weit hinter dem riesenhaften Gesamtbetrag zurückblieb, der bei der Zusammenzählung der Materialschäden mit dem Kapital für Pensionen, die auf dem Budget aller siegreichen Länder stehen, sich ergeben hatte, daß man daher entweder eine Reduzierung der verschiedenen Schuldforderungen auf Pari vornehmen mußte oder eine Unzahl von Jahren warten, bevor man die aufs Papier geworfene Ziffer voll und ganz erreichte. So wird die rechtmäßig von Deutschland verlangte Summe für den Wiederaufbau unserer verwüsteten Départements nicht voll ausgezahlt werden — oder in Fristen, die dem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen. Versteht es sich nicht von selbst, daß man auf die Einfügung des Kapitals für die lebenslänglichen Pensionen in die Reklamationsliste — wenn es überhaupt zulässig war, diesen Weg zu beschreiten — nur unter der ausdrücklichen Bedingung eingehen durfte, daß zu unseren Gunsten die Zahlungen für Materialschäden den Vorrang erhielten? Im Falle, daß es unmöglich gewesen wäre, Herrn Lloyd George zur Annahme dieser Übereinkunft zu bringen, in diesem Falle wäre es immer noch tausendmal besser gewesen, wenn man die merkwürdige Auslegung des Wilson-Textes hätte ausscheiden lassen, die man uns „liebenswürdigerweise“ vorgeschlagen hatte. Herr Keynes, dessen bemerkenswertes Buch über die wirtschaftlichen Folgen des Krieges ich mir nicht mit allen seinen Thesen zu eigen mache, hat in dem Vorwort zu der französischen Ausgabe seines Werkes gesagt, daß so, wie sie die Wiederherstellungsfrage behandelten, „die Leute, mit denen Herr Clemenceau sich umgab“ — ich bewundere die Eleganz der Wendung — „an *Frankreichs Interessen Verrat übten*“.

Prägungen, wie sie nur zu leicht einem in die Feder fließen! Summarische Formulierungen! Ich will mir diese nicht zu eigen machen. Ein Mensch kann sich täuschen — zum Schaden für sein Land, gewiß! Eben dieses hat sich, der Art nach, ereignet.

Schwerer fällt es mir, muß ich gestehen, zu begreifen, wie es kommen konnte, daß die Leute, denen Frankreichs Vertretung oblag, nicht den Erlaß der interalliierten Schuld forderten, daß sie hierin nicht die Lebensfrage für unser Land erkannten.

Der Krieg, so habe ich vor dem Staatsgericht gesagt, wird mit Eisen, mit Kohle und mit Menschen geführt. Frankreich hat die Menschen hergegeben .... die Leiber von 1 385 000 seiner Kinder düngen die Schlachtfelder, während Großbritannien, Italien und die Vereinigten Staaten zusammengenommen nicht mehr als 1 550 000 von den ihrigen haben fallen sehen. Wenn man die Bewohner im Alter von zwanzig bis vierundzwanzig Jahren in Betracht zieht, so stellen diese Verluste folgendes prozentuale Verhältnis dar: 20 % in Frankreich, 10 % in Großbritannien und Italien, ein geringfügiger Prozentsatz in den Vereinigten Staaten. Unser großherziges Land hat also reichlich sein Blut vergossen für das gemeinsame Wohl. Es hat dafür von seinen Verbündeten das Eisen und die Kohle erbitten müssen, daran es ihm fehlte. Man hat es ihm gegeben. Ich täusche mich: man hat es dafür bezahlen lassen. Frankreich hatte die schreckenvollste Schädigung zu erdulden, die man sich vorstellen kann — angesichts seiner dünnen Bevölkerung, angesichts der Kurve seiner Geburtenziffern, die seit Franz I. ohne Unterlaß sich in absteigender Linie bewegt —, eine Schädigung, die durch nichts wieder gut gemacht werden kann, für die es auf keine Weise, in keiner Form entschädigt werden konnte. Aber seine Verbündeten durften ihm wenigstens nicht die Bezahlung der Muniton abverlangen, mit der sie die gefallenen Helden versorgt hatten. Es gab nichts zu erbetteln; es galt nur Gerechtigkeit zu verlangen; es ging um die Brandmarkung Shylocks; es galt die Annullierung der interalliierten Schuld zu erzwingen. Eine Frage, über die man mit Stillschweigen hinwegging! ! !

Was ist das für eine Schuld? Was ist Frankreich England und

Amerika schuldig — nicht etwa den Privatpersonen, die niemand um ihr Recht zu bringen gedenkt, sondern den Staaten? Nichts weiter als 26 Milliarden 450 Millionen in Gold, wovon 12 Milliarden 700 Millionen auf Großbritannien und 13 Milliarden 750 Millionen auf die Vereinigten Staaten entfallen. Herr Keynes — es ist in Mode, nicht nur gewisse Thesen von ihm zu kritisieren, über die sich, wie gesagt, streiten läßt, sondern sein ganzes Werk zu geißeln, ohne Frage, weil es zu viele... ärgerliche Wahrheiten einschließt — Herr Keynes hat schreiben dürfen: „Frankreich kann kaum eine volle Wiedergutmachung für die auf seinem Gebiet angerichteten Zerstörungen von Deutschland erlangen, aber es muß doch, obgleich es siegreich ist, seinen Verbündeten und Freunden mehr als das Fünffache der Kriegsentschädigung zahlen, die es als besiegtes Land 1870 an Deutschland gab. Bismarcks Hand ruhte leicht auf ihm im Vergleich mit der wuchtenden Hand eines seiner Verbündeten oder seines Bündnisgenossen."

Dabei ist die Rechnung, die Herr Keynes aufstellt, noch nicht einmal richtig. Er hat die Kurse außer acht gelassen. Bei den gegenwärtigen Kursen ist Frankreich England und den Vereinigten Staaten nicht 26, sondern 66 Milliarden schuldig. Wie werden wir eine solche Bürde ertragen können? Vor dem Kriege, als unser Land noch seinen vollen Wohlstand besaß, hielt es sich kommerziell im Gleichgewicht einzig und allein dank den Rabatten, die das Ausland ihm gewährte als Gegenleistung für die ausstehenden Summen, die Frankreich, damals das große Leihhaus der Welt, über den ganzen Erdball ausgestreut hatte. Um den Kriegslasten zu genügen, haben wir die meisten von diesen Kapitalien veräußert, die uns eine Jahreseinkunft von mindestens drei Milliarden eintrugen. Genau so groß ist nun das Defizit, das in unserem Abschluß entsteht! Dazu wären zu stellen noch einige weitere Milliarden, die für Erfüllung unserer Verpflich-

tungen gegenüber den verbündeten Staaten erforderlich sind. Man mache sich klar, was das bedeutet. Wir würden schon heute — wenn wir nicht die Verfalltage hinausschöben —, wir werden morgen — wenn wir, da alles ein Ende hat, auf weitere Aufschübe verzichten müssen —, wir werden gehalten sein, von unserer Produktion, von der Arbeit unserer Bauern, unserer Industriellen, unserer Kaufleute, unserer Arbeiter eine Summe von mehr als einer Goldmilliarde abzuheben, was gegenwärtig ungefähr drei Milliarden an Abgang ins Ausland für den Zinsendienst der interalliierten Schuld bedeutet. Frankreich ist durch die Angelsachsen finanziell in Vasallenstellung gezwungen. Man hat sich gehütet, es aus dieser Stellung zu lösen, sei es weil man nicht daran gedacht, sei es vielmehr weil man es nicht gewollt hat. Und um Ellenbogenfreiheit zu haben, hat man die Leute zum Schweigen gezwungen, die für ihr Land die Ablösung einer unerträglichen Last verlangt haben würden, die Leute, denen es noch freistand, die Stimme zu erheben, die Leute, welche ermessen hatten, auf welche Schwierigkeiten die wirtschaftliche und finanzielle Wiedererhebung Frankreichs stoßen mußte, welche während des Krieges den Frieden hatten vorbereiten wollen durch Vereinbarungen unter Verbündeten über diese Frage, die Leute, die Frankreich und Italien, Länder in der gleichen Lage, mit den gleichen Interessen, zu vereinigen gedacht hatten zu gemeinsamen Forderungen der Gerechtigkeit.

Eine fürchterliche Lage, deren Ernst man bei alledem nicht übertreiben darf. Eine Lage, für die man Heilung schaffen kann, wenn man es versteht, alles Bramarbasieren auf die Seite zu schieben, die Abschweifungen der nationalistischen Rattenfänger zu verwerfen, wenn man entschlossen den Realitäten ins Auge schaut in dem Willen, sie auszumessen und sich nach ihnen zu richten!

Im Jahre 1920 gehören die Realitäten der Welt, nicht mehr Europa an. Die Männer von 1870, besser gesagt, die Männer, welche sich die Denkart von 1870 bewahrt oder sie hingenommen haben, sollen sich nur die Augen auswischen. Die Welt angeschaut! Den Blick über die Gegenwart hinaus gerichtet! Vielleicht werden sie dann begreifen, daß es Politiker gibt, deren Lehre der ihrigen widerspricht, weil diese Leute ihrem Gesichtskreis keine engen Grenzen gezogen, weil ihr Begriff von den Interessen ihres Landes zu weit ist, als daß sie diese Interessen in eine kurze Zeitspanne einfangen, auf einen engen Winkel in Europa konzentrieren könnten.

Was bedeutet denn heute Europa? Wohin treibt es? Ein Schriftsteller, Herr Valéry, behauptet, daß es „werden wird, was es in Wirklichkeit ist: ein kleines Kap des asiatischen Festlandes"[1]. Was auf jeden Fall feststeht, ist dieses: „Der Schwerpunkt der Welt verschiebt sich." Zwei große Reiche, die Vereinigten Staaten und Japan, sind im Hinströmen des letzten Jahrhunderts erstanden. Nichts hätte ihren Aufstieg verhindern können; er war schicksalsbestimmt. Er würde indessen harmonisch eingeklungen sein in die verlangsamte Entwicklung eines zum Gipfel gelangten Europa; die unvermeidliche Umgestaltung des Erdballs würde sich vollzogen haben mit der Milde und Langsamkeit der Naturkräfte, wäre der große Krieg nicht ausgebrochen, oder wäre er, im Falle des Ausbruchs, von kurzer Dauer gewesen. Ein Friedensschluß im Jahre 1915 würde die Welt in dem Zustande erhalten haben, in dem sie vordem sich befand. Die Unterzeichnung eines Friedensvertrages im Jahre 1917, im Augenblicke, wo die amerikanischen Staaten sich in den Konflikt stürzten, aus dem sie eine Kraft und ein Prestige von seltener Art schöpfen sollten, geeignet, ihnen die wirtschaftliche Aus-

[1] P. Valéry: La Crise de L'Esprit. „Nouvelle Revue Française" vom 1. August 1919.

dehnung höchlichst zu erleichtern, ein solcher Abschluß würde das Übel eingedämmt haben. Da er sich über nahezu fünf Jahre hinzog, hat der Krieg die langsam fortschreitende Entwicklung überstürzt. Wie Herr Demangeon in seinem schönen Buche „Der Verfall Europas"[1]) bemerkt, „hat der Krieg Europa gezwungen, im Fremdland Käufe zu tätigen, die es in Verschuldung gestürzt, seinen früheren Schuldnern schuldpflichtig gemacht haben; durch Zerstörung der Güter hat er unseren Erdteil zum Neuaufbau gezwungen, wodurch er der Mittel verlustig geht, neue Reichtümer für den Austausch zu schaffen; schließlich hat er Unmassen von Menschen getötet und so eine Quelle der Tatkraft, der Lebenskraft, zum Versiegen gebracht". Und währenddessen sind die Vereinigten Staaten, ist Japan — sie blieben unversehrt — gewachsen. Heute bemächtigt sich Japan des Stillen Ozeans, versucht es China wie Korea auf sein eigenes kulturelles Niveau zu heben, berührt es Indien, träumt es von einer großen Liga, deren Herz es selbst sein würde, die fast alle Völker Asiens umgreifen würde — man will sie auffordern, die europäische Vormundschaft abzuschütteln. Es proklamiert, daß Asien den Asiaten gehört. Die Vereinigten Staaten haben schon lange versichert, Amerika gehöre den Amerikanern, aber Südamerika entschlüpfte ihnen. Es war mit Europa verbunden. Der Krieg hat die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem alten Kontinent und dem lateinischen Amerika umgestaltet, hat dieses der europäischen Waren, der finanziellen Unterstützung durch die französischen und englischen Großbanken beraubt und hat solchergestalt Brasilien, Argentinien, Chile gezwungen, sich den Vereinigten Staaten zuzuwenden, die den leeren Platz ausgefüllt haben. In einigen Jahren hat der Pan-Amerikanismus riesenhafte Fortschritte gemacht; von ihm sagt Herr Demangeon, er sei

[1]) A. Demangeon, Dozent an der Sorbonne, „Le Déclin de l'Europe" (Payot).

„eine aus materiellen Interessen und sentimentalen Strebungen gebildete Lehre“, und man könne ihn definieren als „die freie Entfaltung des gesamten Amerika unter der wirtschaftlichen Kontrolle der Vereinigten Staaten“.

Und so wird — ein außerordentlicher Rückschlag der Entwickelung — Europa, die Mutter so vieler Kolonien, ein amerikanisches Kolonisationsgebiet. Der angeführte Autor zeigt in ergreifenden, von Tatsachen, Statistiken, Ziffern gespeisten Abschnitten, daß kein europäisches Land dieser Mitarbeit entgeht, daß man überall die amerikanischen Geschäftsleute mit ihren Kapitalien und ihren Erzeugnissen findet.

Es bleibt nur eine europäische Macht noch bestehen, die mit den beiden Reichen sich messen kann: Großbritannien. „Nicht so schwer getroffen wie seine kontinentalen Verbündeten und Feinde, zieht es auch weiterhin aus seinen Kapitalsanlagen im Ausland ungeheure Einkünfte; mit seinen ‚Dominions‘ jenseits der Meere bildet es stetsfort eine starke Gemeinschaft; an die Neuaufrichtung nach dem Kriege wendet es die beharrliche Tatkraft, die seine Größe geschaffen hat; vom Tage nach dem Waffenstillstand an sah man seine Schiffe und seine Reisenden wieder auf den alten Märkten; nirgends läßt es Gewonnenes fahren; ja, es faßt Fuß in neuen Stellungen“[1]. Und zwar weil England sich nicht hat einreden lassen, daß „die Realitäten in Europa liegen“[2], weil es sich seit Jahrhunderten über die Welt ausgedehnt hat, weil es ihm gelungen ist, die wirtschaftlichen und finanziellen Verluste, die der Krieg ihm versetzt hat, auszugleichen durch die Erwerbung unermeßlicher Gebiete in Afrika und Asien, wo seine Lage es stark macht im Widerstande gegen die beiden großen Rivalen, die ihm erstanden sind. Ohne Frage hat es mit beträchtlichen

[1]) A. Demangeon a. a. O.

[2]) Diese Prägung ist gewissen Franzosen ans Herz gewachsen!

Schwierigkeiten zu kämpfen: Schwierigkeiten in Irland, in Ägypten, in Indien; aber sein wunderbarer politischer Sinn wird ihm die erforderlichen Umstellungen diktieren. Als einzige unter den europäischen Mächten kann es ohne allzu großes Entsetzen der Verschiebung der Weltachse zuschauen. Vor allem hat es sich durch den Vertrag von Versailles mit der Herrschaft über die Meere belohnen lassen, welche es nunmehr sich nicht wird entreißen lassen.

Wie kann nun Frankreich seine Partie ausspielen zwischen jenen leviathanischen Mächten, welche die Welt zu überfluten drohen? Es hat nichts gewonnen als die Rückgabe dessen, was ihm gebührte: Elsaß-Lothringens; es hat jenseits der Meere sich kaum vergrößert; es blutet aus den Wunden der auf seinem Gebiet angerichteten Verwüstungen, deren Last noch keine finanzielle Beisteuer erleichtert hat; es wird zu Boden gedrückt durch eine fürchterliche äußere Schuld; es ist schrecklich heimgesucht worden — und das ist seine empfindlichste Stelle — durch den unermeßlichen Menschenverlust. Bei alledem aber verfügt unser Land über derartige Federkraft — so viele Male hat es diese bewiesen, so prächtig hat es sie bestätigt durch sein Aufschnellen an der Marne —, und es liegt auch eine derartige Kraft gebieterischer Ausdehnung in der Seele Frankreichs begründet, solange es seinen Überlieferungen treu bleibt — daß es immer noch imstande ist, die große ihm zugefallene Sendung zu erfüllen, die Sendung, die wir durch all diese Abschnitte haben durchblicken lassen: die Mission, West- und Mitteleuropa um sich zu scharen. Miteinander zerfallen, werden die europäischen Staaten in den Todeskampf treten. Vereinigt unter der moralischen Führung der Lateiner mit dem Stützpfeiler des an Erfüllung und Hoffnung so reichen afrikanischen Imperiums, das Frankreich zu seinem Glücke hat begründen können —, so werden sie leben und der wirtschaftlichen und finanziellen Dienstbarkeit entgehen

können, die sie umlauert, werden sie im wesentlichen ihre vergangene Größe wiedergewinnen können.

Eine Idee, die heute weit schwerer ins Werk zu setzen ist als 1915, als 1917, als am Tage nach dem Waffenstillstand, zur Stunde, wo Frankreich so gestellt war, daß es durch Vermählung seines Gedankensystems mit dem des Präsidenten Wilson sich die gerechten Vorteile und gleichzeitig die moralische Hegemonie sichern konnte! Man hat gesagt, „nichts werde den Schaden heilen können, der zu jener Zeit geschlagen wurde". Ich würde diesen Satz unterschreiben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Angelsachsen die Notwendigkeit begreifen werden, Opfer zu bringen — beispielsweise die Steuern aufzugeben, die sie beim Kohlenverkauf von ihren Verbündeten erheben, insbesondere aber die interalliierte Schuld zu annullieren —, um ein Europa wiederherzustellen, dessen langsames Hinsterben Englands Existenz in Frage stellen und selbst die amerikanischen Staaten treffen würde, die den alten Kontinent noch nicht entbehren können, die außerstande sind, das Steuer der Kultur zu führen — wenn ich nicht vor allem davon überzeugt wäre, daß die Lebensnotwendigkeit das festländische Europa zwingen wird, sich zu verständigen und sich zu einigen, den wirtschaftlichen Kodex sich zu eigen zu machen, der gerichtet ist auf den für seine Existenz unerläßlichen Freihandel.

Aber die Wirtschaft ist nur die Dienerin der Politik. Ein Wirtschaftskodex wird bedingt durch ein politisches Gesetzbuch.

Und von neuem erheben sich gegeneinander die beiden großen Grundsätze: der Grundsatz der französischen Revolution, der wahre, der, den Danton verkörperte — und der Grundsatz der Gegenrevolution. Wenn die Politik die Reaktion überwöge, oder, genauer ausgedrückt, wenn sie noch lange sich fortsetzte, dann würde unser Land die schwersten Gefahren laufen. Beseelt von beschränktem Fanatismus, führt die Gegenrevolution zur Rückentwickelung Frankreichs. Sie ist ohnmächtig, europäische Lösungen

im Wirtschaftsbereich zu finden, da sie sich nicht vom engen Schutzzollsystem oder vielmehr vom System der Einfuhrverbote losmachen kann, das die Masse der Kriegsgewinnler fordert, die zu den leidenschaftlichsten Anhängern des Nationalismus gehören. Sie ist noch ohnmächtiger, Lösungen im politischen Bereich zu finden, da sie sich einzig auf Eitelkeit und Haß gründet — beide gleich unfruchtbar —, da sie von nichts träumt als von Unterdrückung, brutaler Beherrschung, von Militarismus, kindischer Auferstehung der Heiligen Allianz von Thron und Altar. Die Leute, die sie unterstützen, wollen nicht verstehen, daß Frankreichs große Kraft in der Welt ihm zuströmt aus den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution, die kein neues Evangelium wird verdunkeln oder verwischen können, da das Evangelium, das unsere Ahnen geschmiedet haben, den Wesenskern oder den Keim allen Fortschrittes enthält. Sie wollen nicht sehen, daß die Sympathien, denen Frankreich im Laufe des Krieges begegnet ist, und denen es noch begegnet, sich bemessen nach den Sympathien für die französische Revolution, welche die Revolution der Menschheit war, daß man unser Land weiterhin durchzubringen vermag nur, wenn man auf seiten der Bewegung von 1789 steht — auf seiten ihrer Vorläufer: der großen Minister aus der alten Monarchie, der großen Geister aus den vergangenen Jahrhunderten — auf seiten ihrer Schüler: der Staatsmänner aus dem neunzehnten Jahrhundert. Man kann nur einem Frankreich dienen, wie es in der Welt sich abgezeichnet hat, und wie die Welt es sich vorstellt.

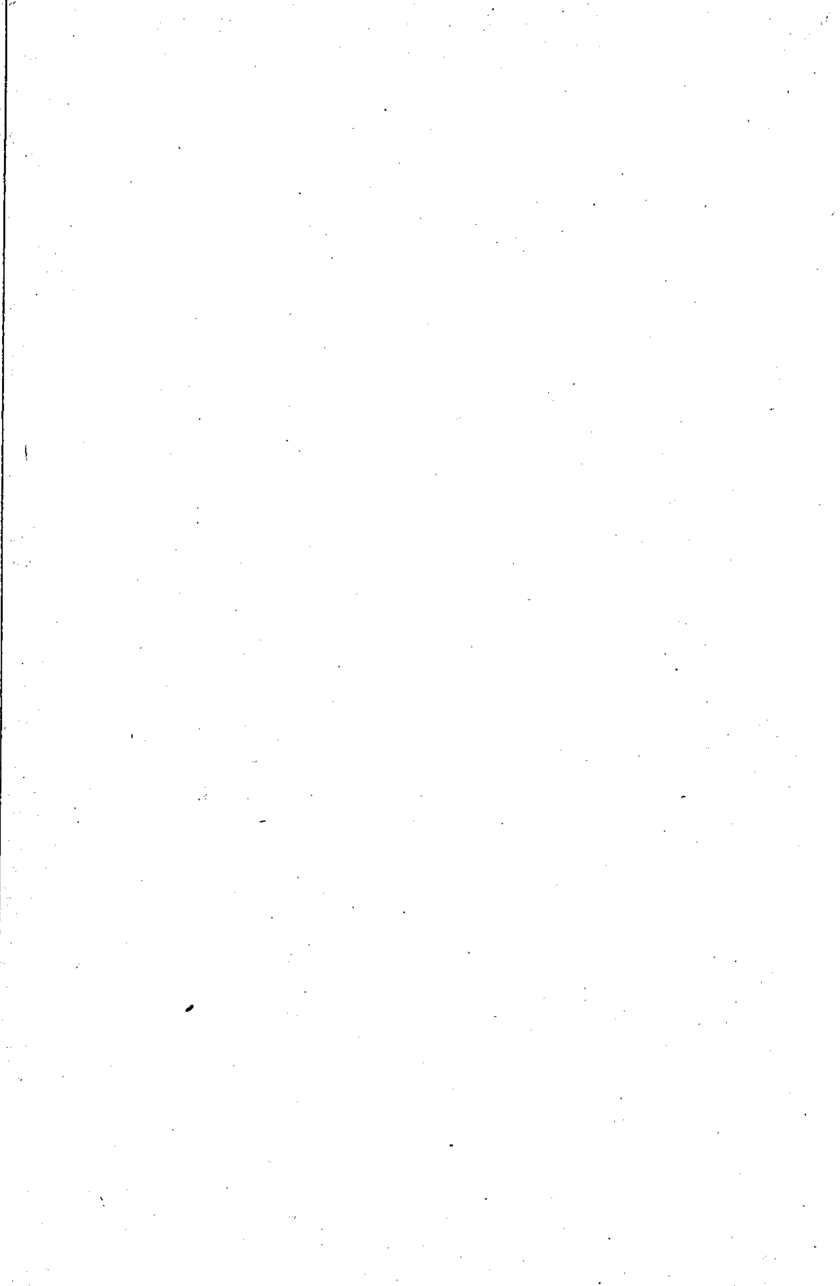
Ich überblicke die Darstellung, die ich in einer mir selbst nicht genehmen Breite von den niedrigen Quertreibereien gegen einen Mann habe entwerfen müssen, wie sie diktiert wurden durch den Parteigeist, durch den Willen zum Mord an einer Politik

der Vernunft, durch den Wunsch nach Erstickung einer zu gewissen Stunden höchst ärgerlichen Stimme; ich erhebe mich über diese Schändlichkeiten hinaus und will mein Buch schließen mit einer Anrufung, die in meinem Gedächtnis jenes Gebet wird aufleben lassen, das ich als kleines Kind einen Redner, der das zweite Kaiserreich geißelte, auf der Tribüne der Nationalversammlung habe sprechen hören.

Möge dieses Land sein Leben führen, fern jedem Vasallendienst, fern jeder persönlichen Gewalt, fern jeder Gegenrevolution, die es zerstören würde! Es ist nicht allein unser Vaterland; es ist eine der höchsten moralischen Instanzen, die es jemals gegeben hat. Ein freies und starkes Frankreich, das seine Rasse erhält ohne Furcht vor reichlicher Einbeziehung der Elemente, deren es zu innerer Bereicherung bedarf, ist die Vorbedingung für jeden Fortschritt der Menschheit. Dank den trefflichen Eigenschaften seines Bodens, dank der glücklichen Durchdringung der Völker, die in ihm sich vollzogen hat, dank der Geistigkeit, die in ihm sich verbreitet hat, dank der Luft selbst, die man hier atmet, kann Frankreich — und einzig Frankreich kann es — der Führer sein für die Demokratien, denen, was man auch tun möge, die Zukunft gehört. Mögen alle, die nach uns kommen, denen es obliegen wird, die Fackeln zu hüten, mögen sie mit gleicher Leidenschaft Frankreichs und der Menschheit Vertreter sein, gemäß unserer großen Überlieferung, in strenger Folgerichtigkeit! Die Liebe zu ihrem Lande, welche sie hegen werden, wird um so tiefer sein, je inniger sie sich verbinden wird mit einem glühenden Willen zum allgemeinen und zum sozialen Fortschritt, je tiefer sie durchdrungen sein wird vom Dienst an der Menschheit, an jener armen Menschheit, die blutend sich hinschleppt im Staub des symbolischen Weges zu den Gipfeln, der nach Renans Worten in Windungen aufsteigt!

Mamers, am 12. Oktober 1920.

Nachwort des Übersetzers



Caillaux, Frankreich, Europa

Wer kennt heute noch die politischen Dichtungen von Alphonse de Lamartine? In einer Zeit, die unermüdlich interessante Kadaver ausgräbt, scheint es mir unerläßlich, an die Marksteine der lebenswichtigsten und blutvollsten europäischen Überlieferungen zu erinnern: unter ihnen steht in der ersten Reihe jener prophetische Toast auf die Zukunft, den Lamartine aus sagenhafter Vergangenheit herüberhallen läßt in eine Zeit, der Europa nicht mehr Dasein, sondern Problem und Forderung ist. Am Kap Finisterre treffen Bretonen und Walliser zusammen; Gemeinsamkeit keltischen Geblüts bestätigt sich, Festland und Insel verkettend, in der Vision eines zu schöpferischer Arbeit brüderlich verbundenen Europa, dem die Gesetzestafeln gemeißelt sind auf dem „Sinai des Friedens", dem wallisischen Gebirg — in der Vision einer in mächtigem Schwung weitausgreifenden Ackerfurche, deren Verlauf den unterirdischen Strömen entspricht, welche Europas Einheit im Unterbewußtsein der Völker begründen.

Widerhall der großen Revolution, jene Dichtung: Echo einer Zeit, die über dem breiten Fundament der Vergangenheit die Turmspitze sichtete und den Flaggenmast, das architektonische Ziel, an dem Europa im Wachsen und Werden sich nunmehr begeistern sollte! Da aber ein reichliches Jahrhundert seither verflossen ist, dürfen wir heute mit einiger Bestürzung uns fragen: was ward aus jenen Überlieferungen, aus jenen Verheißungen? Und einer, dem die europäische Idee weder rhetorische Phrase ist noch ein Traum, den der Tag verleugnet — sondern die welthafte Wirklichkeit, in welcher der Schöpferische lebt und baut —: Joseph Caillaux gibt die erschütternde Antwort in dem mächtigen Schlußwort seines vernichtenden Requisitoriums gegen die Totengräber des Abendlandes.

Die Überlieferungen der großen Revolution verschüttet unter den Zweifeln an der republikanischen Idee, die in Frankreich selbst der leere Formalismus ins Leben rief, in dem die republikanische Politik sich verloren hatte. Entfremdet den natürlichen Kräften des Volkstums, dem organischen Unterbau, wie die bodenwüchsigen, geschichtlich gewordenen soziologischen Schichtungen ihn jedem Lande geben — so spielte die Politik in verdünnter Luftschicht sich ab als Angelegenheit einer locker gefügten, aber allen Feindseligkeiten zum Trotz immer wieder durch Interessen verketteten Zunft, deren Angehörige es verstanden hatten, ihre individuellen Ansprüche mit fingierten Interessen der Allgemeinheit zu identifizieren. Der gleiche Verfall der Politik wie in der athenischen Republik, wo zum ersten Male der Typ des „Politikers als Selbstzweck" erstand und in Alkibiades zu geschichtlicher Prägung gelangte: der Politiker hört auf, im eigentlichen Sinne Volksmann, persönlicher Repräsentant des nationalen Organismus zu sein; er ist jetzt der geschickte Verfechter eines nicht repräsentativen, zusammenfassenden, sondern atomisierenden, zersetzenden Individualismus; er behauptet seinen Sonderstandpunkt durch geschickte Ausnutzung der Gemeinschaftsfunktionen, in die seine Intelligenz ihm jegliche Einsicht gestattet. Er überlistet die Gemeinschaft vom Individualismus her durch Angleichung, durch Mimikry. Es entsprach der zugleich individualistischen und „soziablen", gemeinschaftsfähigen Veranlagung des französischen Volkes, wenn im republikanischen Frankreich die reine Politik ausgesprochen alkibiadischer Prägung sehr bald die dienende, die organische Politik verdrängte, und wenn Paris unserer Zeit ihren Alkibiades schenkte in der Gestalt des Georges Clemenceau. Heute von seiner Wählerschaft — die ihn kurz vorher noch zur Macht getragen — verjagt mit den Rufen: „Panama!" — „Aoh yes!" — versteht er es, morgen sich Eingang in den Senat zu verschaffen, durch eine Zeitung die Meinung der Boulevards und der „Couloirs" zu beeinflussen — und schließlich die Diktatur über Frankreich, ja, wie es einen Augenblick scheint, über Europa an sich zu reißen. Heute destruktiv, zersetzend gegen jegliche

Staatsautorität gewendet — ohne sich zu fragen, ob er nicht mit seiner Kritik um jeden Preis dem Nationalfeinde Wasser für seine Mühlen liefert — morgen Bekenner und rücksichtsloser Verfechter der Autorität (wie er selbst sie vertritt), Verfolger der „Flaumacherei", Ankläger eines Mannes, von dem er behauptet, er habe die nationale Einheit dem Feinde gegenüber kompromittiert. Er weigert sich, die gegenrevolutionäre „Action Française" durch Zensur zu verfolgen unter Berufung auf die Idee der Freiheit, er sucht Caillaux aus der Freiheit noch nicht einmal öffentlich ausgesprochener Gedanken einen Strick zu drehen. Freiheit, Nation: nur formale Akzente noch, mit denen man die eigene öffentliche Existenz betont, nur Mittel noch, durch die man sich in der Öffentlichkeit Resonanz verschafft — Konventionen im Grunde, wesenlos und ohne tiefere Verbindlichkeit. Wenn dieser Mann bei alledem seine — freilich herostratische — Größe hat, so ist es, weil er in Dynamik und Intelligenz hoch über das Mittelmaß der übrigen Politiker seines Schlages hinausragt; weil er bis zur äußersten Konsequenz seinem Ehrgeiz und seiner aus pseudo-libertärer Grundstimmung erwachsenen Anglophilie Genugtuung verschafft; weil er schließlich der vollendete Repräsentant seiner Gattung ist und als solcher ein Monument — wenn auch der Schande — bleibt.

Als Reaktion gegen diese Verdünnung, diese Auflösung der nationalen Wesenheiten, diese Mechanisierung der nationalen Existenz entstand im Vorkriegs-Frankreich eine geistige Bewegung, die in Henri Bergson ihren Mittelpunkt hatte und jenseits des Nationalen, jenseits der Konvention das Wesentliche, blutvoll Lebendige, Organische und Welthaltige sich erobern wollte: entweder man suchte den Katholizismus und die organische Gefühlsstruktur des mittelalterlichen Frankreich neu zu erwecken, oder man brach auf, um die Dimensionen eines neuen grenzenlos modernen Jahrhunderts zu durchmessen, sich seiner kosmischen Inhalte zu bemächtigen. Auf jeden Fall wollte man: Durchblutung, Verinnerlichung, Ausweitung und vitale Steigerung. Wo aber war die synthetische Kraft, die all diese Stre-

bungen binden, vom romantischen Ressentiment reinigen — und ihnen auch politisch Leib geben konnte?

Der es gekonnt hätte, hieß Joseph Caillaux: gleich hellsichtig für die lebendigen Überlieferungen der Vergangenheit und für die Forderungen, die im Organischen begründeten Ideale der Zukunft, war er der Weise, der aus den leibhaften Phänomenen, aus Land und Volk, heraus dachte und im Vorhandenen seine Bestimmung sichtete. Er wollte dem Dienst an der Nation seine Zielrichtung nach innen geben und damit den lärmenden, äußerlichen, aggressiven Nationalismus ausschalten; er wollte zunächst im Sinne der Sauberkeit und der Gerechtigkeit den inneren Ausbau Frankreichs vergeistigen und festigen, wollte das Blut wahrhaften Lebens durch alle Adern der Nation jagen — und plante den Aufbau eines Wirtschaftsstaates, der autonom neben dem politischen stehen und eigengesetzlich funktionieren, sich selbst regulieren sollte — eines Staates, in dem die Idee des alten Ständestaates in einer den neuen Verhältnissen angepaßten Form wieder aufgelebt wäre. Er wollte dann — Sozialist im Innern — in der äußeren Politik die Idee des Freihandels — Vorbedingung und Krönung des manchesterlichen Liberalismus — zum Triumph führen, dem Warenvorrat der Erde die Wege freimachen, auf daß er automatisch von seinen Kumulationspunkten in die natürlichen Bedürfnisbecken abströmen könne, auf daß der Horizont unseres Wirtschaftslebens sich erweitere und eine Weltwirtschaft erstehe. Verinnerlichung und Ausweitung also, Synthese aus Traditionalismus und radikalem Erneuerungsstreben — was hätte besser dem stürmischen Drängen zum Wesentlichen, das in der Jugend lebte, entsprechen können als das politische Programm dieses über jeden Doktrinarismus der Partei erhabenen Mannes?

Doch man erkannte ihn nicht; denn dieser Politiker der schlichten Sachlichkeit hat stets darauf verzichtet, seine Idee über ihren sachlichen Wesenskern hinaus durch umgehängte Mäntel zu bauschen; er hat es der Geschichte überlassen, seinem Werke die großen Zusammenhänge anzuweisen, in die es hineingehört.

So ward es den Charles Maurras, den Maurice Barrès leicht, die geistige Erneuerungsbewegung in die Bahnen eines Nationalismus zu lenken, der, ein Produkt der Veräußerlichung, immer tiefer in die alkibiadische Verfallspolitik hineinführte, statt sie zu überwinden, der zwar mit organischen Ideen wie dem Regionalismus hin und wieder Buhlschaft trieb, der aber dem Geist der Boulevards verfallen war und mit ihm das Land beherrschen wollte. So hat auch der neuerweckte Positivismus, wie Herriot ihn propagierte, mit seiner Forderung einer geläuterten, von weltgültigen Inhalten erfüllten Republik in den Dienst der anglophilen Politik des Herrn Clemenceau treten und die angelsächsischen Länder als Ursprungsstätten allen Heils proklamieren müssen.

Die geistige Bewegung des neuen Frankreich, zu verstehen und zu würdigen als Reaktion gegen die Veräußerlichung der republikanischen Politik, gegen ihren Mangel an spezifischem Gewicht, hat also statt zu einer Neuerweckung der eigentlichen revolutionären Tradition zu ihrer Verschüttung oder Verneinung geführt. Der Monarchismus gewinnt an Macht; er drängt zum Kriege, weil er den gewaltsamen Umsturz der Verfassung beschleunigen oder wenigstens die Republik schwächen muß; und auf der anderen Seite sucht das republikanische Frankreich, dem inneres Fundament, starkes Daseinsgefühl abhanden gekommen, großenteils den Anschluß an England, dessen Liberalismus einem Georges Clemenceau als dem libertären Ideal Frankreichs wesensverwandt erscheint.

Ja, winkt denn nicht drüben an der wallisischen Küste der „Sinai des Friedens", von dem Lamartine spricht? Es gab in der Tat eine Zeit, da England der kontinental-europäischen Kulturgemeinschaft aufs innigste verbunden war: da — um das schlagende literarische Beispiel zu geben — die keltischen Sagen, die Galfrid von Monmouth sammelte, von französischen Dichtern formal bewältigt wurden in Grals-Epen, die wiederum in Deutschland ihre metaphysische Ausdeutung fanden. Seitdem aber hat gerade der wirtschaftliche Liberalismus England vom Kon-

tinent getrennt: da die kontinentalen Staaten, im Merkantilismus befangen, sich wirtschaftlich abschlossen, sah England, das sein liberalistisches Wirtschaftssystem auf den Freihandel anwies, sich zur Schaffung seines Empire, seines eigenen Wirtschaftskosmos gezwungen. Nun erlebte es eine gewaltige kaufmännische Entfaltung — und im inneren Dasein der Nation das Umsichgreifen rein kaufmännischen Geistes, der schließlich alles andere überwucherte; nun gewann es die Herrschaft über die Meere, an der es im Interesse seines Imperiums festhalten, die es verteidigen mußte mit allen Mitteln der List und der Gewalt; nun hatte sein Lebenszentrum sich nach Asien hin, in sein Kolonialreich, verschoben, hatte es sich selbst aus Europa ausgekreist. Dem Kontinent gegenüber konnte es nur noch auf Herrschaft bedacht sein.

Joseph Caillaux hat dieser Hypertrophie des englischen Imperialismus gegenüber das richtige Kampf- und Heilmittel gekannt und empfohlen: Annahme des freihändlerischen Systems durch alle Kontinentalstaaten. Man hat es nicht gewollt, hat es bekämpft, aus Kurzsichtigkeit und egoistischem Partikularismus: man hat es vorgezogen, auf eigene koloniale Entwicklung in großem Stil zu verzichten und zu England in ein Verhältnis freiwilliger Unterordnung zu treten. Die Reaktionäre, die Chauvinisten beförderten diese Entwicklung: sie sahen den Gegner nur jenseits des Rheins — wo allerdings Kriegshetzer laut genug lärmten, um den französischen Gesinnungsgenossen Wasser für ihre Mühlen zu liefern — und sahen vor der preußischen Gefahr, die man selbst mit Vorbedacht durch Provozierung vergrößerte, die englische Gefahr nicht, der Clemenceau dann sein Vaterland auch wirklich mit Haut und Haar ausgeliefert hat — Caillaux weist es nach.

Caillaux sah Frankreich vor dem Kriege zwischen Skylla und Charybdis stehen, zwischen Preußen-Deutschland und England. Er empfahl und trieb — in der Agadir-Krise — eine Politik des klugen Lavierens und der langsamen organischen Annäherung, des Ausgleichs und des Brückenschlagens — er betont in seinem

Buche selbst die symbolische Tatsache, daß er der Sohn eines Ingenieurs vom Brücken- und Chausseebau („ponts et chaussées") ist. Er wußte, daß es einer langen Zeit der Ruhe noch bedürfe zur Durchführung seiner großen freihändlerischen Idee; und er wußte, daß ein Krieg das kontinentale Europa auf lange Zeit hinaus zerreißen, Frankreich aber isolieren und in Abhängigkeit von England bringen würde. Sein Pazifismus war bewahrend, konservativ: er wollte Europa vor dem Zerfallen bewahren, das es zu einem „Kap Asiens" machen würde, wollte die Tradition jener europäischen Kulturgemeinschaft retten, von der wir sprachen; sein Pazifismus war im höchsten Grade patriotisch: er wollte Frankreich seine Geltung in der Welt, die Möglichkeit inneren Wachstums erhalten!

Er unterlag. Die Kurve jener weitausgreifenden Ackerfurche, die Lamartine sichtete, ist zersprengt. Statt schöpferischer Arbeit fünf Jahre hindurch nichts als wüste Zerstörung. Daß auch die französischen Nationalisten, nicht die deutschen allein, ihr vollgerüttelt Maß an Schuld zu tragen haben: das weist sein Buch heute nach. Es ist ein Beweis für die innere Größe dieses Mannes, daß er nicht mit bitterem Hohn und halber Schadenfreude seinen Verfolgern das katastrophale Ergebnis ihrer Politik vor Augen hält, daß er nicht mit der Vision des Untergangs alle europäischen Hoffnungen erschlägt: daß er vielmehr mit sachlicher Ruhe allen, aber auch allen Motiven, auch den nur irgendwie entlastenden, nachspürt, daß er über der Sorge um die Rettung Europas zum Schluß des höhnischen Triumphs über seine Gegner vergißt, daß er trotz allem seinen Glauben an Europa, an seine Wirklichkeit und Unsterblichkeit, bekennt, daß er zur Rettung uns Wege weist. Daß diese Wege sämtlich über die erbarmungslose Ausmerzung eines jeden aggressiven Nationalismus in allen Ländern gehen: darüber läßt er uns allerdings nicht im Zweifel. (Welches Verdienst allein dieser Nachweis: daß stets die Nationalisten des einen Landes denen des anderen die Geschäfte besorgen!) Aber er läßt es beim Negativen nicht bewenden: er umreißt ein Programm für die Lösung der dräuend-

sten Fragen, dessen Durchführung vielleicht eines Tages doch die Verhältnisse erzwingen.

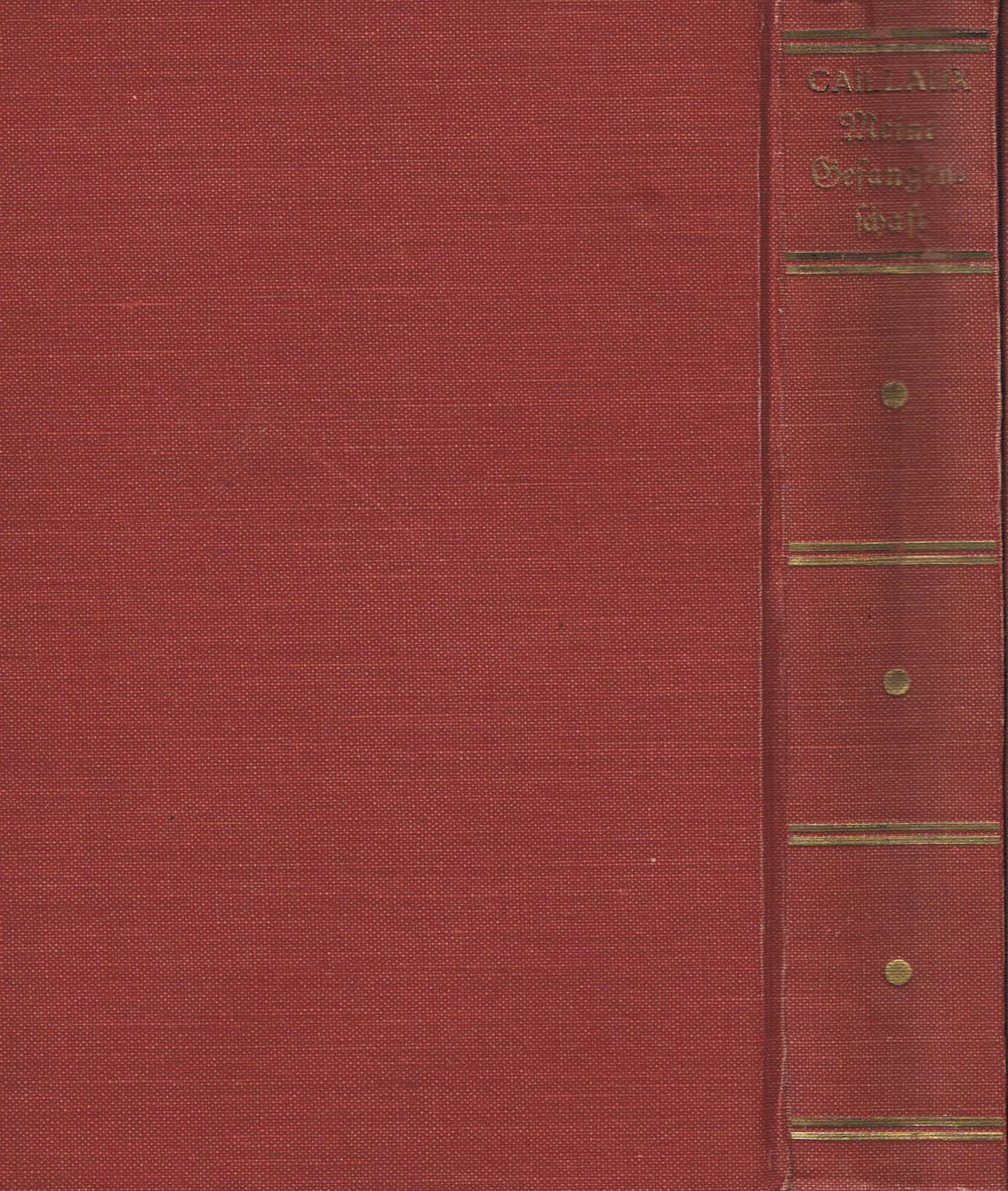
Dann wird man Joseph Caillaux zu finden wissen, den europäischen Staatsmann, den Clemenceau auf zehn Jahre vom politischen Leben ausschließen ließ durch ein Verfahren, das dem athenischen Ostrakismus, dem Scherbengericht, sich vergleichen läßt: denn auch dieses diente nicht der Ahndung wirklicher Verbrechen oder Vergehen — man hat Caillaux zum Schluß kein einziges mehr zum Vorwurf gemacht —, sondern der politischen Lähmung von Männern, die durch ihr Format dem Durchschnitt lästig, durch ihr Wesen dem vorherrschenden Politikertyp gefährlich waren.

Potsdam, im April 1921.

Victor Henning Pfannkuche

Inhaltsübersicht.

Seite


CAILLAUX
Meine
Gefangen-
schaft